Bavar.
2965 mo
14 Wolf

Bajerische Geschichte

für

alle Stände des Vaterlandes

ohne Unterschied

von

den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1832

von

Dr. Joseph Heinrich Wolf.

Das Gute reift langsam; aber gewiß.

Vierter Band.

München, 1833.
Bei E. A. Fleischmann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bajerische Geschichte

von

den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1832.

Vierter Band.

Bajerns Glanz und Bajerns Ruhm unter seinen ersten Königen.

Von dem Regirungsantritte Max, des Vaters, bis zum Abschiede Königs Otto I. von seinem geliebten Vaterlande.

1799 — 1832.

Vorwort.

Die unerwartet günstige Aufnahme meines Werkes und die wirklich überraschende allseitige Verbreitung desselben in allen Theilen des Vaterlandes und selbst im Auslande veranlaßt mich, am Anfange dieses vierten und lezten Bandes einige aufrichtige Worte mit den zahlreichen verehrten Lesern dieser Geschichte zu sprechen, um von ihnen in Beziehung auf die ersten drei Bände und den folgenden besser verstanden zu werden. Allen jenen, die bisher im Inlande wie im Auslande meine Arbeit öffentlich gewürdiget oder unpartheiisch rezensirt haben, statte ich hiemit meinen Dank ab, eben so jenen Männern, die mich durch gütige Zuschriften auszeichneten, ermunterten und ehrten. Kein noch so kleiner Wink soll verloren gehen, wenn derselbe nicht auf Vertilgung oder wenigstens Verschleierung der Wahrheit

abgesehen ist. Wahrheit ist das Element der Mathematik, und die Geschichte ist im Grunde auch nichts weiter, als die lebendige, die angewandte Mathematik der Vorsehung in den Schicksalen ihrer vernünftigen Geschöpfe.

Als ich die Geschichte meines Vaterlandes zu schreiben begann, stand mir der Entschluß vor der Seele, in einem so wichtigen Unternehmen mit der Hilfe Gottes Alles aufzubieten, was den Inhalt des Werkes lebendig und nüzlich machen könnte. Ich glaubte, eine Geschichte ohne Würdigung ihrer Thaten, ohne gerechte Anerkennung ihrer Verdienste und ihrer Fehler sei nur eine Häufung von Thatsachen, beschwerlich für das Gedächtniß, und fruchtlos für die Seele. Ich wollte nicht, daß meine Leser den Tod, sondern daß sie Leben in der Geschichte fänden, das war mein Wille. Ich bearbeitete daher die Geschichte pragmatisch. Daß nun meine Urtheile das Gepräge meiner Individualität an sich tragen, ist eine natürliche Sache; denn jedes Kind hat mehr oder weniger Aehnlichkeit mit seinen Eltern. Durch meine Urtheile konnte ich aber auch eben so natürlich dem Urtheile des Lesers nicht vorgreifen wollen; ich machte ihn nur aufmerksam, daß eine Geschichte nicht allein gelernt, sondern auch überdacht werden könne, und wenn sie nüzlich

sein solle, sogar überdacht werden müsse. Eine von aller Pragmatik entblößte Geschichte ist auch durchaus unmöglich, und sei die Pragmatik auch nur ein Resultat der geschichtlichen Kritik. Zudem schrieb ich mein Werk für alle Stände des Vaterlandes, d. h. für Männer, die fähig sind, zu denken, zu beurtheilen, was sie lesen. Insofern ich also die Beurtheilungskraft des Lesers in Anspruch nahm, hatte ich die Pflicht, diesem Seelenvermögen auch Stoff zur Verarbeitung zu liefern. Meine teutsche Geschichte, die ebenfalls in zwei Auflagen besonders in Nordteutschland eine allseitige Verbreitung fand, und die gleichfalls pragmatisch bearbeitet ist, wurde bereits auf die für mich ehrenvollste Weise öffentlich und zwar von Meistern in dem Fache gewürdiget, ein Umstand, der mich über den lieblosen Tadel gewisser Finsterlinge hinweg sehen läßt.

Die Lebendigkeit und jugendliche Frische der Darstellung wird mir Jeder vergeben, der mit wahrer Innigkeit, so zu sagen mit Begeisterung die Möglichkeit, der Nazionalbildung mit der Wirklichkeit derselben nach beinahe zweitausend Jahren, der die moralischen Pflichten der Menschen mit ihrer Realisirung vergleicht, der so oft die Lüge über die Wahrheit, die Leidenschaft

über die Vernunft, den Eigennuz über die von Christus geforderte Nächstenliebe siegen sieht.

Soll meine Jugend wirklich einen Theil an meiner lebendigen Schreibart haben, so wisse man, daß ich im Oktober 1803 geboren bin, und in der That wenig phantasiereiche Tage verlebthabe. Wer zuerst ein Handwerk lernt, in die Fremde geht, alsdann im Schweiße seines Angesichtes ein Jünger der Wissenschaften wird, der lebt gewiß weit mehr in der nackten Wirklichkeit, als in einer Welt von Idealen, wo man für keine Bedürfnisse und keine Familie zu sorgen hat, sondern auf Kosten des Glückes dem Grabe entgegen taumelt. Uebrigens wünsche ich allen meinen künftigen Werken jugendliche Lebendigkeit; sie ist der nie ermattende Frühling des Lebens und ist besonders in der Geschichte nöthig, wenn sie mit Interesse gelesen werden will. Allen kann ich nicht gefallen. Das wußte ich zum Voraus, ehe ich nur eine Zeile schrieb. Wenn der Schöpfer es seinen Geschöpfen oft nicht recht macht, wie soll's der Mensch dem Menschen jederzeit recht machen! Wenn er nur thut, was er kann, und in dieser Beziehung habe ich mir keinen Vorwurf zu machen.

Daß nach Vollendung des neunten Heftes eine Stockung eintrat, sind die bösartigen Blattern Ursache, die

mich überfielen. Daß ich aber, wie die verstorbene Eos sich ausdrückte, dadurch, daß ich in grellen Farben die Politik der Päpste, insoweit dieselbe nicht allein das Christenthum überschritt, sondern oft schnurstracks demselben entgegen war, schilderte, manchem Leser sein Sterbstündlein verbittert haben sollte, ihm gleichsam die Kirche verdächtig gemacht hätte, einen solchen Vorwurf muß ich mit Verachtung zurückweisen, denn ich selbst bin katholisch, und weiß recht gut, welcher Unterschied zwischen Kirche und Papst ist. Die Geschichte weiß von diesem Unterschiede gar Manches zu erzählen, was ich nicht einmal erwähnt habe, und was erwähnt worden ist, fordert die Wahrheit, und wenn ich selbst als Katholik dieser Wahrheit huldigte, so kann mir Niemand den Vorwurf machen, als hätte ich als Partheimensch geschrieben. Die Bemerkung, als hätte ich die Periode des Garibald, namentlich die Episode des Ewin und der Theodelinde zu sehr in das Gewand der Dichtung gehüllt, weise ich dadurch zurück, daß ich den Hrn. Rezensenten auf Pallhausens Garibald aufmerksam mache, ein längst anerkanntes Meisterstück, das sogar in Hexametern geschrieben ist, und dennoch durch seine vielen historischen Belege einen hohen Werth hat. Eine Periode, wie die des Garibald, die aus Mangel an kritischen Quellen an

und für sich schon sehr dunkel, aber wegen ihres Alters höchst ehrwürdig und seit langer Zeit für uns Bajern eine der liebsten in unserer Geschichte ist, kann auch des dichterischen Styles nicht entbehren, wenn sie überhaupt in der Geschichte stehen soll, und Jedermann weiß, daß die Geschichten aller Nazionen in ihrem Ursprunge den Charakter des Poetischen an sich tragen.

Ich habe übrigens dankbar jene Rezension auf meinem Krankenbette gelesen, und so weit es meine Grundsäze über die Abfassung einer Geschichte überhaupt erlauben, ihre Winke befolgt, und werde sie befolgen. Einen bescheidenen Kritiker als meinen Lehrer anzusehen, dazu bin ich reif genug, wenn ich bedenke, wie kurz das Leben ist, und wie unendlich viel man im Fache der Geschichte leisten kann und soll.

Jeder pragmatische Geschichtschreiber muß politische Grundsäze haben, Grundsäze, die eben auf die Geschichte basirt sind, er muß sich aus der Vergangenheit die Gegenwart und allenfalls auch die nächste Zukunft abstrahiren können. Meine politischen Grundsäze, die mit der Darstellung der Geschichte in der Hauptsache Nichts zu thun haben, sind in dem einzigen Saze „ich bin ein Bajer" begriffen. „Als Bajer liebe ich meinen König

und mein Vaterland, ich hege Ehrfurcht vor den Gesezen und vor der Regirung, ich hasse alle Finsterniß, so weit dieselbe den moralischen Menschen entwürdigt, ich verdamme aber auch alle Aufklärung, wenn ihr Zweck Umwälzung und Anarchie ist. Jede Religion achte ich, wenn sie ihren Bekennern Achtung gibt." Das sind meine politisch-moralischen Grundsäze und ich werde dieselben mein ganzes Leben hindurch nicht verläugnen. Ich habe sie bereits oftmals öffentlich ausgesprochen, ohne Rücksicht darauf, ob ich dieser oder jener Parthei gefalle. Der Leidenschaft zu gefallen, ist schwer mit, und leicht ohne Wahrheit.

Der folgende Band meiner Vaterlandsgeschichte wird nun die Ereignisse der neuesten Zeit enthalten. Diese Ereignisse sind ernst und inhaltschwer. Wir sahen sie sturmvoll, wie ein Heer von Dämonen, unsern Blicken vorüber schweben. Mehr und heftiger, als je, lag die neue Zeit mit der alten im Kampfe. Bajern ist während dieser folgenreichen Periode ein Königreich geworden, Bajern hat durch seinen Vater Max eine Verfassung erhalten. Grosse Männer werden vor unsere Blicke treten; es steht uns nicht zu, sie zu richten. Aber Eines muß der Bajer festhalten in allen Stürmen der Zeit, die Treue zu seinem Könige, die Achtung vor Gesez und Regirung, damit unsere Enkel ihr Vaterland so wieder

finden, wie wir dasselbe von unsern Ahnen empfangen haben, rein von den Verbrechen der Zeit und nur veredelt durch ihre guten Schöpfungen. Wittelsbach ist so oft Bajerns Genius gewesen; vertrauen wir diesem königlichen Geschlechte, und unser Vertrauen allein wird hinreichen, daß jenes allerhöchste Haus auch fortan die Stüze unserer Nazionalität sein werde. Der ehrenvolle Beruf, eine Geschichte des Vaterlandes zu schreiben, ist dann leicht zu erfüllen, wenn man die Schicksale einer Nazion der Nachwelt überliefern soll, einer Nazion, die in allen Stürmen des Lebens wie eine Burg sich um ihren Thron lagert, und Gut und Blut zu opfern nicht scheut, wenn es das Heil des Königs und das Heil des Vaterlandes gilt.

München am Osterfeste 1833.

der

Verfasser.

Vater Max I.

Erstes Kapitel.

Uebergang der alten in die neue Zeit.

O Freiheit! Freiheit! nicht nur der Demokrat
Weiß, was du bist;
Des guten Königes glücklicher Sohn
Der weiß es auch.

Klopstock.

§. 290.

Einleitung.

Wir haben sie gehört die fürchterlichen Faustschläge der Demokraten an die eiserne Thüre der ehrwürdigen Vergangenheit; wir staunten zitternd über die grausenhaften Verbrechen der ersten französischen Revoluzion; das Haupt eines guten Königs rollte zu den Füssen einer wüthenden Jakobinerschaar; es kam das Direktorium und forderte Rache; Napoleon wurde erster Konsul, Kaiser, militärischer Zwingherr und Diktator des Kontinents; seinen Uebermuth sahen wir durch teutsche Gewalt gebrochen; er athmete noch einmal die alte Größe von Elba aus; alle Mächte haben ihn unterdrückt; der kleine Mann, aber große Kaiser, starb auf Helena, während Ludwig XVIII. eine grämliche Regirung unter einem Volke fristete, dessen Partheien jeden

Tag auf eine neue Umwälzung lauerten; er starb, und Karl X. wurde ein Opfer dieser Lauerer. Der königliche Greis lebt in der Verbannung, während Ludwig Philipp auch weder Tag noch Stunde kennt, wo ein zweites Drama seinem erborgten Glanze ein Ende macht; das Alles haben wir gesehen. Was das Schicksal Gutes oder Böses noch bringen werde; wir wissen es nicht, aber wir ahnen, daß der Kampf so bald noch nicht endet.

Alles, was in dem unruhigen Nachbarlande vorgieng, wurde von Teutschland, ja von Europa mit empfunden; alle Staatsverfassungen wankten, und die Prophezeihung des großen Geschichtschreibers, Joh. v. Müller, gieng in Erfüllung. Wie sollten sie nicht wanken! Alles unter der Sonne, alles Menschliche ist dem Wechsel unterworfen. Daß aber die teutsche Reichsverfassung längst morsch sei und einzustürzen drohe, ahnete man. Die Ahnung wurde erfüllt. Die neue Zeit kämpfte sich krampfhaft aus der alten auch in Teutschland hervor. Die Feudalverfassung gieng unter, und auf ihren Trümmern erstand der teutsche Bund und die Souveränität der einzelnen Fürsten. Man gab einzelnen teutschen Stämmen Verfassungen, um gleichsam den Versuch zu machen, wie eine Volksrepräsentazion sich dem Monarchen gegenüber im politischen Leben zu charakterisiren wisse.

Bajern wurde durch die diktatorische Gewalt Napoleons in dieser Periode des Krieges und der Neuerungssucht ein Königreich. Bajern erhielt eine Verfassung. Manche Landtage trugen das Gepräge der in politischen Dingen höchst unruhigen Zeit. Das Hambacher Fest mit seinem demokratischen Schwindel bereitete der Regirung viele Unruhe; aber ernst schreitet der König auf dem monarchischen Prinzipe fort, und das redliche Vaterland huldigt seiner Weisheit und vertraut seiner Regentenkraft.

§. 291.

Die französische Staatsumwälzung — ihre Ursachen und ihre Wirkungen in Beziehung auf Teutschland.

Nach dem siebenjährigen Kriege herrschte im westlichen Europa beinahe ununterbrochener Friede; aber dieser Friede war nur die Ruhe vor dem Sturme. Die Reformazion im sechzehnten Jahrhundert hatte zunächst die Aufklärung gerufen. Von jener Zeit fiengen die Völker an, über Alles, was um sie vorgieng, zu denken. Ihr Verstand erwachte, aber auch ihre Leidenschaft. Dadurch wurde statt einer politischen Reformazion eine politische Revoluzion vorbereitet. Zügellos tadelte und schmähte man Alles, was die Zeit ehrwürdig gemacht hatte. Religion und Sittlichkeit nahmen ab, mit ihnen die Gewissenhaftigkeit in der Beurtheilung bestehender Staatseinrichtungen. Es entstand durch die Verschlimmerung des französischen Hofes und die Entsittlichung eines großen Theiles seines Klerus, durch die gränzenlose Verwirrung in den Finanzen und die cohärente Schläfrigkeit der Regirung überall Unzufriedenheit und laute Klage. Diese stillen Unruhen wuchsen unter dem allseitigen Einflusse einer neuen, alle Gränzen des Herkommens übersteigenden Philosophie. Voltaire, Diderot, d'Alembert, Helvezius und Rousseau gewannen bald ein entscheidendes Uebergewicht über die öffentliche Meinung, ihre Werke wurden mit aller Leidenschaftlichkeit, die dem Franzosen eigen ist, gelesen, und dadurch das Feld der Revoluzion immer vollständiger bebaut. Die Bildung des französischen Volkes gewann durch die Schriften jener Philosophen an Einseitigkeit und leidenschaftlicher Richtung. Erkannte man an einem Dinge einen Fehler, so schloß man, daß das Ganze wenig werth sei und mit der Vertilgung der Form sollte auch das Wesen der Sache vertilgt werden. Zu allem diesen kam die Finanznoth beinahe aller Staaten. Die stehenden Heere kosteten fürchterliche Summen und man konnte sie doch nicht entbehren, weil eben bei dem Mangel an patriotischem Bürgersinne, dann bei der Eroberungslust mancher Fürsten dieselben allein die materielle Kraft der Staaten bildeten.

Die Staatseinkünfte mußten demnach erhöht werden, die Auflagen aber vervielfacht.

Die Regirungen wurden von dieser Zeit an immer kostspieliger, die Finanzen immer verwirrter, die Schulden größer, größer die Zinsen, der Staatskredit geringer, kurz eine schlimme Zeit mußte kommen. Eine unbegreifliche Gleichgültigkeit, ein Versunkensein in den Schlendrian von Jahrhunderten stellte die französische Regirung in den grellsten Widerspruch mit den Forderungen einer weisen Staatspolitik im Innern. Da begann das Volk plözlich die ganze Regirungsmaschine vor seine Kritik zu fordern; diese Untersuchungen aber wurden von den obengenannten Schriftstellern gereizt, sie gewannen an Leidenschaftlichkeit und dadurch war der Grund zur künftigen Revoluzion gelegt. Die Aufhebung der Jesuiten und die daraus folgende freiere Richtung des Erziehungswesens, der weltliche Einfluß auf geistliche Dinge, der nicht selten auf höchst unmoralische Art geübt wurde, die Neuerungen Kaiser Josephs II. in seinen Staaten, die hohe wissenschaftliche Bildung König Friedrichs II. und seine Eroberungssucht, die eroberungssüchtige Politik Rußlands, die daraus hervorgehenden Lügen in den Staatsverträgen, die Verlezung des Völkerrechtes schon durch die erste Theilung von Polen, das täglich mehr sinkende Ansehen der Pforte, die daraus folgenden Eroberungsreize für Rußland, das dadurch gestörte Gleichgewicht der europäischen Staaten, kurz tausend materielle und ideelle Uebel erwuchsen, die man früher theils nicht gekannt, theils nicht gefühlt, oder übersehen hatte, und gaben den Völkern ihren Regirungen gegenüber eine drohende Richtung.

In Teutschland war jedoch dieses weit weniger der Fall, als in Frankreich. Hier war schon das unmoralische Beispiel, welches vom Hofe Ludwigs XIV. und seines Nachfolgers gegeben wurde, nicht geeignet, die immer häufiger gesäten Drachenzähne ersticken zu lassen. Eine unbegreifliche

Blendung verhüllte den Großen die nahenden Stürme der Zeit, die über ihre gleichgültigen Häupter hereinbrechen sollten. Ludwig XVI., ein väterlicher und wohlmeinender, jedoch übel berathener Fürst, stark genug, um die Uebel, welche auf den moralischen und politischen Wohlstande seines Volkes sich lagerten, zu erkennen, aber zu schwach, um das morsche Gebäude des Feudalismus, die krankhafte Staatsmaschine zu heilen und dadurch seiner Gegenwart und Zukunft einen unsäglichen Jammer zu ersparen, dieser unglückliche Fürst trug freilich nicht die Laster des Hofes, an dessen Spize er stand, er konnte sie aber auch nicht unterdrücken. Der hohe Adel schwelgte fort, die Nazion wurde immer ärmer, immer gleichgültiger gegen die Forderungen des Gewissens, gleichgültiger gegen jene Religion, unter deren Deckmantel sie ihre Herren Wüstlinge werden sah, und die Verwirrung nahm zu.

Die Staatsmaschine vegetirte eigentlich nur mehr. Man wußte, daß sie Gebrechen aller Art an sich trage, aber man konnte diese Gebrechen, theils wollte man sie auch nicht entfernen. Das französische Volk aber wuchs an verderblicher Aufklärung, nehmlich an einer solchen Aufklärung, die neben der Ausbildung des Verstandes zugleich die Veredlung des Gefühles vergißt. Die Gebrechen des gesellschaftlichen Baues, die denn doch nur eine Geburt früherer Zeiten waren, schob man auf die individuelle Regirung und eben diese Regirung mußte jezt alle Vorwürfe ertragen, die man früheren Regirungen zu machen sich nicht getraut hatte. Man sah, daß der Hof gerne in den leidenschaftlichsten Genüssen des Lebens schwelgte, man schwelgte selbst darin; aber man schob gerne die eigenen Fehler auf Anderer Schultern.

Dem Herrscher verbargen niederträchtige Schmeichler die traurige Lage des Volkes, und so meinte der König, weil man ihm immer fröhliche Gesichter vorzeigte, es gäbe keine traurigen. Im Schlamme sinnlicher Vergnügungen mit der Marquise von Pompadour verwilderte der mißbrauchte

Ludwig XV. seine Gefühle, vernachlässigte seine Pflichten und lud sich den Haß des unglücklichen Volkes auf. Das königliche Ehebett der sonst so ritterlichen französischen Nazion wurde entweiht, und aus dem Heiligthum der Ehe ein Serail gemacht. Gewissenlose Maitressen erschöpften den öffentlichen Schaz und verderbten das moralische Ansehen des Königs; die du Barri soll allein binnen eines Zeitraums von fünf Jahren 180 Millionen Livres gekostet haben.

So nahm denn die Frivolität des Hofes zu, das ehrwürdige Ansehen des französischen Königs aber immer mehr ab. Ludwig XV. stirbt; und viertausend Millionen Livres Schulden lasten auf dem Lande, die Nazion ist in Gährung, die Religion in Mißachtung, die Sittenlosigkeit an der Ordnung des Tages, die Regirung in allen denkbaren Verlegenheiten, da besteigt Ludwig XVI. den wankenden Thron, zu einer Zeit, wo auch in Teutschland das Ansehen des Reichsoberhauptes durch preussische Eroberungslust und eigenthümliche daraus folgende Gestaltung der Politik geschwächt ward, und immer schwächer wurde, zu einer Zeit, wo Kunst und Wissenschaft auf teutschem Boden mit einer Kraft und genialen Selbstständigkeit, wie nie, wucherte, dadurch aber auch politische Fragen öffentlich anregte und die Gemüther auf eine gewisse Sympathie mit der frivolen französischen Philosophie vorbereitete; zu einer Zeit, wo der Kampf um politische Unabhängigkeit in Nordamerika jene politischen Fragen häufte, und die Theilung Polens in Verbindung mit russischer Eroberungslust ihre Beantwortung leichtfertiger machte; kurz Ludwig XVI. trug die Krone zu einer Zeit, wo sich die Uebel vergangener Jahrhunderte bis zu einem Grade vermehrt hatten, daß man sie nicht mehr läugnen konnte. Eine politische Reform war nothwendig, aber statt einer Reformazion der Art entstand eine Revoluzion, die namenlose Gräuel über die Völker brachte und ein Drama schuf, das bis auf den heutigen Tag noch nicht vollendet ist. Die Wahrheit wird wohl immer siegen; aber der Kampf zwischen ihr und der Lüge kann so blutig und schrecklich sein, daß dabei die Existenz einzelner

Nazionen und ihrer politischen Ordnungen durchaus gefährdet wird. Anarchie ist bei jeder Revoluzion immer eine größere oder geringere Folge, Anarchie ist aber noch nie die Mutter der Ordnung gewesen.

Ludwig XVI. gab sich nun viele Mühe, den drohenden Sturm aufzuhalten, allein wo das ganze Staatsgebäude, vorzüglich aber die Seele desselben, die Ordnung des Staatshaushaltes wankt, da ist ohne eine wesentliche Reform keine ruhige Heilung der Dinge möglich. Aber wesentliche Reformen sind eben auch, weil durch sie so viele altherkömmliche Interessen verletzt werden, gewagt. Derjenige, der sie anstellt, kann nie sagen, ob er nicht auch eine Revoluzion erzeuge. Der König von Frankreich war also zwischen zwei Extremen, entweder mußte er die bisherige Staatsmaschine mit aller nur möglichen Gewalt bei'm Leben erhalten, oder er mußte ohne Rücksicht auf die bestehenden Interessen die politische Unordnung der Dinge in eine Ordnung umschaffen. Beides zu thun, war Ludwig XVI. zu schwach; er that also keines von Beiden, und ließ so recht eigentlich der Zeit ihren Lauf. Dieser aber wurde plözlich so schleunig, daß man ihn nicht mehr einhalten konnte. Die Niederlande gaben eigentlich den nächsten Grund zum Ausbruche der anarchischen Gräuelscenen in Frankreich.

Dort brach wegen der Neuerungen, die Kaiser Joseph II. ohne Rücksicht auf die geistige Höhe oder Tiefe des Volkes anordnete, eine Empörung aus. Alles Volk griff zu den Waffen und die österreichischen Truppen wurden verjagt, Belgien aber von einem Deputirtenkongresse für unabhängig erklärt. England und Preussen hatten, um Oesterreichs Macht zu schwächen, diese Empörung gerne gesehen und sie sogar unterstüzt. Als aber die Volkssouveränetät ausgerufen war, dadurch Adel und Geistlichkeit auf die frivolste Art gefährdet wurden, entstanden neue Partheien, und Kaiser Leopold II. trug über diese den Sieg davon.

Auch in Lüttich und Genf waren Unruhen ausgebrochen, kurz der Geist der Unzufriedenheit spukte allenthalben. Der Zeitgeist wurde überall lebendiger, und wankender dadurch die Ord-

nung der Dinge. Der französische Adel hielt vest an seinen manchmal höchst drückenden Privilegien, die Regirung, welche in ihm eine Stüze gegen das Volk zu haben glaubte, gab ihm Vorschub, und so wurde auch dadurch eine immer mächtigere Scheidewand zwischen Volk und König gezogen.

Die feindselige Stimmung der Nazion gegen den König wurde daher immer lauter und drohender. Die Regirung verlor beständig an Halt und an öffentlicher Achtung. Der Landmann und der niedere Adel und die niedere Geistlichkeit trugen empfindliche Lasten, und diese wurden wegen der Finanznoth, Schulden und wegen auswärtiger Kriege, besonders wegen des kostspieligen Freiheitskrieges in Nordamerika, eher vermehrt, als vermindert. Alle einträglichen Staatsämter, die meisten hohen kirchlichen Würden lagen in den Händen eines verdienstlosen Hofadels, und der Bürger fühlte diese Ungleichheit dadurch vorzüglich, daß er Kunst und Wissenschaft nur in der Sphäre des Mittelstandes am Ergiebigsten gepflegt sah. Abstossend stand der hohe Adel dem niedern gegenüber, und brachte es dahin, daß sich dieser an den Bürger und Landmann anschloß.

So mehrten sich die Elemente der Gährung von Tag zu Tag. Bald sprach man von Nichts, als Menschenrechten, von Volkssouveränetät und anderen von Montesquieu und Rousseau aufgestellten politischen Ideen. Freiheit und Gleichheit spielten schon vorläufig eine große Rolle in allen politischen Tagsgesprächen, und der Abgrund, in welche der französische Hof stürzen sollte, rückte immer näher; immer näher ein Staatsbankerott; und von allen dem suchte man dem Hofe jede nähere Kenntniß aus den Augen zu rücken, beschleunigte aber dadurch sein Unglück. Wie unendlich viel die Umgebung eines Fürsten nüzen oder schaden kann, sah man an König Ludwig XVI.

Endlich merkt man bei dem beständigen Widerstand der Parlamente und der wachsenden Verwirrung in den Finanzen wohl, daß es kein anderes Auskunftsmittel gäbe, als die Zusammenberufung der Reichsstände. Selbst der talentvolle Necker konnte dem gesunkenen Finanzwesen nicht mehr aufhelfen, zudem ward er durch seinen Protestantismus und seine Sparsam-

keit dem verschwenderischen Hofe gleichmäßig verhaßt, und da er dieses wußte, nahm er seinen Abschied. Man sah ihn nun als Märtyrer der guten Sache an, obgleich auch er die Schuldenlast des Reiches hatte vermehren müssen, und verdammte seinen Nachfolger Fleury. An seine Stelle kam bald der Finanzminister Calonne, ein Mensch ohne Grundsäze und Achtung bei der Nazion. Daß sich aber der König dadurch nur mehr in Oppozizion mit dem laut erklärten Volkswillen sezte, war klar, jedoch hielt der Hof troz den verderblichen Zeichen der Zeit immer vest an dem abgenüzten Prinzipe, das Volk sei des Königs, nicht aber der König des Volkes wegen da.

Endlich wußte aber auch Calonne keinen Ausweg mehr und rieth, die Notablen des Reiches zusammen zu rufen, also die Nazion wieder einmal an den Berathungen für ihr eigenes Wohl oder Weh Theil nehmen zu lassen. Der König mochte zum Theil den Sturm einigermaßen voraus sehen und willigte daher nur nach langem Zögern ein. Allein die Notablen bestanden wieder nur aus der hohen Geistlichkeit, dem hohen Adel und dem Hofe ergebenen Staatsdienern. Der eigentlich belastete Stand wurde daher von diesen gar nicht vertreten. Dennoch erfuhr die Regirung, besonders der Finanzminister Calonne einen Widerstand, den man nicht erwartet hatte, aber nur deswegen, weil Calonne, um das laufende Defizit von hundert vierzig Millionen Livres zu decken, eine Steuer, die eben diese hohen Stände bedrückt haben würde, vorgeschlagen hatte. Calonne wurde daher entlassen und das Uebel blieb ungeheilt. Unglücklicher Weise kam durch den Einfluß der Königin Marie Antoinette der Erzbischof von Toulouse an des Entlassenen Stelle. Die Notablen werden entlassen, und Brienne, der früher gegen die vorgeschlagenen Steuern des Calonne gesprochen hatte, sieht sich eben auch veranlaßt, um das Defizit zu decken, jene Abgaben dem Könige wieder vorzuschlagen. Das Parlament von Paris widersezt sich und wird verwiesen. Solche Gewaltstreiche konnten aber das eigentliche Uebel nur vergrößern, statt aufheben.

Wirklich kommt auch das verwiesene Parlament wieder nach Paris zurück, und Brienne glaubte durch die Versicherung, die

Reichsstände bald einrufen zu wollen, diesen Körper einzuschüchtern. Allein derselbe wußte zu gut, daß dieses Vorgeben nur auf die Einregistrirung der beabsichtigten Steuern abgesehen war, und ließ sich nicht verführen. Vielmehr verbinden sich alle Parlamentsmitglieder durch einen Eid, jene Einregistrirung unter jedem Vorwande zu verweigern. Der König löst also alle Parlamente im ganzen Umfange des Königreichs auf, in der unglücklichen Meinung, dadurch die revoluzionären Stimmen zu unterdrücken. Aber sie werden lauter. Alles schreit über Willkühr, Alles will die Parlamente zurück haben, selbst die Beamten des Landes können dem drohenden Sturme nicht mehr gebieten, überall verlangt man einen Reichstag, in einigen Provinzen wächst die dumpfe Gährung schon zum offenen Aufruhr, man rottet sich zusammen, man bewaffnet sich, kurz das französische Volk stellt sich feindlich seinem Königsthrone gegenüber. Da erscheint das Edikt der Zusammenberufung des Reichstages auf den 1. Mai 1789. Necker, von dem die Nazion, weil er ihr zu schmeicheln wußte, alles Heil erwartet, wird aus seiner Verbannung zurück gerufen, und nun glaubt man, das Ungewitter beschworen zu haben. Die Parlamente werden wieder eingesezt, das neue Steueredikt aufgehoben und alle Unzufriedenen athmen wieder neu auf. Alles denkt an die Wichtigkeit des nächsten Reichstages, die Einen sehen in ihm das traurige Bild des vorigen von 1614, die Anderen erwarten von ihm alles Gute. Nur ist die Frage: wie ein solcher Reichstag beschaffen sein soll, ob er aus den oberen Ständen, oder aus den obern und niederen zugleich gewählt werden muß. Ueber dieses Thema erscheinen zahllose Schriften. Endlich kommt man überein, alle Stände vertreten zu lassen, weil man sich schon vor der Wuth des Volkes fürchtet. Die Wahl wird angeordnet und es fließt dabei Blut, ein schlimmes Zeichen für die Zukunft. Der Herzog von Orleans, einmal von der Königin in die Schranken des Anstandes verwiesen, sucht sich auf alle Weise bei'm Volke beliebt zu machen. Er ist ein Mensch von niederer Art, fähig eine Revoluzion hervorzubringen, aber unfähig, ihre Früchte selbst zu genießen. Sein Ziel ist der Thron und diesen will er

erklimmen durch die verbrecherische Lüge, als begünstige er die Freiheit des Pöbels. Dieser Mensch stellt sich gewissermaßen an die Spize der Bewegung und seine Bemühungen, die zunächst nur von der niedrigsten Rachsucht geleitet werden, krönt der fürchterliche Erfolg des Jakobinerklubs.

Die Reichsstände sind gewählt und kommen, zwölfhundert an der Zahl, nach Versailles, zu viel, um eine Revoluzion zu machen, zu wenig, um ihre Strömung zu hindern. Sie kommen, Alle mehr Feinde, als Freunde des Thrones, als wenn Ludwig XVI. die Gebrechen der Zeit geschaffen hätte. Hundertfünfundsiebzig Jahre sind verflossen, seit der lezte Reichstag beisammen war; am 5. Mai 1789 wird der neue eröffnet. Der König hält eine Rede, man jauchzt ihm Beifall zu, nach ihm spricht Necker, und nun beginnen die Berathungen. Man streitet, ob jeder Stand für sich bleiben soll, oder ob alle drei Stände zusammen treten und einen Körper bilden sollen. Sie treten alle drei zusammen, und es wird aus dem Reichstage gegen den Willen des Königs eine Nazionalversammlung. Sie ist es geworden durch Hintansezung königlicher Rechte. Diese Versammlung erklärt sich plözlich für souverän und unabsezbar so lange, bis nicht dem Reiche eine Constituzion gegeben worden sei. Der König hält wieder eine Rede, nachdem er die Nazionalversammlung nicht hat verhindern können und man fragt nach dieser Rede schon weniger, als nach der ersten. Er hat befohlen, seine Beschlüsse zu erwarten, der dritte Stand aber erwartet sie nicht, sondern vertrauend auf die gereizte Stimmung des Volkes konstituirt er sich zu einer eigenen Versammlung, und der Ungehorsam gegen den König ist ausgesprochen. Die Gemeinen sagen plözlich, ihnen habe ausser der Nazion Niemand etwas zu befehlen und sezen dadurch den König unter ihre Füsse.

Des Thrones lezte Stunde schlägt. Mirabeau erklärt jeden Deputirten in Beziehung auf diese seine Eigenschaft als unverlezbar, die Kammer mit ihm und die Volkssouveränetät hat dadurch gewissermassen eine neue Stüze erhalten. Wer einen Deputirten verhaftet, erklärt der dritte Stand, ist des Hochverrathes schuldig. Der König zittert vor der Gewalt die-

ser Repräsentanten und beredet den Adel und die Geistlichkeit, wenn sie sein Leben schonen wollen, dem dritten Stande beizutreten; sie thun's und die Nazionalversammlung in einer Kammer ist fertig; der Thron aber bis zum völligen Umsturze untergraben. Die Empörung hat über das Königthum den ersten und vollkommensten Sieg davon getragen. Es werden daher Truppen um die Hauptstadt zusammen gezogen, um zunächst den Pöbel, der im Solde des Orleans steht, im Zaume zu halten, vielleicht auch den Deputirten Achtung vor militärischer und der darauf ruhenden königlichen Gewalt einzuflössen. Mirabeau hält darüber wieder eine Rede, Paris widerhallt von demagogischen Exklamazionen, die Treue der Truppen wankt durch orleanisches Gold und plebejische Umtriebe, der König wird um Entfernung des Heeres ersucht, und der gutmüthige Ludwig gewährt die drohende Bitte, das Heer zieht ab; aber auch Necker, der die Ursache von allen diesen in der That fürchterlichen Verlegenheiten sein soll, wird durch einen geheimen Befehl des Königs aus dem Reiche verwiesen, dadurch steigt das Murren des Volkes noch mehr und die neuen Minister sind Kreaturen des schwachen Hofes. Unvorsichtige und höchst unzeitige Intriguen haben sie auf diesen Plaz gesezt. Der Pöbel von Paris, als er von der Verbannung Neckers hört, greift zu den Waffen. Auch der ruhige Bürger der Stadt muß, wenn er nicht umgebracht sein will, mit der Hefe des Volkes gemeine Sache machen.

Das Militär zieht gegen die Rotten, man kämpft in den Strassen, die Sturmglocke ertönt in ganz Paris, es ist der 12. Juli 1789, die Nacht bricht an, Mord und Entsezen wird in ihr geboren, die Gährung wird fürchterlich am folgenden Tage, das Volk will Waffen, die Obrigkeit ist verstummt, nur die Wahlherren in Paris können einigermaßen wirken, aber für ein revoltirendes Volk gibt es keinen Gehorsam mehr, es ist brausend, wie der entwurzelnde Sturm, das Hotel der Invaliden wird gestürmt, gestürmt die Bastille und die Besazung auf die niederträchtigste Weise ermordet. Da heißt es, 50,000 Mann Linientruppen ziehen gegen die Stadt an, und die Wuth

wird noch fürchterlicher. Deputazionen zwischen der Nazionalversammlung und dem Könige ziehen hin und her, jene begünstiget den Aufruhr, dieser will ihn unterdrückt wissen; jene will die Errichtung einer Nazionalgarde und die Zurückberufung Neckers, dieser verlangt die Achtung der königlichen Rechte. Endlich gibt der König nach, tritt vor die Repräsentanten, erklärt, daß er die Truppen von Paris und Versailles zurück ziehe, und bittet die jauchzende Versammlung um Schuz für sein Leben und Herstellung der Ruhe.

Es geht eine Deputazion nach Paris, dort werden wieder Reden gehalten, der Freiheit und dem Könige ein Hoch gebracht, Lally wird Bürgermeister der Hauptstadt, und Lafayette Kommandant der Nazionalgarde. Mirabeau meint nun bei all' diesen Dingen, dadurch sei die alte Zeit eingestürzt und der Boden geebnet, eine neue zu bauen. Wohl hat der schlaue Deputirte Recht gehabt.

Die Pariser glauben nicht, daß es der König dadurch redlich meinte, daß er sich in die Arme der Nazionalversammlung warf, und wollen daher, Ludwig solle nach Paris kommen und dem Volke seine Gesinnungen bethätigen. Der König kommt am 17. Juli nach der wüthenden Hauptstadt, steckt die dreifarbige Kokarde auf, es werden wieder Reden gehalten, man ruft auf's Neue dem unglücklichen Ludwig ein Lebehoch entgegen, und in einem fürchterlichen Triumpfe kehrt er nach Versailles zurück. Seinen Bruder, den Grafen von Artois (Karl X.) hat Ludwig nimmer getroffen; derselbe war schon mit seinen Söhnen, den Herzogen von Berry und von Angouleme, fortgereist, um Frankreich zu verlassen. Der ganze Hof hatte für des Königs Leben gefürchtet. Es flieht, wer fliehen kann; denn der berechnende Mensch sieht voraus, daß ein bewaffneter Pöbel und eine rasende Nazion keine auch noch so alte Würde für heilig hält.

Bald bricht auch in ganz Frankreich der Aufruhr los. Orleans und der Jakobinerklub senden aller Orten Proklamazionen aus. Der Pöbel von Paris wird in beständiger Gährung erhalten, durch tausend lügenhafte, und nur auf den Unter-

gang des Königs abgesehene Gerüchte. Und unter solchen Verhältnissen sizt eine sogenannte Nazionalversammlung in Versailles, hält Berathungen über das öffentliche Wohl und führt die Anarchie überall herbei. Lafayette proklamirt einen ganzen Katechismus von Menschenrechten, von allgemeinen philosophischen Staatsmaximen, die in der Ausführung nur für eine platonische Republik, aber für keinen dem Gehorsam und dem Geseze entlaufenen Pöbel, taugen konnten. Robespierre, ein fürchterlicher Jakobiner und anarchischer Despot, der die Tugend nur durch die Guillotine zu erreichen meint, übt allmählich mit seinem rasenden und blutgierigen Klub einen bedeutenden Einfluß auf die ganze Nazionalversammlung. Der Feudalismus wird aufgehoben, die Abgaben sollen gleichmässig vertheilt werden, Lehensrechte, Frohndienste, adelige Gerichtsbarkeiten, alle Zehnten, alle Jagd- und Fischgerechtigkeiten müssen aufhören, aufhören alle Ungleichheit der Stände; was Jahrtausende gebaut, muß eingestürzt werden, Freiheit und Gleichheit muß alle Theile des Staates durchglühen.

Solche und ähnliche Reden hört man in der Nazionalversammlung von Männern, die natürlich weder von einer Verwaltung noch von einer Gesezgebung, insoferne dieselbe eine Fundamentalgesezgebung sein soll, Etwas verstehen. Daß daraus nur eine Anarchie hervorgehen kann, ist klar. Es bleibt nicht bei den Reden, Freiheit und Gleichheit wird von der Nazionalversammlung für alle Franzosen dekretirt, der Pöbel dadurch in die Reihen des Adels und der Rohe an die Seite des Gebildeten versezt.

Von nun an bilden sich auch in der Nazionalversammlung Partheien, die rechte und die linke Seite. Die erste vertheidigt die Grundsäze der Monarchie, die Andere die der Demokratie. Der Einfluß des Königs wird immer machtloser. Die Volksparthei fürchtet aber immer noch das Veto des Monarchen und denkt schon an seine Gefangennehmung. Der Hof sucht also den König zur Flucht zu bewegen. Das erfahren die Orleanisten und Jakobiner und es wird in diesen Klubs die Ermordung des Monarchen beschlossen. Eine andere etwas gemäßigtere Parthei aber will den König in Paris haben. Zuvor sucht man dem Monar-

chen auch eine Bürgerwache beizubringen, und auf der andern Seite durch die wüthendsten Reden das Volk noch mehr zu reizen. Ein gräßlicher Demagog, Camille Demoulins räth, den König nach Paris zu bringen, damit man eine Geisel habe für die Wohlfahrt des Volkes. Es werden Geld und Waffen ausgetheilt, und am 5. Oktober 1789 ziehen die sogenannten Fischerweiber, nachdem sie das Rathhaus in der Hauptstadt erstürmt haben, nach Versailles, um den unglücklichen König zu holen. Der Haufe besteht aus der Hefe des Volkes, etwa 40,000 Mann stark. Ludwig hört eine Gesandtschaft von Volksdeputirten und Weibern an, verspricht in der Noth Alles, was sie will, die Königin dringt auf Flucht, der unglückliche Ludwig bleibt. Am 6. Oktober soll der Hof gemeuchelmordet werden, es ist fünf Uhr Morgens. Nur mit der größten Mühe wird er gerettet. Wäre Ludwig damals geflohen, wie viel Blut hätte er vielleicht der Welt erspart! Das Mordgesindel wird von Versailler Bürgern, nachdem schon viele schuldlose Opfer gefallen sind, zurückgetrieben und der König von Frankreich dennoch gezwungen, in Begleitung der Fischerweiber, nach Paris zu ziehen. Voraus trägt man auf Picken die blutenden Köpfe ermordeter Gardisten und in dieser Gesellschaft reiset der königliche Hof, und ziehet in die Tuillerien ein. Diese früher so glorreiche Residenz der Nachfolger des heiligen Ludwigs ist von nun an das Gefängniß des Königs von Frankreich.

Paris hat die Diktatur über das ganze Land von nun an errungen. Auch die Nazionalversammlung sieht sich gezwungen, ihren Siz in die mit Bürgerblut befleckte Hauptstadt zu verlegen, und heißt von nun an die konstituirende Versammlung. Dreihundert patriotische Deputirte haben ihre Reihen verlassen, weil sie verzweifelten am Wohle des Königs und der Franzosen. Die Güter der Kirche werden eingezogen und der Priester für einen Diener des Staates erklärt; die Besoldungen der Bischöfe werden herabgesezt und die der kleineren Pfarrer erhöhet. Das ist das Vorspiel zum Untergange der Religion selbst. Schon schreit der Pöbel: nieder mit den Priestern, an die Laterne mit den Bischöfen! Es wird zwar ein Marzialgesez erlassen; aber

es fruchtet in den Händen furchtsamer Gemeindeobrigkeiten Nichts. Robespierre sieht ein solches Gesez für ein Verbrechen der beleidigten Nazion an.

Wer möchte bei solchen Ereignissen eine Revoluzion nicht von Grund aus verdammen! Wenn der Mensch zum Tieger werden will, dann muß er revoltiren; er übertrifft dann die Vernunftlosigkeit und Grausamkeit jedes Ungeheuers.

Auf den Antrag des Abbé Sieyes wird nun die Aufhebung aller Privilegien beschlossen, Frankreich in 83 Departements, diese in 249 Distrikte, jeder Distrikt in drei bis fünf Kantone eingetheilt. Der Nazionalconvent soll in Zukunft aus 747 Mitgliedern bestehen, und wer 3 Livres Abgaben zahlt, wahlfähig sein. Jedes Departement soll eine eigene Administrazionsbehörde, jeder Ort eine Munizipalität haben. Der König billigt und sankzionirt alle diese Vorschläge, aber er hat das Vertrauen der Nazion verloren, und was er thut, sieht man für erzwungen an. Seine Lage wird täglich drückender und bedauerungswürdiger. Seine persönliche Freiheit erhält immer engere Gränzen, die Finanzverwirrung des Staates immer weitere. Es werden auf Neckers Vorschlag Assignaten geschaffen, die eingezogenen Güter verpfändet; aber dem tief gewurzelten Uebel des Staatsbankerottes ist nicht mehr zu steuern, zügellos ist das Volk, empörend gegen alles sittliche Gefühl die Presse, der König ein Sklave ohne Ansehen und Macht in den Händen des Pariser Pöbels und einer revoltirenden Nazionalversammlung, die Regirung ohne definitiven Halt, der öffentliche Schaz ohne regelmässige Einkünfte beinahe nur durch verlezte Privatrechte oder durch milde Beiträge erhalten, die Armee ohne einen Führer, die ganze Nazion ohne Ruhe und Gewissen, die Religion ohne Ehrfurcht — und soweit hatte die Revoluzion es gebracht. Tollheit und Wuth führt nie zur Besinnung; nur Erschöpfung und Despotismus kann solchen Mißgeburten des menschlichen Herzens als unvermeidliche Rache folgen. Man denke: die Nazionalversammlung will also eine Konstituzion machen, der König glaubt an Popularität zu gewinnen, wenn er schon zum Voraus derselben, obgleich sie noch nicht gemacht ist, seine Zu-

stimmung ertheilt, er kommt in den Convent, Niemand hat es geahnet, gibt seine Zustimmung zu einem noch nicht geschaffenen Produkte, er wird mit Jubel überhäuft, alle Deputirten schwören auf die künftige Konstituzion, die Nachricht eilt durch Frankreich und ganz Frankreich schwört auch, der König wird mit Jubel überhäuft aber später doch guillotinirt.

Kann die Vernunftlosigkeit eines ganzen Volkes höher steigen? Dem Menschen sind über und unter sich keine Gränzen gesteckt, er kann dem Satan und der Gottheit ähnlich werden.

Die Freude über die Einwilligung des Königs in die noch ungeschaffene Konstituzion führt auf die Idee eines Nazionalfestes. Es soll der Jahrestag der Eroberung der Bastille durch ein großes Bundesfest von ganz Frankreich in Paris gefeiert werden. Das Maifeld wimmelt von Menschen aller Art, der König mit der Nazionalversammlung auf der einen Seite, ein Triumpfbogen auf der anderen, in der Mitte der Altar des Vaterlandes, ringsum die bewaffneten Bürger der Hauptstadt, Lafayette an ihrer Spize. Unter solchen selbst den innigsten Anhänger der alten Verfassung ergreifenden Herrlichkeiten schwört der König und das Volk. Alles ist in diesem Augenblicke Bruder, Einer umarmt den Anderen und alle diese Hunderttausende, mit ihnen ganz Frankreich, haben einen entzückenden Traum geträumt. Das war am 14. Juli 1790. O! welcher Unterschied ist doch zwischen Theorie und Erfahrung, zwischen Idee und Wirklichkeit. Das pompöse Maifest ist vorüber, aber Frankreich hatte eine Staatsschuld von einer Milliarde und achthundert acht und sechzig Millionen und sechzehntausend siebenhundert und vier- und dreisig Livres, gewiß genug, um voraus zu sehen, daß die Revoluzion noch lange nicht enden werde. Man schreitet also auf der einmal betretenen Bahn fort. Der Adel wird aufgehoben, weil er dem Priuzipe der bürgerlichen Gleichheit widerspricht und alle Priester werden verpflichtet, den Konstitutionseid zu leisten. Der heilige Vater verwirft natürlich diese Verpflichtung und der größte Theil des Klerus ist ihm gehorsam. Dem Könige nimmt man sein Entscheidungsrecht über Krieg und Frieden und sezt ihm eine Civilliste von 25 Millionen Li-

vres aus. Dadurch ist der Monarch abhängig gemacht von seinem Volke. Das ist jedoch für die Wohlfahrt des Volkes zu wenig Ersprießliches geleistet, sagen die Jakobiner, ein Haufe wüthender Demagogen, hervorgegangen aus dem Nazionalkonvent, Nebenberathungen unter einem eigenen Präsidenten pflegend in der ausgeräumten Jakobinerkirche, und größtentheils herrschend über die Hefe des Volkes und dadurch fürchterlich für gemäßigte Patrioten.

Auch Orleans gehört zu jener Parthei, die sich bald verheerend über ganz Frankreich verbreitet und alle Grundsäze einer ruhigen Berathung und Schlußfassung verhöhnt.

So wächst denn die Anarchie mit jedem Tage, und mancher Demokrat sieht bei einer ruhigeren Gewissensforschung ein, daß das Ding zu weit getrieben sei. Fordert ja doch Marat schon öffentlich zu den Waffen und sagt, wenn Frankreich frei sein wolle, müssen mehrere hundert Köpfe vom Könige angefangen fallen. Bei einer solchen Sprache kann doch der König sein Leben nicht mehr für sicher halten. Zu spät werden Berathungen über seine und der Seinigen Flucht gepflogen; das Projekt wird entdeckt und der Pöbel läßt den König nicht einmal nach St. Cloud ziehen, obgleich selbst Lafayette diesen Ausflug begünstiget hat. Ludwig muß in Paris bleiben; so wollen es die den meisten Einfluß auf das Volk habenden Jakobiner. Er beklagt sich über diesen Zwang bei der Nazionalversammlung, er bleibt dennoch, aber die Nazionalversammlung selbst ist größtentheils jakobinisch. Man zwingt sogar den König, den Gesandten auswärtiger Mächte zu erklären, er sei völlig frei, und auf der andern Seite muß er jene Priester seines Hofes entlassen, die den Bürgereid nicht geschworen haben. Das ist denn doch zu arg.

Ludwig entschließt sich also, was er hätte längst thun sollen, zur Flucht. Montmedy soll das Ziel sein. Glücklich gelangt er bis St. Menehould. Hier aber erkennt ihn der Poste-meister Drouet. Derselbe eilt ihm nach und in Varennes wird der König eingeholt, durch einen Befehl des Generals Lafayette gefangen genommen, und im schmachvollsten Triumpfe zu seinen Peinigern nach Paris zurückgebracht. Von nun an ist auch

der lezte Funke des königlichen Ansehens erloschen. Der Jakobinerklub wird von nun an mit Millionen Individuen bereichert. Allgemein heißt es, man soll den treulosen Bourbon absezen.

Der erste Rausch ist aber bald vorüber, die Vernunft siegt doch noch einmal. Die monarchische Verfassung will man nicht auflösen, man dekretirt also die Unverlezlichkeit des Königs und seine völlige Freiheit.

Zur Herstellung der Ruhe bietet Lafayette Alles auf. Aber der Jakobinerklub bereitet fortan das Verderben im Finstern. An seiner Spize steht Robespierre, ein Advokat und Deputirter von Arras. Aber ihm gegenüber zählt die konstituirende Versammlung auch wieder treffliche Patrioten, die das grauenvolle Streben der Demagogen immer noch im Zaume halten. Die Constituzion ist unter solchen Bewegungen fertig geworden; sie wird dem Könige vorgelegt, und ihm zugleich freigestellt, ob er sie in Paris oder anderswo in Frankreich prüfen wolle. Er prüft sie in Paris und nimmt sie ohne Abänderung an.

Die konstituirende Versammlung hat somit ihre Aufgabe gelöset und ist am 29. Sept. 1791 geschlossen; aber die Jakobiner bleiben. Gegen sie wirkt kein Dekret. Wie ein langsam wirkendes Gift fressen sie auch am neuen Staatskörper, bis sein junges Leben ermattet und stirbt. Aber das kurze Leben wird um so kräftiger. Obgleich die Stürme von Aussen für die wahrhaft tollkühne Schöpfung immer drohender werden; man schreitet auf der verderblichen Bahn fort und scheut sich nicht, selbst Europa zum Kriege zu fordern. An die Stelle der abgetretenen konstituirenden Versammlung wird eine gleichzählige gesezgebende gewählt. Kein Mitglied der ersten durfte für die zweite wieder gewählt werden, eine neue Thorheit. Der gesezgebende Konvent eröffnet nun seine Sizungen am 1. Oktober 1791 und selbst bestehend aus vielen wüthenden Jakobinern, wird er nach und nach von diesen durch Schreckenssysteme aller Art geleitet.

Der redliche Patriot beginnt allmählich für sein Leben zu fürchten. Dekrete in Beziehung auf die Ausgewanderten, vor-

züglich in Beziehung auf die königlichen Prinzen, werden im Convent berathen, die Todesstrafe auf ihre nicht bald erfolgende Rückkehr ausgesprochen, der König verweigert ihre Sankzion und die Jakobiner versäumen nicht, den Haß des Volkes gegen ihn zu mehren; sogar die ihm durch die Konstituzion gewährte Leibwache von 1800 Mann wird als der Freiheit verdächtig geschildert. Er sieht sich gezwungen, ein Ministerium aus gemässigten Jakobinern, den sogenannten Girondisten (aus dem Departement der Gironde) zu wählen, und bald ist er ganz von der republikanischen Parthei umgeben und verrathen. Es wird, troz den Bemühungen der Feuillants, der Krieg als das einzige Heilmittel nach Innen und Aussen die Freiheit zu erlangen von der jakobinischen Rotte, wie sie treffend von Oesterreich genannt wurde, beschlossen.

Am 20. April 1792 liest der König Ludwig XVI. im Konvente mit zitternder Stimme die Kriegserklärung gegen Oesterreich ab, und der Konvent selbst fordert alle Nazionen zur Empörung gegen ihre Fürsten und verspricht ihnen französischen Schuz. Wie ein losgelassenes Ungeheuer stürmen die gereizten Franzosen in den Kampf und nur ihrer Wuth verdanken sie die glänzendsten Siege. Oesterreich ist der Hauptfeind, mit ihm die Koalizion der teutschen Fürsten. Die ersten Versuche scheinen zu mißlingen. General Rochambeau wird bis nach Valenciennes von den Oesterreichern zurückgedrängt. Diesem Schlage folgen bald andere; der Herzog von Braunschweig schmettert jeden Widerstand nieder, und die Preussen siegen überall in Belgien und an den Gränzen der Republikaner.

Da stellt sich Dümouriez, einer der heftigsten Republikaner, bisher Minister der auswärtigen Angelegenheiten, an die Spize der französischen Armee und durch das Treffen von Valmy sieht sich das combinirte Heer der Teutschen veranlaßt, nicht weiter vorzurücken. Man hatte nicht gedacht, daß man in jedem Franzosen einen Feind finden würde; aber so war's. Eine jakobinische Wuth begeistert Alle. Es wird ein Waffenstillstand geschlossen.

Während also von dieser Seite der Feind sich zurück zieht, tritt der Jakobinerklub desto heftiger im Innern des Reiches auf. Seine Wuth beginnt in die verabscheuungswürdigsten Verbrechen auszuarten. Orleans, Robespierre, Danton und Marat reichen sich brüderlich die Hände zum völligen Umsturze alles Bestehenden und zur Errichtung der Republik auf seinen Trümmern. Jedoch wollen die Orleanisten ihren Chef statt Ludwigs auf den Thron sezen. Um dieses zu erreichen muß Ludwig, gezwungen durch einen mordsüchtigen Pöbel, seine Garde, obgleich sie ihm von der Konstituzion selbst bewilligt ist, abdanken. Er entläßt aus seinem Ministerium die Rolandische Parthei, und ladet sich dadurch den Haß des Nazionalkonventes, vorzüglich aber der Jakobiner auf. Es wird ein neuer Aufstand vorbereitet, der Pöbel bewaffnet, und am 20. Juni 1792 soll der Aufruhr losbrechen. Vierzigtausend Menschen ziehen gegen die Tuillerien, dem König und der Königin werden die unverschämtesten Grobheiten gemacht, und der Haufe zieht, Pethion an der Spize, ab, und wird troz dem Verlangen Lafayettes und mehrerer Patrioten nicht gestraft.

Ein Majestätsverbrechen ruft das andere. Anarchisten können nie genug einreißen. Pethion wird vom Konvent für unschuldig erklärt, obgleich er seinem König bei dem lezten Aufstand eine blutige Jakobinermüze auf den Kopf gesezt hat. Zwar schwört man wieder Treue, aber ein Schwur von Fanatikern ist schon bei seinem Entstehen ein Meineid. Die Jakobiner wollen um jeden Preis eine Republik und arbeiten zu diesem Zwecke schon wieder an einem neuen Volksaufstande. Es werden ihre Bundesgenossen nach Paris geladen, und ein neuer Tumult auf den 10. August 1792 anberaumt. Die Sturmglocke dröhnt in der Mitternacht durch die Hauptstadt und das Morden dauert bis an des verhängnißvollen Tages lezte Stunde. Der König hat sich mit den Seinigen in den Konvent gerettet, sein Schloß ist geplündert, seine treuen Schweizer ermordet.

Wer erschrickt bei solchen Thaten nicht vor den Abscheulichkeiten einer Revoluzion!

Der Konvent enthebt einstimmig den König von seinem Amte, und die Anarchie läßt neues Blut fließen. Von nun an ist Ludwig XVI. Gefangener der Jakobiner im Temple. Das Wüthen beginnt. Die Armeen werden durch Lügen für die neue Ordnung der Dinge gewonnen, alle Königsfreunde abgesezt oder gefangen, kurz eine neue Revoluzion ist fertig. Sie muß vorerst durch die Guillotine bevestiget werden. Aber auch dieses Geschäft geht zu langsam. Es werden daher Mörder gedungen und das Verbrechen des Meuchelmordes wüthet vom zweiten bis zum siebenten September in allen Gefängnissen von Paris. Gegen achttausend Menschen werden das Opfer der blutgierigen Rotte, nur die königliche Familie noch nicht. Der Justizminister Danton, ein wahres Ungeheuer, hat das Verbrechen beschlossen und befohlen, Banditen haben es ausgeführt; die sogenannte gesezgebende Versammlung aber hatte zugesehen. Am 21. Sept. 1792 schließt auch sie ihre Sizungen, und an ihre Stelle tritt die Schreckensregirung in ihrer häßlichsten Gestalt, der Nazionalkonvent, Robespierre, Danton, Marat, Orleans und andere nichtswürdige Teufel in Menschengestalten an der Spize.

Das erste Tagwerk dieses Konventes ist die Proklamirung der Republik, das zweite und lezte der Mord des Königs und der Königin. Vom 21. September 1792 an schreibt man also nicht mehr 1792 in Frankreich, sondern das Jahr 1. Die beiden Hauptpartheien im verbrecherischen Konvente sind die Jakobiner und die Girondisten, beide Republikaner, jene die blutgierigen, diese die gemässigten, jene aus der Hefe, diese aus den Gebildeten des Volkes bestehend. Die jakobinische Parthei nennt man auch die Bergparthei.

An beiden Partheien hängt von nun an das Wohl und Wehe des Landes; siegt die Bergparthei, so gibt's fortan Bürgerkrieg und Anarchie, siegen die Girondisten, so muß aus der Verwirrung eine Gesezlichkeit hervorkommen. Da aber der Pöbel noch zu sehr an den Jakobinern hängt, so ist voraus zu sehen, daß auch diese mit ihrer blutrünstigen Gewalt vorerst den Sieg davon tragen, und das Verbrechen noch länger herrscht. O! glückliches Bajern, dessen Söhne wie Eichen um ihren Kö-

nig wurzeln, und jede Revoluzion aus Herzensgrund verabscheuen!

Der Nazionalkonvent oder die Jakobiner, weil nur diese die wirksamen sind, beschließt nun, künftig soll kein Unterschied mehr zwischen einzelnen Ständen sein, jeder Franzose soll von jetzt an Bürger heißen, jede Französin Bürgerin. Damit aber solche Beschlüsse auch überall Eingang finden, reisen Abgeordnete der Jakobiner mit dem Mordinstrumente der Freiheit, der Guillotine, im Reiche herum und sammeln sich Köpfe. Auch in's Ausland werden Banditen geschickt, um den Völkern die Freiheit zu predigen und ihre Fürsten zu morden. Abscheuliche Zeit! Der Krieg nach Aussen geht während dieser Zeit ohne Unterbrechung fort. Die Schlacht bei Gemappe am 6. Nov. 1792 entscheidet gegen Oesterreich, und Belgien proklamirt auch für sich die französische Freiheit, die der Teutsche noch immer mit Verachtung von sich weiset. Allein die wüthende Begeisterung der Republikaner siegt allenthalben, Belgien, Limburg, Geldern und Aachen, Savojen und Nizza werden erobert und republikanisirt.

Die Jakobiner halten sich von nun an für die Gesezgeber der Welt und prophezeihen jedem Könige den Tod, der nicht ihren Ideen huldigt.

Während nun der Uebermuth der jakobinischen Rotte bis zur Raserei wächst, ist die königliche Familie im Temple allen Schrecken der Zukunft ausgesezt. Um das Maaß des Unglückes voll zu machen, trennt man sogar die hohen Familienglieder von einander und läßt sie von den rohesten Burschen des Pöbels bewachen. Allen Rohheiten ausgesezt, sehnen sie sich selbst nach dem Tode. Die Einen dringen auf einen Prozeß, die Andern halten ein so umständliches Verfahren für überflüssig und rathen, man möge den treulosen König ohne weitere Verhandlungen sogleich ermorden. So meint Marat und seine verbrecherischen Spießgesellen. Die Girondisten dringen auf Verbannung oder wenigstens einen Prozeß, weil sie glauben, dadurch den König wenigstens vom Tode zu retten. Der Prozeß wird also instruirt und der Konvent ist Kläger und Richter zugleich.

Der König weiß von dem Allen Nichts. Am 11. Nov. Mittags 1 Uhr wird Ludwig XVI. vom Maire Chambon und dem Bräuer Santerre, oberstem Kommandanten der Nazionalgarde, vor die Schranken des Konventes geholt. Er wird dort vom Präsidenten Barrere einer fürchterlichen Menge von Verbrechen angeklagt, und soll sich sogleich verantworten. Man denke sich den König von Frankreich mit entblößtem Haupte, herabhängenden Haaren, unrasirtem Barte vor den sogenannten Repräsentanten seines eigenen Volkes mit bedeckten Köpfen, vor den Jakobinern mit blutgierigen Blicken, vor seinem Vetter, dem verabscheuungswürdigen Orleans, und man muß die Ruhe eines Königs bewundern, der jezt auf einem hölzernen Stuhle sizt, wo er früher auf dem Throne gesessen ist. Gegen alle Anklagen vertheidigt sich Ludwig Capet, so nennen ihn die Majestätsverräther, mit bewunderungswürdiger Besonnenheit und scharfklugem Ernste und bittet am Schlusse um eine Abschrift seiner Anklage und um einen Anwalt. Tronget und Lamoignon de Malesherbes später auch de Seze werden ihm als Vertheidiger nach entsezensvollen Debatten zugestanden, der erste ist ein halber Jakobiner, der zweite ein königlich gesinnter Greis, der sein ganzes Leben lang der Wissenschaft gehörte. Von nun an darf der König selbst seine Familie nicht mehr sehen; er verzweifelt daher selbst an aller Rettung seines Lebens. Der Tod kann für einen solchen Unglücklichen nur erwünscht sein.

Am 26. Dezember steht er nochmal vor den Schranken des Konventes und wird vertheidigt. Er kehrt in sein Gefängniß zurück, und der Konvent sezt die Debatten über die Verurtheilung des Königs fort. Die Jakobiner verlangen eine schnelle Hinrichtung, die Girondisten eine Verurtheilung durch's Volk, oder eine fortwährende Gefangenschaft des Königs, um ihn gleichsam als Geisel gegen auswärtige Feinde zu haben. Aber am 17. Jänner 1793 Abends 7 Uhr gebietet der Präsident des Konventes Stille und eröffnet, 366 Stimmen seien für die Hinrichtung Ludwigs, 361 dagegen; also ist König Ludwig XVI. von Frankreich mit einer Mehrheit von fünf Stimmen zum Tode verurtheilt, verurtheilt von seinen

Unterthanen, von seinen Anklägern. Am 21. Jäner 1793 wurde Ludwig unter dem Wirbeln der Trommeln zum Blutgerüste gefahren, zwanzigtausend Mann Bürgermiliz umgaben dasselbe, und um halb eilf Uhr kam der Unglückliche dort an. „Franzosen, ich sterbe unschuldig" waren seine lezten Worte, Santerre läßt die Trommeln rühren, Ludwig legt sich in die Guillotine, das Fallbeil fällt, und die Franzosen haben einen König ermordet. „Steig hinauf zum Himmel, Sohn des heiligen Ludwigs!" ruft des Königs frommer Beichtvater Edgeworth, und die Seele des Guten ist entflohen. Ganz Europa empört sich über eine solche Schandthat, nur die französischen Jakobiner sagen, der König hat mit Recht geblutet.

Von allen Seiten wird dem mit einem Königsmorde belasteten Volke der Krieg gedroht, wo er aber noch nicht ist, kündigen ihn die Franzosen selbst an. Ihre Feinde sind nun England, Holland, Preußen, Teutschland, Oesterreich, Sardinien, Neapel, Spanien und Portugal, beinahe also ganz Europa. Gegen alle diese Feinde hat die Republik ein desorganisirtes Heer von dreimalhunderttausend Mann. Aber mit diesen und mit einem überall anzutreffenden Pöbel glauben die wüthenden Jakobiner selbst die Welt vor ihre Schranken fordern zu dürfen. Obgleich Dümouriez zu den Feinden übergeht, Dampierre und Cüstine aber immer mehr zurück gedrängt werden, der Oberrhein von den Franzosen frei gemacht wird, die Spanier mit drei Armeen über die Pyrenäen brechen, Toulon von einer englischen Flotte genommen wird und auch mehrere Inseln in brittische Hände fallen, also die auf einem Königsmorde errichtete Republik allenthalben zu wanken droht, obgleich die tapfern Vendeer ihre Waffen gegen den blutdürstigen Konvent richten, seine Generale allenthalben zurückschlagen und in frommer Begeisterung für die rechtmässige Sache ihres Königs (Ludwig XVII. des gefangenen Dauphin) ihr Blut versprizen; obgleich die südlichen Franzosen auch mit einer Empörung gegen den Konvent drohen, eine solche Empörung aber auch in Corsika durch Paoli ausbricht; die Jakobiner lassen sich von allen diesen Unfällen

nicht einschüchtern, sondern gehen auf der Blutstraße nur desto schneller und weiter fort.

Vorerst verdächtigen sie die Girondisten bei'm Volke, was leicht ist, weil diese nicht in den Mord des Königs haben willigen wollen, dann aber geben sie sich viele Mühe, einen ihrer Chefs, den Herzog von Orleans, der sich in der neuen Republik den Namen Philipp Egalité gab, zum Diktator, zum König der neuen Republik zu machen; zuvor aber wird ein Revoluzionstribunal errichtet und mit Banditen aller Art besezt. Ein neuer Aufruhr soll losbrechen, das Resultat desselben aber die Erhebung Orleans zum Könige sein. Der feige Tyrann aber fällt in Ohnmacht, ein Plazregen und der Kriegsminister Bournonville mit einigen treuen Truppenhaufen zerstreuen die Banditen, und das erste Projekt der Bergparthei ist zu Wasser geworden.

Für solche revoluzionäre Köpfe paßt kein Orleans, die müssen sich selbst zur Geisel sein oder einen Napoleon haben.

Einige Tage später wird Philipp Egalité von seiner eigenen Parthei nach Marseille in's Gefängniß geliefert, von den Franzosen verabscheut und in einer schwachen Stunde vom Robespierre noch für würdig gehalten, guillotinirt zu werden. Gegenwärtig ist sein Sohn Ludwig Philipp König der Franzosen, indem derselbe zwar nicht wie sein Vater für den Tod des legitimen Königs von Frankreich gestimmt aber doch in seine Verbannung gewilliget hat.

Bajern! haltet vest an euerem Könige, dessen Würde die ehrwürdige Vorzeit schuf, die Gegenwart heiligt, und dessen Krone ein unverlezbares Erbe für alle unsere künftigen Enkel sein soll!

Nachdem also Orleans beseitiget ist, verbinden sich Robespierre und Danton zur Erlangung der Diktatur, auf ihren Betrieb wird ein Wohlfahrtsausschuß erwählt und mit Jakobinern besezt, Marat aber predigt in seinem Tagsblatte täglichen Mord, er wird von den Girondisten vor das Revoluzionstribunal geladen und — freigesprochen, und am 2. Juni 1793 haben die Jakobiner den Sieg über die Girondisten errungen. So reibt

ein Revoluzionär den anderen auf. Sie errangen ihn durch Sansculotten und Banditen.

Von dieser Zeit an wird die Revoluzionsgeschichte auch für den lezten Funken eines Menschengefühles empörend; wie einst die Römer von Sulla und Marius, so werden die Girondisten und ihre Freunde von Robespierre und seinem Anhange proscribirt. Wer Royalist ist, hat auch nicht einmal Hoffnung, von der elendesten jakobinischen Justiz inquirirt zu werden. Ohne Untersuchung wird er guillotinirt. Marat wird zwar von der Charlotte Corday ermordet, aber das Duumvirat von Robespierre und Danton dauert fort. Die Guillotine wandert, wie die Schnur eines Sultans, durch alle Departements. Die Geschichte der Menschheit weiß viele Verbrechen, aber solche nur aus der Revoluzion eines Volkes, das sich an die Spize aller Völker der Erde gesezt hält.

Unter diesen innern Schreckenscenen geht nun der Krieg nach Aussen fort und wird mit einer solchen Kraft geführt, daß man nicht weiß, ob man die Jakobiner bewundern oder verdammen soll. Ganz Frankreich wird nach den Bestimmungen des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses ein großes Lager; jeder Franzose muß sich bewaffnen, jeder von 18 bis 25 Jahren ist feldpflichtig. Kein Adelicher darf fortan ein Oberkommando führen, jedes derselben wird in bürgerliche Hände gelegt, diesen aber immer jakobinische Deputirte zur Seite gestellt. So wird denn Marseille, Toulon und Lyon genommen, die ganze Vendee verheert und gegen äußere wie gegen innere Feinde ein blutiger Triumpf um den andern davon getragen. Zwar tragen auch die Teutschen manchen Sieg davon, aber durch die Schlacht bei Frischweiler bleiben die Jakobiner Sieger. Unter schrecklichen Gräueln sind sie es auch im Innern des Reiches. Der fürchterliche Diktator Robespierre zertritt mit gleichgültiger Miene alle Menschlichkeit; neben ihm stehen durch ihre entmenschenden Abscheulichkeiten zehn gleich berüchtigte Senatoren. Diese bilden die höchste Gewalt.

Bald fällt auch die Königin Marie Antoinette unter dem Beile dieser den Tieger noch übertreffenden Barbaren am 16. Okt. 1793 und König Ludwig XVII. wird vom Schuster Si-

mon erzogen. Und nachdem nun Hunderttausende gefallen sind, raunt man sich durch ganz Frankreich in's Ohr: die Bergpartei ist mit sich selbst im Streite. Robespierre bringt seinen Freund Danton am 5. April 1794 auch unter die Guillotine. Neben Robespierre steht zwar noch der Senat und der Nazionalkonvent, aber beide dienen aus Furcht dem Schrecklichen. Die Religion war schon abgeschafft und die Vernunft zur Gottheit erhoben. Mehrere Priester waren schlecht genug, diesen entsezlichen und gotteslästerlichen Beschluß selbst bei'm Konvent zu motiviren. Später dekretirt der blutbefleckte Diktator, es soll einen Gott geben und die menschliche Seele soll auch unsterblich sein.

Von dieser Zeit an ist er der Verachtung selbst seiner sogenannten Freunde Preis gegeben. Der Konvent erhebt sich am 27. Juli 1794 einmüthig gegen ihn, seine Gefangennehmung wird dekretirt, man läßt ihn sogar nicht mehr zum Worte kommen, er wirft sich zwar in die Arme des Pöbels, dieser aber tritt auf Seite der Nazionalgarde und Robespierre mit seinem Anhange wird unter dem Jauchzen des Volkes am 28. Juli 1794 guillotinirt.

Von dieser Zeit an nimmt die Mordsucht ab, und es scheint eine Gesezlichkeit über das unglückliche Frankreich zurück zu kehren. Die Jakobiner verlieren täglich mehr an Einfluß und endlich ist ihre ganze Wirksamkeit durch unausgesetzte Anklagen gänzlich dahin. Aber eine Hungersnoth sezt den Pariser Pöbel, gereizt durch die übrig gebliebenen Jakobiner, noch einmal in Bewegung gegen den nun gemässigteren Konvent, am 1. April 1795. Allein der Konvent behält seine Fassung, die Nazionalgarde eilt zu seiner Rettung herbei, und der Aufruhr wird unterdrückt.

Am 20. Mai aber bricht eine neue Empörung aus. Glück und redliche Menschen unterdrücken auch diese und die Jakobiner haben eine entscheidende Niederlage erlitten. Der Konvent befördert ihre Vertilgung auf alle Weise. Der Pöbel, der sonst die Girondisten mordete, mordet jezt die Terroristen.

Endlich kommt man einigermassen zur Besinnung. Es wird eine neue Konstituzion gefertigt, um in die fürchterliche Anarchie doch einige Ordnung zu bringen. Die Konstituzion wird von allen Armeen und von 6337 Urversammlungen angenommen, alsdann proklamirt. Sie sezt vest als gesezgebende Gewalt zwei Kammern, einen Rath der Alten von 250 Mitgliedern und den Rath der Fünfhundert; die ausübende Gewalt oder Regirung aber wird einem Direktorium von fünf Mitgliedern, aus beiden Kammern gewählt, übertragen. Nach dieser Konstituzion sollen nicht die beiden Kammern jährlich neu gewählt werden; sondern nur ein Drittheil ihrer Mitglieder, beide aber sind permanent. Aber eben diese beiden Punkte reizen diejenigen, die immer nur einer Anarchie ihr Wohlwollen schenkten, zum Aufruhr. Derselbe wird jedoch durch die zusammengerufenen guten Bürger, besonders aber durch Barras und Buonaparte's tapfere Phalanxe gänzlich unterdrückt am 5. Oktober 1795. Von nun an ist der frühere Jakobiner Buonaparte (Napoleon) Divisionsgeneral und zweiter Kommandant der Armee im Innern, und der Konvent, mit ihm die neue Verfassung hat vollständig über das Schreckensystem gesiegt. Die Todesstrafe wird im ganzen Reiche aufgehoben, eine allgemeine Amnestie erlassen, und die neue Konstituzion tritt in Wirksamkeit.

Die bessere Sache hat im Innern gesiegt, die Vendee ist beinahe ganz unterworfen, aber Ludwig XVII. ist unterlegen, und eine Emigrantenarmee landet in der Bucht von Guiberon, um sich mit den Vendeern für Ludwig XVIII. (Grafen von Provence) zu verbinden. Allein sie werden alle geschlagen und die Direktorialregirung gewinnt vom 27. Okt. 1795 an einen immer vesteren Boden.

Die Republik hat bedeutende Eroberungen gemacht und bald ist der Rhein die Gränze des mächtigen Landes gegen das teutsche Reich. Savojen und Nizza ist in Italien erobert, und Frankreich zählt bereits 98 Departements. Aber die Finanzwirthschaft ist schlechter, als je. Dreimal hat man schon Bankerot gemacht, der viertmalige ist nicht ferne, da erpressen die

siegreichen Republikaner in fremden Ländern fürchterliche Summen und erleichtern dadurch einigermassen auch die Noth im Innern.

General Hoche bringt die Vendee in Ordnung, es werden 500 Millionen Livres Anleihen gemacht, und im Jahre 1796 hat Frankreich fünf Armeen wohlgerüstet allen seinen Feinden gegenüber stehen. In Italien soll der fünfte Feldzug eröffnet werden und Napoleon Buonaparte wird auf Empfehlung des Direktors Barras, weil er in den Strassen von Paris siegreich gegen die Revoluzionäre gekämpft hat, und seine Geliebte, die Wittwe Beauharnais, Josephine, heurathete, zum Oberkommandanten der italienischen Armee ernannt. Diese Armee ist zwar in dem hilflosesten Zustande; aber einen Napoleon schreckt dieß nicht. Er tritt auf den Schauplaz des Krieges und von nun an begleitet der Sieg die französischen Fahnen durch die halbe Welt.

Napoleon zeigt sich plözlich als der größte Feldherr seiner Zeit. Die Grundlage seiner künftigen Siege ist eine neue Taktik, zwar nicht originell entstanden durch Napoleon, sondern durch Friedrich II. von Preussen, nachgebildet von Jourdan und Pischegrü, aber auf die originellste Weise entwickelt und vervollkommnet durch den grossen Eroberer unseres Jahrhunderts. Am 28. April schließt Buonaparte schon einen sehr vortheilhaften Waffenstillstand mit dem erschrockenen König von Sardinien und binnen kürzester Zeitfrist ist er Herr von ganz Mailand, ja von ganz Oberitalien; der Papst schließt mit den Siegern einen Waffenstillstand, auch der König von Neapel gelobt Neutralität.

Ueberall werden die Völker gegen ihre Fürsten aufgewiegelt und überall stehen die Franzosen als Sieger da. Nur Mantua können sie nicht erobern. Aber selbst der tapfere Wurmser ahnet Napoleons großartiges Kriegertalent, seine Armee ist erschöpft, er übergibt die Veste am 2. Februar 1797. Auch die Teutschen sahen schon bis gegen Böhmen hin die siegreichen Waffen der Franzosen. Jourdan steht an der böhmischen Gränze, Moreau in dem Herzen unseres Vaterlandes, und Napoleon in Italien; alle drei bedrohen Oesterreich.

Da kommt aber Erzherzog Karl, schlägt den General Jourdan, und Moreau muß sich aus Bajern wieder gegen den Rhein hinziehen. Sein Rückzug durch siegende Feinde bekundet den Feldherrn. Alle französischen Heere werden ergänzt, und beschlossen, unter den Mauern von Wien Frieden zu machen.

Der große Kriegsminister Carnot hat den Plan entworfen, Hoche, Moreau und Buonaparte sollen ihn ausführen. Der leztere dringt unter beständig siegreichen Gefechten in Tirol, Kärnten und Steiermark vor, und auf seinen Betrieb wird am 17. Oktober 1797 der Friede von Campo Formio unterzeichnet. Dieser Friede vergrößert Frankreich und Oesterreich mit Abzug der cisalpinischen Republik auf Kosten anderer Staaten. Nebenbei suchen die Franzosen in Polen, im Kirchenstaate, auf Malta, ja selbst in Griechenland Empörung zu erregen. Ueberall gährt es; selbst in Frankreich drohen neue Unruhen gegen das Direktorium. Aber besonders auch durch Buonapartes Bemühungen bleibt die Willkühr siegend, siegend das Direktorium nach jakobinischen Grundsäzen.

Buonaparte wird jedoch von diesem Direktorium zu sehr gefürchtet, als daß man ihn länger in Frankreich lassen kann. Er wird demnach zum Oberbefehlshaber einer ägyptischen Armee ernannt. Das ist ein Unternehmen für einen feurigen Franzosen. Malta wird überrumpelt, in Alexandrien am 1. July 1798 gelandet. Die Schlacht bei den Pyramiden liefert am 1. August Cairo in die Hände der Franzosen. An demselben Tage wird aber die französische Flotte im Hafen von Alexandrien geschlagen. Der Engländer Nelson ist Sieger. Die Verbindung des kühnen Buonaparte mit Frankreich ist abgeschnitten. Dessenungeachtet sezt er seine Eroberungen in Aegypten fort, dämpft einen fürchterlichen Aufstand in Cairo, nennt sich einen Gottgesandten und zieht gegen Syrien, obgleich ihm auch die Pforte einen Krieg angekündigt hat.

Nichts vermag den Helden in seinen Siegen aufzuhalten, nur die fruchtlose Belagerung von St. Jean d'Acre zwingt ihn zum Rückzuge nach Aegypten. Nachdem er hier eine große türkische Armee bei Abukir geschlagen hat, kehrt er nur von eini-

gen Vertrauten begleitet nach Frankreich zurück, und kommt am 14. Oktober 1799 nach Paris, wo er das Direktorium durch tausend Willkührlichkeiten in der traurigsten Lage findet. Partheien aller Art zerfleischen die Einheit des Landes und der Regirung, und es ist ein Helfer nöthig. Alles sieht auf Buonoparte. Dieser weiß eine Parthei mit der andern in Collision zu bringen, und dann über alle zu herrschen.

Er wird Oberkommandant der Truppen in Paris und am 11. Nov. 1799 ist das Consulat gegründet und damit die politische Laufbahn Buonapartes entschieden. Sein Ziel ist von nun an die Diktatur in Frankreich und in Europa. Er erringt sie. Jezt wollen wir nun einen Blick auf Teutschland werfen und sehen, welchen Einfluß hier die Revoluzion von Frankreich gehabt habe.

Man sollte glauben, daß, wenn ein Volk Böses von dem anderen sieht, es dieses Böse verabscheuen, aber nie nachahmen werde. Allein hier ist das Volk, wie das Individuum. Das Laster findet gewöhnlich mehr Verehrer als die Tugend, weil die Pfade des ersten leichter zu betreten sind, als die der lezten. Wir haben oben einen Umriß der französischen Revoluzion gesehen, wir sahen das Verbrechen triumphiren, die Ruhe, die Besonnenheit, kurz die politische und moralische Tugend eines großen Volkes unterdrückt. Wenn auch dieser Umriß für eine bajerische Geschichte zu groß angegeben zu sein scheint; so ist er es doch bei näherem Betrachte nicht; denn er gibt auch den Bajern die große und christliche Lehre: „daß eine Empörung, sei sie von welcher Art auch immer, nie zum Besten der Völker wirkt, sondern jederzeit zu ihrem Verderben.“ Es wird unter uns Bajern wenige geben, die nicht die grauenvolle Richtung der ersten französischen Revoluzion verabscheuten, und indem sie dieses thaten, haben sie dennoch die Julirevoluzion gebilligt, obgleich dieselbe in ihren Folgen wieder auf neue Gährungsstoffe stößt und vielleicht weniger basirt auf gerechte und humane Grundsäze gleichsam der zweite Akt eines großen Dramas zu sein scheint. Gewiß ist, wir haben seit 40 Jahren Vieles gelernt, und wenn wir dieses Gelernte anwen-

den; so steht mitten unter drohenden Gewittern von Aussen der Wittelsbacher Thron vest, und vest unsere Nazionalität. Wenden wir aber dasselbe nicht an, so dürfen wir uns auch nicht beklagen, wenn die Zukunft über uns dasselbe unerbittliche Urtheil wie über die Franzosen fällt. Ein Unrecht kann nie ein Recht heiligen, eine Empörung als solche nie einen Staat gründen. Das haben nun die Teutschen und mit ihnen viele andere Völker nicht beherzigt, als sie die Thaten, die Gräuel und Verbrechen der ersten französischen Revoluzion hörten. Statt in Teutschland eine ruhige Besonnenheit in den Gemüthern zu erzeugen, hat die erste französische Revoluzion vielmehr auch auf teutschem Boden eine revoluzionäre Stimmung und dadurch eine entschiedene Abhängigkeit von den Franzosen hervorgebracht, eine Abhängigkeit, die theils durch das morsche Gebäude des teutschen Reiches, theils durch religiöse und politische Spaltungen, durch stehende Heere und daraus folgende Finanzverwirrungen, durch leidenschaftliches Vesthalten am Alten auf der einen, und leidenschaftliche Aufklärung auf der anderen Seite motivirt und begünstiget wurde.

Man erkannte wohl auch in Teutschland die französischen Revoluzionsgräuel für solche; aber man wurde dadurch weder hinlänglich gewarnt noch belehrt. Selbst die Regirungen, und wir möchten behaupten, vorzüglich sie trugen zur allgemeinen gereizten Stimmung Vieles bei. Ohne die französische Revoluzion aus dem rechten Gesichtspunkte zu betrachten, ohne zu bedenken, daß alles Menschliche dem Wechsel unterworfen sein muß, eben weil es menschlich ist, und weil die Geschichte seit ihrem Beginne diesen Grundsaz anerkennt, ohne zu bedenken, daß nach veränderter Zeit und ihren Menschen auch die Politik, die Staatskunst einer Reformazion bedürfe, ohngeachtet aller dieser wohlbegründeten Warnungen blieben die Regirungen mehr als je am Alten hängen und beförderten dadurch die allgemeine Mißstimmung und den völligen Umsturz der teutschen Reichsverfassung. Es ist übrigens nicht zu läugnen, daß Teutschlands Regirungen, wie alle in Europa, einen harten Standpunkt hatten.

Im Westen will man den Völkern eine Souveränetät, ein gefühlvolles Wort in der Theorie, aber ein Unsinn in der Erfahrung, einräumen, während man im Norden durch die empörende Theilung von Polen alles Völkerrecht verlezt. Die unseligen Eroberungen und Eroberungsversuche von Preußen und Rußland hatten den teutschen Mächten viel gegenseitiges Vertrauen genommen und dadurch empfindlich die Einheit des teutschen Reiches nach Aussen und Innen gestört. Frankreich besaß das linke Rheinufer und Preußen traute Oesterreich nicht; es wurden deshalb schon jezt Separatfrieden geschlossen, das Reichsinteresse vergessen, kurz der teutsche Staatenkörper war ein vielköpfiges Ding ohne eine Seele. In dieses Gemische von verschiedenartigen Interessenten stürzen nun die, wenn auch nur durch das Wort „Freiheit", trunkenen Republikaner, und nun ist's kein Wunder, daß sie siegen; denn, wo sie hinkommen, predigen sie Menschenrechte und Freiheit, und für solche die Selbstsucht der Nazionen den Fürsten gegenüber reizenden Begriffe finden sie überall willige Ohren. Auf der andern Seite müssen die Fürsten, um ihre Heere nothdürftig unterhalten zu können, die Abgaben erhöhen, und um den revoluzionären Geist zu unterdrücken, politische Inquisizionen errichten. Dadurch wird aber immer dem wahren Uebel nicht abgeholfen, sondern dasselbe nur vermehrt.

Schwierig war die Aufgabe, zwischen zwei Extremen, dem Alten und Neuen, den rechten Weg zu treffen; auf der einen Seite alle Revoluzion zu erdrücken, auf der andern aber der politischen Reform, deren Nothwendigkeit nicht mehr zu läugnen war, nicht alle Existenz zu verbieten, und nicht am starren Alten sich zu halten. Aus diesem Labyrinthe den Ausgang zu finden, war schwer, aber man sah leider oft nicht einmal ein, daß man in einem Labyrinthe war, und daher kamen so viele Erscheinungen der neuesten Zeit. Bajern, als ein Bestandtheil des teutschen Volkes, wurde natürlich auch in die von anderen Völkern herbeigeführten Ereignisse gedrängt; doch wir wollen erst einen Blick auf die innere politische und moralische Lage des Volkes werfen, bevor wir die ganze Größe der Aufgabe,

welche Max Joseph auf seine Schultern lud, überschauen und ihre Lösung kennen lernen.

§. 292.

Bajerns politischer und moralischer Zustand am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Karl Theodor war ungeliebt verschwunden, hatte aber manches Gute, wenn auch verkannt, geleistet; im Ganzen war er aber unfähig, seiner Zeit den Stempel seiner Gewalt aufzudrücken, er starb und Bajern hoffte alles Gute von seinem Max. Max war gut, aber deswegen können wir nicht Alles, was unter ihm geschah, auch für gut heißen. Max traf ein Völklein, das eben auch von den zermalmenden Kräften der Zeit gar Manches zu erzählen wußte. Die Hauptsache war aber wohl darin gelegen, daß die Bedürfnisse des Staates eine jährliche Summe von 10½ Million forderten, die Einnahme sich aber nur auf höchstens 5,000,000 Gulden belief, folglich, wie in Frankreich, ein jährliches Defizit nicht zu vermeiden war. Dazu kam aber noch der Krieg mit Frankreich und zwar mit dem revoluzionären Frankreich, das größtentheils über seine Feinde siegte, auf ihre Kosten sich nährte und pflegte und zum Theil auch bedeutende Contribuzionssummen an seine Regirung sandte. Denkt man nun an den dreißigjährigen Krieg, an die vielen österreichischen Invasionen, die daraus folgenden Bedrückungen des Landes, die dadurch gehäufte Armuth, und vergleicht man diese Punkte mit den Einnahmen des Staates und seinen nothwendigsten Ausgaben; so ist gewiß nicht zu läugnen, daß die öffentlichen Geschäfte in einer großen Verwirrung lagen. Diesen gordischen Knoten sollte nun die Landschaft lösen, zwanzig Verordnete aus dem Adel, der Geistlichkeit und den Städten. Was diese Leute zum allgemeinen Besten seit ihrem Entstehen 1669 leisten konnten und wirklich geleistet haben, haben wir schon oft gesehen. Sie wurden mißbraucht und mißbrauchten sich untereinander selbst. Der Adel und die Geistlichkeit bewahrten ihre Privilegien, und häuften den Druck für Städte, Märkte und Bauern.

Arbeiten, Gehorchen und Zahlen war des Bürgers Pflicht, des Bauern Schuldigkeit. Die Beamten kümmerten sich selten viel um die Frage: wo denn das Alles hinaus wolle. Der Landesherr konnte die redlichsten Absichten haben, bis sie aber zur Hütte gelangten, waren sie so entstellt, daß man sie nicht mehr kannte. Das Feudalwesen hatte einen die Menschenwürde nur zu sehr erniedrigenden Druck unter die arbeitende Klasse verbreitet und nun kam Max Joseph zur Regirung, der eine Zeitlang französische Kriegsdienste geleistet, mehrere Reisen gemacht und einen Minister an seiner Seite hatte, der fähig war zu begreifen, daß selbst der Bauer etwas mehr als eine bloße Waare sein könne und dürfe.

Der Feudalismus hatte die arbeitende Klasse zu weit herabgedrückt, ihren Begriff, ihre Menschenwürde zu tief gestellt, als daß eine solche Verlezung der natürlichen Rechte von der Zeit nicht gerügt werden sollte oder mußte. Seit die Fürsten sich als die Herren, als die Eigenthümer des Lebens und Wirkens ihrer Unterthanen betrachteten, war schon ein großartiger Stoff für künftige den Regirungen feindselige Bewegungen gegeben. Die französische Revoluzion nährte denselben auch in unserem Vaterlande. Die meisten Wittelsbacher, wenn die Zeitverhältnisse auch in ihre Hände eine Selbstherrschaft gelegt hatten, mißbrauchten dieselbe doch nicht in der Art, wie dieses in andern Staaten so oft der Fall gewesen war, daher wurde auch das bajerische Volk von den französischen Ideen nicht so sehr hingerissen, obgleich ganz Teutschland von ihrer Großartigkeit widerhallte. Es war aber nicht zu läugnen, daß auch in Bajern das Streben nach einer helleren Zeit mächtiger als je erwachte; nicht zu läugnen, daß auch im Vaterlande, troz der politischen Inquisizion Karl Theodors, die unverjährbaren Rechte des Volkes allmählich erkannt, geprüft und gewürdiget wurden. Die Auswüchse der französischen Revoluzion übersah man, ihre Grundlage, ihr Zweck wurde nicht selten gebilligt. Man erschrack vor ihren Gräueln; aber ihre Grundsäze fanden oft aufmerksame Ohren und entgegenkommende Herzen. Das war eine schwierige Zeit.

Zwei Fehler, wegen welcher die französische Revoluzion hauptsächlich sich fundirt hatte, waren auch in Teutschland, auch in Bajern zu finden; auch in Bajern gab's eine Finanzverwirrung, ein jährliches Defizit und eine mit den Erträgnissen des Landes nicht im Verhältniß stehende Hofhaltung. Wo das hinaus wollte, wußte man nicht, aber der Fehler war da. Nicht der Fürst, sondern die Zeit hatte ihn gebracht. Man ahnete vielleicht, daß ihn auch nicht ein Fürst, sondern nur die Zeit heilen könne. Das stehende Heer kostete dem Lande die bedeutende Summe von 3,210,000 Gulden und 1,590,000 Gulden waren nur der Ueberschuß der Landeseinnahme überhaupt; also verzehrte die Armee allein Dreiviertel des ganzen Staatsertrags. Dazu kam, daß die rheinbajerischen Lande von den Franzosen besezt waren, gebrandschazt und republikanisirt wurden, also dem Mutterlande keine Erträgnisse liefern konnten. Man bedenke ferner, daß Bajern allein 8,500,000 fl. Schulden hatte, von denen man nicht einmal wußte, wie man sie zahlen sollte; denn sie waren nicht versichert. Ausser diesen ungedeckten gab es aber noch 20 Millionen gedeckte Schulden, eine Summe, die mit den Erträgnissen des Landes durchaus nicht im Verhältnisse stand.

Das waren denn doch Uebel, die die Stellung jeder neuen Regirung höchst schwierig machten. Was aus dem Kriege gegen Frankreich werden sollte, wußte man vollends nicht; denn das bajerische Heerwesen stand troz der hohen Summe, die es verschlang, nicht auf dem besten Fuße. Man hatte viele Generale, aber wenig Truppen. Dreißigtausend Mann sollte ihre Anzahl sein; die Hälfte war nur präsent.

Das waren nun politische Uebel, die in der Zeit entstanden waren, und die man hatte entstehen lassen, ohne ihre Folgen vorauszusehen und zu berechnen. Werfen wir erst einen Blick auf die moralischen Uebel des Landes, des Volkes; so müssen wir gestehen, es war kein Wunder, daß die französischen Ideen auch hier Eingang fanden. Karl Theodor war mit keinem guten moralischen Beispiele seinem Volke vorausgegangen. Man darf nur den Geist der Criminalgeseze damaliger Zeit er-

fassen; so ist auch die Moral des Volkes leicht zu verstehen. Seit die teutschen Höfe die leichten französischen Sitten angenommen hatten, war die alte Ehrwürdigkeit der Väter nur mehr ein frommer Wunsch geworden. Das Laster der Unzucht wurde bald allgemein und führte an der Seite politischer Aufklärung einen Zustand herbei, der leider am Marke der Nazion bis auf den heutigen Tag noch naget. Das weibliche Geschlecht, das die Natur nur für zartere Gefühle, für eine höhere und dem Familienleben Moral einhauchende Sphäre, gleichsam zu Schuzengeln der Volksreligiosität geschaffen hatte, dieses sonst so erhabene Geschlecht zählte bald Dirnen in seinen Reihen, die, weit unter dem Thiere, das doch wenigstens Regelmässigkeit des Genusses kennt, stehend, zahllose gute Keime verderbten, der Jugend ihre Kräfte raubten und von unseliger Politik unterstüzt die moralische Verantwortlichkeit der Regirung gewissenloser machten. Dieses entnervende Laster der Unzucht wurde bald für eine natürliche Nothwendigkeit, für eine wohlthätige, polizeiliche Maaßregel erklärt. Daß man sonst entehrte Personen zum warnenden Beispiele Anderer bestrafte, darüber lächelte der sogenannte Aufgeklärte, und meinte, der Natur lasse sich kein Zaum anlegen. Es wurden daher auch der unehelichen Kinder immer mehr, immer mehr des heimatlosen Gesindels. Ein solcher Zustand kann nur entwürdigen, nur demoralisiren. Aber diesen Zustand hat die französische Revoluzion nicht erzeugt, wenn auch befördert. Die Grundursache dieses Nazionalübels, dieses alles Christenthum verhöhnenden Lasters, war die Erziehung des Volkes und religiöser Mißbrauch.

Die Jesuiten, die doch wenigstens, wenn auch für ihr Interesse, die Jugend von Verbrechen abhielten und zur Tugend, zur Arbeit, zu einem regelmässigen Leben leiteten, waren aufgehoben, ihre Fonds hatte Karl Theodor zu seinem Maltheserorden verwendet, und die Schulmeister waren leer ausgegangen. Wenn nun Kinder nichts Gutes sahen und nichts Gutes lernten, wie konnte da das Wohl der Nazion gedeihen. Die wenigsten Leute auf dem Lande konnten lesen oder schreiben; eine tiefe Finsterniß lag auf dem gemeinen Volke. Der

Schullehrer trieb gewöhnlich ein Handwerk neben seinem hohen Erziehungsberufe, und dieser, als Nebensache betrieben, konnte daher auch nur einen geringen Erfolg haben. Daß freilich in München die Akademie der Wissenschaften zum Lichte immer mehr vorwärts arbeitete, das konnte man nicht verkennen; allein ihre Arbeiten wirkten wenig auf's gemeine Volk, das doch so sehr eines höhern Schwunges bedurfte. Auf der andern Seite wirkte aber auch religiöser Mißbrauch auf des Volkes Unmoralität. Eine Menge von Feiertagen, Halbfeiertagen, auserordentlichen Festen, Wallfahrten, Bittgängen entfremdete das Volk der Arbeit und machte es vertraut mit dem Müssiggange. Unnatürliche und natürliche Laster nahmen überhand und wurden von einer die Freiheit selbst in diesen Punkten leider fordernden spätern Aufklärung genährt und durch böses Beispiel nicht selten von oben herab begünstiget.

Unselige Zeit, wo das Christenthum selbst von denen, die es zuerst üben sollten, nur zum Vehikel der Staatsgewalten, zum gutwilligen Zaume der Empörungen benüzt wird; wo man den Vater, welchen der Erlöser lehrte, nicht im Geiste und in der Wahrheit, sondern nur innerhalb vier Mauern anbetet, und dabei glaubt, wenn man zur Beichte und Kommunion gehe, Wallfahrten und Bittgänge mache, habe man die religiösen Pflichten hinlänglich erfüllt; wenn man nur der Form Genüge geleistet habe, das sei genug. O! wie unendlich weit hat die Welt noch zum Christenthume, zur ächt moralischen Höhe, wo der Mensch dem Menschen ein Bruder und der Gottheit ein wohl erzogenes Kind ist! Und doch ist das die lezte und höchste Aufgabe des Menschengeschlechtes, und das allein die wahre Aufklärung. Der Gedanke, daß, wenn man nur die äusseren Gebräuche der Religion mitmache, man schon die christlichen Pflichten erfüllt habe, begünstigte im Vaterlande den Aberglauben oft auf unverschämte Weise. Traumdeutereien, Schazgräbereien, Wahrsagerei, Hexerei und Gespensterei traf man auf eine traurige Art mit Unglauben, Unsittlichkeit, Müssigang und anderen den Werth des moralischen Menschen entehrenden Verbrechen gepaart und im Hintergrunde dieses trost-

losen Zustandes lauerten die neuen Ideen der französischen Revoluzion, um auch uns Bajern plözlich eine Aufklärung zu bringen, die die ehrwürdigen Sitten der Ahnen nur verschlechterte statt besser machte, die mit leichtsinniger Gewalt uralte Formen zerschlug und damit zugleich ihren Geist tödtete. Es ist natürlich, daß es auch viel Gutes, viele redliche Menschen im Vaterlande gegeben hat, aber im Durchschnitte war der politische und moralische Zustand des bajerischen Volkes unseliger Natur, er bedurfte wesentlicher Hilfe, als Vater Max den churfürstlichen Thron bestieg.

§. 293.

Rückblick auf das erste Kapitel.

Wir sahen die gräuelvolle Revoluzion in ihrem Entstehen, Fortschreiten und ersten Einflüssen auf das teutsche Vaterland; wir sahen wesentliche Uebel, die sie herbeiführte, die aber durch sie nicht beseitiget, sondern nur vermehrt wurden; und wir haben allenfalls die Ueberzeugung gewonnen, daß es besser wäre für die moralischen Erfordernisse der Menschen, langsam und weise, redlich und offen zu reformiren als zu revoltiren. Ein Stillstand ist nun einmal in der Welt nicht denkbar; entweder gehen die Völker vorwärts oder zurück; sie sind eben auch wie Pflanzen, sie entstehen, wachsen, reifen und sterben, aber eine Periode läßt sich der anderen nicht substituiren. Das französische Volk wollte zuerst seine wesentlichen durch Jahrhunderte und unredliche Gewalthaber erzeugten Uebel entfernt wissen, und statt mit Ruhe und Besonnenheit, mit moralischer Ausdauer diese Arbeit zu beginnen, fortzuführen und zu vollenden, ist man mit der heftigsten, oft mit verbrecherischer Leidenschaft an's Werk gegangen, und hat mit dem Schlechten auch das Gute über den Haufen geworfen, und aus allen diesen fürchterlichen Trümmern hat man eine Freiheit hervorwachsen zu sehen geträumt, eine Freiheit, die als Extrem zunächst mit dem Despotismus zusammenhieng. Darum war es auch für Napoleon leicht, die Geisel eines Diktators über die unruhige

Nazion zu schwingen, weil er wohl wußte, daß sich die Extreme berühren und daß ein durch Revoluzionen erschöpftes, durch Partheien zerrissenes Volk leicht unter die unumschränkte Herrschaft eines Einzigen fallen könne. Was hätte aber aus Frankreich werden können, wenn die Nazionalversammlung ihre Zeit erkannt, das monarchische Prinzip redlich gewürdiget, durch ruhige Geseze seine Authorität begründet, geheiligt, und die Verwirrungen der Staatsmaschine geordnet hätte. Gewiß lastete kein Königsmord auf dem muthigen Volke, und tausend andere Uebel, die bis zu uns herauf sich leider nur vergrösserten aber nicht verringerten, wären nicht gekommen. Teutschland wurde in den Kampf mit dem mächtigen Nachbar gerissen; Gutes hat es wenig daraus hervorgebracht. Max Joseph hatte eine harte Aufgabe. Wie er sie löste, erzählt die folgende Geschichte. Sie hat einen politischen und einen moralischen Werth oder Unwerth, über dessen Bestimmung dem noch lebenden Geschichtschreiber kein Urtheil zusteht.

Zweites Kapitel.

Vater Max I., als Familienvater und als Fürst.

Vieles sah ich. Ich weiß, was groß und schön ist
In dem Leben! Allein das ist das Höchste,
Was des Sterblichen Auge seh'n kann:
Ein König, der Glückliche macht.

Klopstock.

§. 294.

Abstammung und Familie Vater Max I.

Maximilian Joseph, als Churfürst dieses Namens der Vierte, als König von Bajern der Erste, war ein Wittelsbacher aus dem entferntesten Nebenstamme „Zweibrücken-Birkenfeld-Bischweiler." Der Stifter dieser Nebenlinie ist Karl von Zweibrücken-Birkenfeld, dessen zweiter Sohn Christian I. Bischweiler in Unterelsaß zu seinem Antheile erhielt, und daher der Stammvater der Zweibrücken-Birkenfeld-Bischweiler'schen Linie geworden ist. Christian I. hinterließ zwei Söhne, Christian II. und Johann Karl; von Christian II. stammt unser erlauchtes königliches Haus, von Johann Karl die herzogliche Linie Birkenfeld (Wilhelm, Pius, Max ꝛc.) ab. Herzog Wilhelm ist nehmlich der Enkel von Johann Karl. Christian II. nun erbte Birkenfeld, und sein Sohn Christian III. die meisten Landestheile der 1731 ausgestorbenen Linie Zweibrücken. Christian III. hinterließ nun zwei Söhne, Chri-

stian IV. und Friedrich Michael, dieser Michael ist nun der Vater unseres Max Josephs. Christian IV. starb kinderlos und sein Erbe gieng daher auf seinen Bruder Michael, älteren Sohn Karl II. über. Michael hatte nehmlich zwei Söhne, Karl II. und Maximilian Joseph. Karl II. ward als der ältere Erbe von Zweibrücken nach dem Tode seines Oheims Christian IV. und muthmaßlicher Erbe Karl Theodors von der Pfalz und von Bajern, endlich auch von der obern Pfalz und den sulzbachischen Landen. Herzog Friedrich Michael gieng vom protestantischen zum katholischen Glauben über und starb 1767, während sein Bruder Christian IV. noch lebte. Dieser starb aber 1775 und seine Erbschaft trat nun Herzog Karl II. von Zweibrücken an. Karl II. starb aber ohne ebenbürtige Leibeserben auch schon 1795; also folgte ihm sein jüngerer Bruder Maximilian Joseph, und dieser trat nun auch in die Erblande Karl Theodors 1799 ein.

Max I. war geboren am 27. Mai 1756, war also noch nicht volle 43 Jahre alt, als er die Regirung über unser Vaterland antrat. Schon seit dem 1. April 1795, dem Todestage seines Bruders Karl II., war er Herzog von Pfalzzweibrücken. Churfürst von Pfalzbajern wurde Max I. am 16. Febr. 1799, und zum Könige von Bajern wurde Max I. proklamirt am 1. Jäner 1806. Er starb in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober 1825 an einem Schlagflusse im Schlosse zu Nymphenburg und ruht bei den Theatinern in München. König Max I. war zweimal verehlicht. Seine erste Gemalin war

1) Wilhelmine Auguste, Prinzessin von Hessendarmstadt. Sie war geboren am 14. April 1765, vermählte sich am 30. September 1785 und starb am 30. Mai 1796 zu Rohrbach bei Heidelberg. Die zweite Gemalin war

2) Friederike Wilhelmine Karoline, Prinzessin von Baden und Hochberg. Sie ist geboren am 13. Juli 1776, und vermählte sich in Karlsruhe am 9. März 1797 und ist seit dem 13. Okt. 1825 Wittwe Königin. Allerhöchstdieselbe lebt in München in der Marburg.

Aus der ersten Ehe wurden folgende Kinder erzeugt:

1) Ludwig Karl August, gegenwärtig regirender König von Bajern, geboren am 25. August 1786 in Straßburg, als sein höchstseliger Vater Oberst eines Regiments im Dienste Königs Ludwigs XVI. war. Se. Maj. König Ludwig vermählten sich mit Theresia, Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen am 12. Oktober 1810 in München, woher das Oktoberfest stammt.

2) Auguste Amalie Luise, königl. Prinzessin von Bajern, geboren am 21. Juni 1788 in Straßburg, vermählt am 14. Jäner 1806 in München unter Anwesenheit Kaisers Napoleon mit Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Eugen Napoleon (Beauharnais), Vizekönige von Italien, Herzoge von Leuchtenberg und Fürsten von Eichstädt. Ihr heldenmüthiger Gatte starb am 21. Febr. 1824, und ruht in der Michaelskirche in München. Ein prächtiges und den Meister Thorwaldsen verkündendes Epitaphium hat dem geliebten Gatten die trauernde, aber immer noch lebensfrische Wittwe sezen lassen. Auguste Amalie lebt in München in ihrem Palais, öfters auch, besonders in den Sommermonaten, auf Ihrem Schlosse in Ismaning.

3) Amalie, herzogl. Prinzessin, geboren den 9. Oktober 1790, gestorben am 24. Jäner 1794.

4) Charlotte Auguste, k. Prinzessin von Bajern, geb. am 8. Februar 1792, vermählt durch napoleonische Zwangspolitik am 8. Juni 1808 mit dem damaligen Kronprinzen, gegenwärtigen König von Würtemberg, aber ohne Consummazion der Ehe, alsdann getrennt und zum Zweitenmale vermählt durch Prokurazion am 29. Oktober 1816 und wirklich getraut mit Sr. Majestät, Kaiser Franz I. von Oesterreich am 10. Nov. 1816. Von ihrem Volke geliebt, hochgeachtet und auf alle Weise geehrt, lebt Sie glückliche Tage an der Seite eines Gatten, den seine Nazionen ihren Vater aus Ueberzeugung nennen.

5) Karl Theodor, königl. Prinz von Bajern, geboren am 7. Juli 1795. Se. königl. Hoheit leben größtentheils in München in Ihrem prächtigen Palais am Eingange des englischen Gartens, in den Sommermonaten nicht selten in Tegernsee. Eine vorzügliche Lebensaufgabe dieses Prinzen ist die

Unterstüzung der Armuth, die Er auch fortan auf ächt christliche Weise löset.

Aus der zweiten Ehe wurden folgende Kinder geboren.

1) Ein am 6. Sept. 1799 in der Geburt gestorbener Prinz.

2) Maximilian Joseph Friedrich, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bajern, geboren am 27. Oktober 1800 in Amberg, als sich die churfürstliche Familie flüchten mußte, und gestorben am 12. Febr. 1803 in München, ruht an der Seite seines Vaters bei den Theatinern.

Zwillinge.

3) Elisabeth Luise, geboren am 15. November 1801, vermählt durch Prokurazion am 16. und durch Trauung am 29. November 1823 mit Friedrich Wilhelm, Kronprinzen von Preussen, in Berlin. Diese durch Ihre Schönheit und Seelengüte allbekannte Prinzessin ist die Zwillingsschwester der

4) Amalie Auguste, königl. Prinzessin von Bajern, geboren am 15. November 1801, vermählt durch Prokurazion am 10. Nov. und durch Trauung am 29. Nov. 1822 mit dem königl. Prinzen Johann Nepomuk von Sachsen. Eine zärtliche Familie schenkt dem Leben dieser an Herzensgüte reichen Prinzessin Zufriedenheit und häusliche Wonne.

Zwillinge.

5) Friederike Sophia Dorothea, geboren am 27. Jäner 1805, vermählt am 4. November 1824 mit Sr. kaiserl. Hoheit, dem Erzherzog Karl von Oesterreich; dann Ihre Zwillingsschwester

6) Maria Anna Leopoldina, ebenfalls geboren am 27. Jäner 1805 und vermählt den 24. April 1833 mit dem Erbprinzen und Mitregenten von Sachsen, Friedrich August.

7) Marie Luise Wilhelmine, königl. Prinzessin von Bajern, geboren am 30. August 1808, vermählt am 9. Sept. 1828, mit Sr. Hoheit dem Herzoge Max von Bajern, in Tegernsee.

8) Josepha Maximiliana Karolina, geboren am

21. Juni 1810, gestorben am 4. Februar 1821. Sie ruht bei den Theatinern in München, eine frühzeitig zerstörte Blume.

§. 295.

Charakteristik Vaters Max I.

Bajern weinte Thränen kindlichen Schmerzens, als die entsezensvolle Botschaft „der König ist nicht mehr" seine Fluren durcheilte; Bajern hatte sich aber auch innig gefreut auf denjenigen, welchen die Kunde schon längst als den Beschüzer bajerischer Nazionalität pries. Wir haben ihn gesehen den menschenfreundlichen Fürsten, den liebevollen und geliebten Vater seiner hohen Familie, wir sahen ihn mitten unter den heftigsten Stürmen der Zeit nicht wanken; Könige und Kaiser suchten seine Freundschaft, und er gab sie Allen. Auf den gefahrvollen Wegen seines Lebens hat er drei Dinge redlich bewahrt, die Güte des Herzens, die Ruhe des Gewissens und die Munterkeit des Geistes.

Max I. war nie zum Fürsten erzogen worden, die Verhältnisse haben ihn auf den Thron seiner Ahnen gerufen, Max wurde Herzog, Churfürst und König, aber er hätte Monarch der halben Welt werden dürfen, anders wäre er nie geworden, als wozu ihn Natur und Glück schuf, **zum Patriarchen des Vaterlandes**, zum Vater seines Volkes. Es gibt zweierlei Väter; solche, die ihre Kinder aus angeborner Herzensgüte nur lieben und diese Liebe durch Innigkeit und Wohlthätigkeit auf alle Weise im Großen wie im Kleinen bethätigen ohne Rücksicht darauf, ob ihre Liebe wohl oder übel erzogene Kinder schafft, und es gibt wieder Väter, welche ihre Liebe zu den Kindern nach weiser Vorsicht messen, nach gut gehaltenen Regeln der Erziehungskunst äussern, und wenn sie wissen, daß die Kinder die Periode der Mündigkeit noch nicht überschritten haben, auf kluge Art mehr der Stren-

ge huldigen, weil sie ebenfalls wissen, daß, wenn man der Jugend zu viele Befugnisse einräumt, dieselbe leicht die Regeln des Anstandes überschreitet, und die väterliche Güte als Schwäche mißbraucht.

Unter die Väter der ersten Art möchten wir unsern Max zählen. Er war der Vater seines Volkes nicht nach den Regeln der Staatskunst, nicht nach den Erfordernissen einer klug berechnenden Politik; sondern er war des Vaterlandes Vater nach dem Drange seines Herzens. An ihm war kein Falsch; wo er allein wirkte, da sah man nur die Spuren einer angebornen Herzlichkeit, einer ungekünstelten Liebe. Was er hatte, das hatten auch Andere. Sein Wohlthätigkeitssinn ließ ihn über die Regeln einer weisen Haushaltungskunst hinaus blicken; er konnte nicht hassen, sich nicht verstellen, darum liebte er, und seine Liebe wurde von allen Bajern mit Entzücken erwiedert. Ihn feierte das Vaterland und bewunderte das Ausland; so mächtig wirkt die Liebe eines glücklichen Fürsten. Aber, wenn er auch zu einem Throne nicht erzogen war, wenn er auch nicht die Regirungskunst gelernt hatte, er war dennoch ein tüchtiger Fürst und was noch mehr Werth hat, ein glücklicher. Die Natur hatte ihm einen Scharfblick gegeben, der in manchen Fällen die höchste Bewunderung verdiente.

Max I. kam zur Regirung in einer Zeit, welche höchst schwierig in der Gegenwart und folgenreich für alle Zukunft war, in einer Zeit, wo die Stürme von Frankreich her sich mehr und mehr zusammenzogen, und ihr Ausbruch nicht allein einzelnen sondern allen Staaten gefährlich werden konnte, zu einer Zeit, in der zwar die uralte Treue der Bajern zu ihren Wittelsbachern nicht wankte, wo aber doch mancher geheime Seufzer die Hoffnung einer bessern Zukunft verkündete, zu einer Zeit, wo eine insolente Republik auf der einen Seite Bajern Neutralität gebot, ein mächtiger Nachbar aber aus dem verhängnißvollen Kampfe zum Nachtheile un-

seres Vaterlandes Gewinn zu ziehen hoffte, zu einer Zeit, wo neue Ideen mit alten Vorurtheilen in den Kampf gerathen mußten, wo es unendlich schwer war, zwischen zwei Extremen, dem Ultramontanismus der alten und der Aufklärungswuth der neuen Zeit die rechte Mitte zu treffen, irgend eine klug berechnete Haltung zu bewahren, um auf der einen Seite nicht unter Trümmern sich zu begraben, auf der andern aber keine Gebäude ohne Grund zu errichten; Max ergriff die Zügel der Staatsgewalt in einer Zeit, wo ein einziger unvorsichtiger Schritt, ein einziges unkluges Zugeständniß auf der einen oder andern Seite zahllose Verlegenheiten bereiten konnte; zu einer Zeit, wo die Finanznoth auf einen Grad gestiegen war, der, ohne die bedeutensten Gefahren für staatsrechtliche Verhältnisse herbei zu rufen, kaum höher getrieben werden durfte, und doch, ließ man ihn bestehen, die Verwirrung und die Unsicherheit der Verwaltung nur vermehrte; zu einer Zeit, wo die Administrazion durch eine gewissenlose Gleichgültigkeit nicht mehr in den Händen des Verdienstes, sondern in denen der Erblichkeit ruhte, dadurch aber alle Verwaltung der Oberflächlichkeit Preis gegeben wurde; zu einer Zeit, wo das Staatsrecht wankte, das Criminalrecht die Humanität unterdrückte, das Civilrecht aus zahllosen Elementen bestehend die einzelnen Theile der bajerischen Nazion, statt zu einigen, trennte, wo weder die Einnahmen des Staates noch die Ausgaben irgend einem zweckmässigen Systeme unterworfen waren, wo es kein Besteuerungssystem gab, auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig Steuern erhoben wurden; zu einer Zeit, wo die moralische Kraft des Volkes, der innere consolidirende Nerv einer Nazion verwildert oder unwirksam gemacht worden war, wo fürchterliche und erschöpfende Kriege die Bevölkerung des Vaterlandes verringert hatten; wo mit einem Worte Finsterniß und Verarmung die geistigen und materiel-

len Kräfte des Volkes lähmten; da bestieg Max, der mit Recht genannte Vater des bajoarischen Volkes, den Thron seiner Väter, und unter ihm erreichte das geliebte Vaterland eine Würde und Herrlichkeit, die es nie besessen hatte. Kunst und Wissenschaft blühten zu einem nie gekannten Grade empor, zu einer Höhe, über die sich Europa wunderte; die ganze Staatsmaschine gewann nach Aussen und Innen eine Ordnung, Bestigkeit und Solidität, wie nie; wurden auch die Schulden des Landes vermehrt, die Steuern erhöht, so vermehrten sich doch auch die Erwerbsquellen der Nazion, Handel und Wandel wurden befördert und Bajern durfte, wenn auch viele Fehler begangen wurden und zu beseitigen waren oder noch zu beseitigen sind, am Grabe seines unvergeßlichen Max mit aller Gerechtigkeit auch wohl sagen, dieser König ist ein grosser Monarch gewesen. Blicken wir nur auf die glückliche Wahl grosser Männer, die meistens einen europäischen Ruf haben, hin, so werden wir die Weisheit eines Königs bewundern müssen, der fähig war, solche Männer zu wählen. Man sah aber auch aus seinen herzlichen Zügen stets die Majestät des Königs leuchten, und was dem großen Volksvater an der erlernten Regirungskunst fehlte, das ersezte ihm Natur und Glück.

Wenn wir von einem Herrscher, wie König Max I. gewesen ist, die kürzeste Charakterschilderung liefern wollen; so dürfen wir nur sagen: Maximilian Joseph I., König von Bajern, war ein freisinniger, väterlicher, mit Verstand und Gefühl, in schönster Harmonie und glücklicher Vollkommenheit, ausgerüsteter Fürst, der sich in seinem ganzen Leben treu geblieben ist, ein ehrwürdiges Muster für alle Monarchen, ein zärtlicher Vater seiner Familie und seines Volkes, unter allen seinen erlauchten Vorfahren der Beste und zugleich der Größte. Daß seine Herzensgüte oft mißbraucht wurde, erhöhet nur seinen moralischen Werth und verdunkelt

den Werth derjenigen, die sie mißbraucht haben. Nicht aus Schwäche, sondern aus Grundsäzen und natürlicher Tugend hatte Max I. das beste Herz; darum schlugen ihm auch die Herzen aller seiner Unterthanen freudig entgegen, man scheute kein Opfer, wenn es die Verherrlichung des königlichen Vaters galt. Wir erinnern uns gewiß mit inniger Freude an den ersten bajerischen Patriarchen, den königlichen Garibald I., aber wir werden eben so wenig den zweiten vaterländischen Patriarchen, Max I., den allgeliebten König, vergessen, und Mancher unserer fernsten Enkel wird eine Thräne weinen, eine Thräne der Freude und Sehnsucht, wenn er die Lebensgeschichte Vater Max I. gelesen hat. Gott erhalte Wittelsbach!

§. 296.

Ein kurzer Blick auf die großartige Regirungsperiode Vater Max I.

Es war eine herbe Zeit, da Max die Zügel der Regirung ergriff; aber er faßte sie mit kühner Kraft und weisem Glücke, und lenkte das wankende Schiff des Staates einer helleren Zeit, einem sichern Hafen, dem Hafen des Friedens und des Ruhmes entgegen. Bedrängt ist das Vaterland von Innen und Aussen, als Max Joseph durch die Thore seiner neuen Residenz einzieht. Im Innern ist Verwirrung, Schwäche und Mißtrauen; nach Aussen Krieg. Im Innern Schulden und kein Verhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben, ein jährliches bedeutendes Defizit, eine figurirende und nuzlose Landschaft, kurz eine wankende Regirung und durch den Einfluß derselben und durch französische Ideen ein schwankendes Volk. Max kommt, tausend Hoffnungen erregend, und bringt den gediegenen Montgelas mit. Bajern erhebt sich von nun an unter blutigen aber glücklichen Kämpfen zu einem Staate dritten Ranges. Kaum zwar hat Max Joseph die Regirung angetreten, so muß er

schon vor den siegreichen Franzosen flüchten; Amberg nimmt den churfürstlichen Hof auf. Die für die Oesterreicher besonders höchst unglückliche Schlacht bei Hohenlinden führte den Frieden von Lüneville herbei und Bajern verlor alte einträgliche Provinzen, erhielt dagegen säkularisirte Bisthümer, Abteien und Reichsstädte. Alle Verhältnisse der teutschen und italienischen Staaten waren durch jenen Frieden erschüttert. Aber das war Alles nicht genug, Buonaparte wurde Kaiser und die Erschütterungen werden umfassender und häufiger. Bajern verliert seine zu vielen Dingen höchst nuzbaren Klöster; Max schließt sich an die Franzosen an, die Oesterreicher werden besiegt, verdrängt die Russen und unser Vaterland hat vierhundert Quadratmeilen und siebenhundert tausend Seelen gewonnen; Churfürst Max aber wird am 1. Jäner 1806 zum Könige von Bajern ausgerufen, und von Oesterreich anerkannt.

Es entsteht der Rheinbund, 12. Juli 1806, unter dem Protektorate Napoleons, und die teutsche Reichsverfassung wird durch die Entsagungsakte Franz II., der nun als Franz I. allein Kaiser von Oesterreich ist, am 6. Aug. 1806 aufgelöset. Sie hatte seit Ludwig, dem Teutschen, bestanden.

Es bricht mit Preussen und Rußland zwischen Frankreich und den Staaten des Rheinbundes ein neuer Krieg aus. Bajern muß große Opfer bringen. Der Friede von Tilsit, 9. Juli 1807, verkündet neue Siege der Franken. Napoleon bevestiget das lockere Ansehen seines Bruders Joseph auf dem spanischen Throne; da will Oesterreich die früheren Wunden wieder heilen. Es entsteht der Tyrolerkrieg, ein fürchterliches Gemezel; aber Napoleon und unser ruhmvoller Wrede erkämpfen den Sieg bei Wagram und dadurch den Frieden von Schönbrunn 1809, während Max ein Jahr früher seinem Volke eine Verfassung gegeben und dadurch auch im Innern seiner Regirung einen neuen Ruhm geschaffen hat.

Im Februar 1810 erhält das Vaterland, gegen die Abtretung des Etschkreises und eines Theils vom Eisakkreise, durch die Erwerbung von Salzburg, Berchtesgaden, Baireuth und Regensburg 175 Quadratmeilen und einmalhunderttausend See-

len mehr, als es vorher gehabt hat. Aber der lang ersehnte Friede dauert nicht lange.

Im Jahre 1812 zieht Napoleon mit seinen Verbündeten nach Rußland. Der Brand von Moskau und die unglücklichen Trümmer der sogenannten großen Armee haben zur Genüge bewiesen, daß die Klugheit und das Glück des fürchterlichen Eroberers wankten. Max hat beinahe sein ganzes Heer von vierzigtausend Mann verloren. Dennoch zieht Raglowich im nächsten Jahre 1813 wieder mit 8000 Mann in den Kampf für Napoleon. Die Schlacht bei Leipzig 17. 18. und 19. Okt. 1813 wirft die Franzosen auf's Neue aus ihrer Siegeslaufbahn heraus, und Max erklärt sich vom rheinischen Bund losgerissen gegen Frankreich. Wrede bricht mit 60,000 Mann gegen Hanau auf, um den fliehenden Franken den Rückzug nach ihrer Heimat abzuschneiden. Ein fürchterliches Blutbad vereitelt diese Absicht und der Krieg wird auf Frankreichs Fluren getragen. Die Schlacht von Arcis sur Aube im März 1814 entschied unseres Feldmarschalls höchsten Ruhm und dabei die volle Bedeutung bajerischer Heere unter einem solchen Führer.

Es wird am 30. Mai 1814 der Friede von Paris geschlossen. Napoleon, welcher am 11. April abgedankt hat, geht in die Verbannung nach Elba, während die Truppen seiner Feinde mehrere Provinzen von Frankreich besezt halten, und der Wiener Kongreß, Okt. 1814 — Juli 1815, die gestörten Staatenverhältnisse in Teutschland wieder in's Gleichgewicht zu bringen sucht; aber nicht mit dem besten Erfolge, weil dort die Grossen auf Kosten der Kleinen sich zu bereichern streben. Diese Disharmonie hört Napoleon, benüzt sie, und landet auf französischer Küste, Alles eilt wieder zu seinen Fahnen und der Kaiser zieht am 20. März 1815 in Paris ein. Die Schlacht bei Bellealliance, 18. Juni 1815, entscheidet gegen den Exkaiser und Napoleon wandert nach Helena, Max I. aber verbindet sich inniger mit den Großmächten von Europa. Aber Bajern verliert wichtige Provinzen durch den Vertrag vom 14. April 1816 und verpflichtet sich von nun an ein Bundescontingent von 35,600 Mann zu liefern, wenn es einmal wieder die Sicher-

heit und Unabhängigkeit der teutschen Reichsfürsten gelte. Graf Montgelas, der bisherige Staatsminister von Bajern wird am 2. Febr. 1817 in den Ruhestand versezt, nachdem er mit sicherer Hand das Schiff des Staates durch die sturmbewegtesten Zeiten geleitet hatte. Viele Versuche zum moralischen und politischen Besten des Landes waren unter ihm gemacht worden, viele sind geglückt. Die Regirung des Landes wurde unter König Max vereinfacht, das gegenseitige Vertrauen zwischen der Regirung und dem Volke bevestiget, zweckmässige Ministerien geschaffen, die Finanzen regulirt, alle Domänen zum Staatsgute gezogen, alle Unterthanen verhältnißmässig aber gleich besteuert, zu diesem Zwecke eine Steuerkatasterkommission angeordnet, die Kreisregirungen vereinfacht, Finanzkammern geschaffen, ein Staatsrath eingesezt, eine Staatsschuldentilgungskommission errichtet, die Armee tüchtig gebildet, der bajerische Maltheserorden aufgehoben, der militärische Max Josephsorden und der Civilverdienstorden gegründet, die Folter abgeschafft, ein humanes Criminalgesezbuch eingeführt, die Justiz unabhängig vom Kabinete gestellt, die altbajerische Gerichtsordnung in den sieben älteren Kreisen, gleichmässige Grundlage des Civilprozesses, Apellazionsgerichte und ein Oberappellazionsgericht geschaffen, die Pfleggerichte und Aemter in Landgerichte verwandelt, alle geheime Polizei, natürlich auch alle Inquisizion abgeschafft, dem Volke materielle Freiheit zugesichert, zur Aufrechthaltung der Landes- und Localsicherheit eine Gensdarmerie ernannt, die Polizeiverwaltung durch eine Polizeidirekzion und durch Stadtkommissariate verbessert, wohlthätige Anstalten für Geisteskranke, für Taubstumme und Körperkranke gegründet, die Strafarbeitshäuser und Zuchthäuser zweckmässiger organisirt, den Wissenschaften Vorschub geleistet, die Künste befördert, die Schuzpockenimpfung eingeführt, Hebammenschulen errichtet, chirurgische Schulen hergestellt, gediegene Aufklärung befördert, aller demagogische Schwindel verbannt, auf der anderen Seite dem hemmenden Jesuitismus gesteuert, aber etwas rücksichtslos die Klöster aufgehoben und ihre Güter grösstentheils zersplittert, für alle Religionen Toleranz proklamirt, der prote-

stantischen Religion zweckmässige Einrichtungen und Behörden gegeben, aber auch ein für die Unabhängigkeit der Regirung nicht gar ersprießliches Concordat abgeschlossen.

Es erstanden zwei Erzbisthümer und sechs Bisthümer, und mehrere Klöster sollten erstehen. Das Schulwesen wurde geläutert und geregelt, glückliche und unglückliche Schulplane in der Praxis versucht, die Schullehrer besser besoldet, aber auch zweckmässiger unterrichtet, die Zahl der Universitäten vermindert, aber die drei bestehenden besser habilitirt. Ausgezeichnete Männer wurden allmählich an die Hochschulen berufen. Die Akademie der Wissenschaften wurde nüzlicher organisirt, alle damit verbundenen Anstalten aber erweitert, durch Schäze unterstüzt und lebendiger gemacht. Man versuchte auch eine bajerische Literaturzeitung zu schaffen, die Schöpfung gelang, aber ihr Leben war kurz. Es erstand eine Forstschule, eine Akademie der bildenden Künste, durch die Kunstliebe des Kronprinzen wurden die Bildergallerien vermehrt, bereichert und unschäzbar gemacht die Antikensammlungen, es erstand ein majestätisches Nazionaltheater zweimal, die Civilbaukunst stieg zu einem lobenswürdigen Grade, auch der Straßen-, Brücken- und Wasserbau gewann an Tüchtigkeit durch Männer von hohem Rufe. Unsterblich machte sich Reichenbach durch seine Soolenleitung, durch seine optischen Instrumente unsterblich Fraunhofer. Industrie und Ackerbau kamen in einen nie gesehenen hohen Flor. Es wurde ein politechnischer Verein errichtet, es erstanden Fabriken und Manufakturen, der innere und äussere Handel erhob sich, wenn auch noch immer von einem unseligen Mauthsysteme gedrückt, es wurde in München die Steindruckerei erfunden, die Baugewerksschulen geschaffen und vervollkommnet, sogar im Auslande nachgeahmt, das Oktoberfest zur grossen Ermunterungsfeier für die Landwirthschaft geschaffen, es erstand ein landwirthschaftlicher Verein, Musterwirthschaften und Landgestüte, es wurden Kolonien angelegt, Moose ausgetrocknet, oft auch nur ihre Austrocknung versucht, aber Nichts unterlassen, was der Industrie im Allgemeinen und Besondern frommen konnte. Nüzlich waren die Zertheilungen von zu großen Gütern

und die Vertheilung von Gemeindeweiden. Ein schönes Band des Vertrauens zwischen Fürst und Volk war schon vorbereitet worden durch die Verfassung vom 1. Mai 1808, aber der Jubel der Bajern stieg auf's Höchste, als Vater Max das Gemeindeedikt und die Konstituzion seinem Volke schenkte. Preßfreiheit wurde erlaubt, Preßfrechheit gebührender Weise verpönt. Max hatte seine Nazion vor dem Geseze mündig gesprochen. Vier Ständeversammlungen wurden unter seiner Aegide gehalten. Manches höchst Rühmliche ist durch dieselben geleistet worden, aber auch manche Extreme auf dieser oder jener Seite kamen zum Vorscheine. Doch die Verfassung galt der bajerischen Nazion für das höchste Geschenk ihres Königs. Alle liebten ihn wie ihren Vater, das bewies ein großes Freudenfest am 16. Febr. 1824, als der Allgeliebte sein fünf und zwanzigjähriges Jubiläum feierte. Wie der große Wittelsbacher lebte, so starb er, ruhig und sanft. Der Engel des Todes hatte ihm allen Schweiß von der majestätischen Stirne gewischt und als die Diener am Morgen des 13. Oktobers 1825 voll trüber Ahnung an das Ruhebett ihres Herrn traten, fanden sie denselben hinübergeschlafen in ein belohnendes Jenseits.

So lebte, so wirkte und starb Vater Max.

§. 297.

Rückblick auf das zweite Kapitel.

Bevor wir die Ereignisse, welche unter der meisterhaften, jedenfalls ausgezeichneten Regirung Vaters Max I. näher und ausgedehnter lesen, haben wir zuerst einen kurzen Blick auf seine Familie, auf sein Inneres und auf seine ganze Periode geworfen; aber schon dieser kurze Blick reicht hin, unsere Bewunderung dem großen Bajernvater, unsere Begeisterung dem erlauchten Hause der Wittelsbacher zu zollen. Treffend sind in dieser Beziehung die Worte des kraftvollen Sohnes und Nachfolgers von Max I.: „So ein Herz, wie das seine, wird kaum je mehr auf einem Throne schlagen.“ Und es ist gewiß, je

mehr Seiten wir an Vater Max kennen lernen, in einem desto höhern Lichte erscheint er uns. Er war ein Mensch und Menschen haben alle ihre Fehler, mögen sie in der Hütte, oder auf dem Throne sizen, aber wenn neben diesen Fehlern Tugenden gefunden werden, welche mit ihrem wohlthätigen Lichte die düstere Schattenseite der Fehler erleuchten, ihr Dunkel verscheuchen; so müssen wir gemäß ehrender Anerkennung einem solchen Manne verdientes Lob zollen und das um so mehr, wenn ein solcher Mann vom Purpur bekleidet ist, wenn er auf dem Throne sizt und über ein Volk gebietet, welches seinem Könige von ganzem Herzen huldiget, über ein Volk, dessen Treue zu seinen Wittelsbachern nie gewankt hat, und nie wanken wird. Es ist wahr, Bajern trug während einer langen Periode französischen Stolz und Einfluß auf seinem ehrwürdigen, für fremde Lasten aber nie ganz unzugänglichen Nacken; aber welcher teutsche Fürst hat diese Fesseln damals nicht getragen, als ein allgewaltiger Corse sie geschmiedet hatte. Er zog mit einem Heere von Thaten unserem staunenden Blicke vorüber; wer wollte Napoleon, den Einzigen, meistern! Wer dem gewaltigen Sieger, der großartigen Ausnahme von Jahrhunderten, Widerstand leisten! Bajern doch gewiß nicht. Den kühnen Vertheiler der Kronen konnte nur sein eigener Ehrgeiz, seine gränzenlose Herrschsucht, nur russische Steppen und spät erwachter Volkssinn der Teutschen bezähmen und erdrücken. Zulezt hat sich im passenden Augenblicke Bajern dennoch aus den Klauen des Diktators gerissen, und wenn ihm dieser Riß auch manche harte Wunde zurück ließ, so haben unser Vaterland die Ereignisse dennoch grösser und zum Königreiche gemacht, und wir dürften vielleicht es nicht gar sehr bereuen, einmal zum rheinischen Bunde gehört zu haben. Hat auch der Krieg nicht selten auf unseren Fluren gehauset, so müssen wir doch gerechter Weise der väterlichen Regirung Vaters Max I. unseren vollkommensten Dank zollen, da wir sahen, welcher durchgreifende Unterschied zwischen den Schöpfungen der alten und der neuen Zeit ist. Es ist wahr, die Bedürfnisse des Staates sind unter Max I. gestiegen, vermehrt haben sich die Schulden des Landes, aber von diesen

aus der Zeit entsprungenen Folgen ist ja doch, so weit unser Auge reicht, kein Staat verschont geblieben. An dieser Wunde blutet ganz Europa, ja die halbe Welt. Die Zeit hat sie geschlagen; die Zeit wird sie auch wieder heilen.

Die Zeit aber vermag Niemand zu bändigen; denn sie ist die Geburt der Ewigkeit, die Schöpfung der Vorsehung. Selbst Napoleon unterlag ihrer Riesenkraft, und es gibt keinen grossen Mann in der Geschichte, der ihr nicht unterlegen wäre. Max kämpfte nicht mit ihr, aber er gieng weislich ihrem kräftigen Schritte zur Seite, er schritt nicht voraus und blieb nicht zurück, darum konnte er seinem Volke ihre wahren Segnungen verleihen, ohne ihr Böses ganz verbannen zu können; denn auch die Zeit hat, wie der Mensch, eine gute und eine schlechte Seite. Max ist nicht mehr, aber seine Schöpfungen sind nicht mit ihm in's Grab gestiegen und an diesen Schöpfungen haben wir nicht allein den großen Menschen, sondern auch den tüchtigen Fürsten, jedenfalls aber einen Vater des Volkes erkannt.

Drittes Kapitel.

Politische und moralische Ereignisse unter Vater Max I. als Churfürst.

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.
Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein,

Schiller.

§. 298.

Der Regirungsantritt Vater Max I.

Am 16. Februar um 3 Uhr 20 Minuten Nachmittags — es war ein Samstag — ist der Churfürst Karl Theodor von Bajern auf Ewig geschieden. Nach dem bajerischen Sukzessionsrechte folgte Maximilian IV. seinem Vorgänger in der Regirung. Als er dieselbe antrat, zählte er volle 42 Jahre, ein reifes und kräftiges Alter. Noch am Todestage Karl Theodors gegen den Abend hin wurde folgendes Besizergreifungs-Patent vom Herold an mehreren Hauptplätzen von München ausgerufen. „Von Gottes Gnaden, Wir Maximilian Joseph, Pfalzgraf bei Rhein, in Ober- und Niederbaiern Herzog, des heiligen römischen Reichs Erztruchseß und Churfürst, wie auch

Herzog zu Jülich, Kleve und Berg, Landgraf zu Leuchtenberg, Fürst zu Mörs, Graf zu Veldenz=Sponheim, der Mark, Ravensberg und Rappoltstein, Herr zu Ravenstein und Hoheneck ꝛc. Entbiethen männiglich Unseren Gruß und Gnade zuvor. Nachdem der allmächtige Gott, nach seinem unerforschlichen Rathe und Willen den durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Karl Theodor, Pfalzgrafen bei Rhein, in Ober= und Niederbaiern Herzog, des heil. römischen Reichs Erztruchsessen und Churfürsten, wie auch Herzog zu Jülich, Kleve und Berg, Landgrafen zu Leuchtenberg, Fürsten zu Mörs ꝛc. ꝛc. Unseren freundlich geliebtesten und hochgeehrtesten Herrn Vetter und Oheim aus dieser Zeitlichkeit abgefordert hat, und durch diesen hohen Todesfall die Chur= und das Erztruchsessenamt, nebst allen von Ihro Hochseligen Liebden besessenen pfalzbaierischen Landen, Chur= und Fürstenthümern, auch Graf= und Herrschaften nach Vorschrift der goldenen Bulle und der pfalzbaierischen ältern und neuern, namentlich auch im Teschner Frieden anerkannten und garantirten Hausverträge, an Uns als nächsten Agnaten und Fideikommißerben nach dem Rechte der Erstgeburt gefallen und vererbt wurden, und Wir dann, da Wir nach Maaßgabe erst ermeldeter neuerer Hausverträge Uns ohnehin allbereits in dem Civil=Mitbesize bisher befunden, nunmehr auch die natürliche und solidarische Possession zu ergreifen, und die wirkliche Regirung in allen obverstandenen von Ihro Hochseligen Liebden besessenen pfalzbaierischen Landen anzutreten keinen Anstand genommen haben. Als wollen Uns zu sämmtlichen Einwohnern, auch respektive Ständen und Landsassen, Bürgern und Unterthanen in den Städten und auf dem Lande, auch allen Civil= und Militärbediensteten, und überhaupt allen Unseren Erblanden Angehörigen, wessen Standes, Würde und Wesens sie immer sein mögen, gnädigst und gänzlich versehen, daß sie Uns von nun an für ihren rechtmässigen und einzigen Landesherrn so wilig als pflichtmässig erkennen; Uns unverbrüchliche Treue und unweigerlichen Gehorsam, auch, sobald Wir es von ihnen fordern werden, die gewöhnliche Erbhuldigung leisten, sofort in allen Stücken sich, wie es frommen und christlichen Untertha=

nen gegen ihre von Gott verordnete Landesherrschaft und Obrigkeit gebühret, gegen Uns zu bezeigen nicht ermangeln werden. Wir versprechen und versichern dagegen, daß Wir ihnen sammt und sonders Unsere landesväterliche Huld, Gnade, Vorsorge und Beschirmung angedeihen lassen, dieselbe bei ihren alten, wohlhergebrachten Rechten, Freiheiten und Privilegien schüzen, und dieselbe erneuern, auch daß dawider gehandelt werde, nicht gestatten, — vielmehr die gemeine Wohlfahrt nach allen Unseren Kräften zu befördern beflissen sein wollen. Damit aber durch diesen Todesfall der Gang der Regirungs- und Justizgeschäfte nicht unterbrochen werde, oder zum Schaden des gemeinen Wesens einiger Aufenthalt entstehen möge, so ist Unser Befehl, daß sämmtliche Collegien, Departements, Ober- und Unterämter in allen Unseren baierisch-pfälzischen Ländern ihre Verrichtungen provisorisch und bis auf Unsere anderweite nähere Bestimmung gebührend und nach ihren aufhabenden Amtspflichten fortsezen, die Collegial-Expedizionen von nun an unter Unserem Namen und Titul erlassen, bei der Sieglung aber sich der bisher üblich gewesenen Siegeln so lange, bis ihnen die neu zu verfertigenden werden zugestellt werden, bedienen sollen. Da die Umstände nicht erlauben, jezt gleich die Landes- und Erbhuldigung in allen Unseren angefallenen Landen gewöhnlicher Massen einzunehmen, sondern wir es dermalen bei obgesezter allgemeinen Anweisung und Verordnung bewenden lassen müssen, so wollen Wir doch, daß Uns sämmtliche, sowol Civil- als Militär-Bediente gleich nach der Publikazion gegenwärtigen Patents ohne den mindesten Aufschub, vom Obersten bis zum Untersten, mithin ohne Ausnahme, auf gewöhnliche Weise eingepflichtet werden, wobei jedoch die Civil- und Militärpersonen, welche weder in den Residenz- noch Regirungsstädten wohnen, theils zur Ersparung der beschwerlichen Reisekosten, theils, weil sie sich zu gleicher Zeit von ihren Stellen nicht wohl entfernen können, ihre Pflichten einstweilen nur schriftlich unter eigener Handunterschrift und Fertigung, jedoch längstens innerhalb 24 Stunden von dem Tage der Bekanntmachung oder Wissenschaft, an die unmittelbar obersten Stellen zu München und respektive

Mannheim einzuschicken haben, welche schriftliche Eidesleistung eben die Wirkung haben soll, als ob sie mittels persönlicher Ausschwörung geschehen wäre. Wir versehen uns gnädigst, Unsere gesammte baierisch-pfälzische Landstände, Diener und Unterthanen werden dieser ersten von Uns, als ihrem angebornen rechten Landesherrn, an sie beschehenden billigen und gerechten Forderung sich treugehorsamst fügen, wogegen Wir ihnen mit churfürstlichen Hulden und Gnaden wohl beigethan verbleiben."

Dieser Bekanntmachung wurde überall, wo es möglich war, Folge geleistet und Maximilian Joseph IV. hatte als Churfürst den Thron seiner Väter bestiegen. Am 20. Februar 1799 Abends um dreiviertel auf 7 Uhr zog der längst Ersehnte durch die Thore seiner bajerischen Hauptstadt in die Marburg ein. Sein Vetter und Schwager, Pfalzgraf (Herzog) Wilhelm und Deputazionen aus der Stadt hatten ihn herein begleitet, und ein biederer Bierbrauer konnte sich nicht enthalten, dem neuen Landesherrn die ehrliche und wohlmeinende Rechte mit dem herzlichen Gruße zu bieten:

„No Maxl, weil nur Du da bist!"

So wird ein Vater von seiner Familie gegrüßt.

§. 299.

Die zweite Coalizion gegen die französische Republik.

Als Max I. in München einzog, war der Ausbruch eines neuen offenen Krieges nicht mehr ferne. Der Friede von Campo Formio war ein zu sehr erzwungener gewesen, als daß er zu einer langen Dauer hätte berechtigen können. Den europäischen Mächten konnte es nicht gleichgültig sein, eine Republik in ihrer Nähe zu haben, eine Republik, die die Gefahr für die Kronen täglich vermehrte, statt beseitigte; denn die Franzosen kannten in ihrer sogenannten Aufklärungswuth keinen Stillstand, die Jakobiner predigten den Königsmord als etwas um die Menschheit Verdienstliches und solche Prediger mußten natürlich jedem Fürsten verdächtig sein, verdächtig in Wort und That.

Oesterreich war von Italien her dasjenige Land, welches von den weitern Anmassungen des Direktoriums jedenfalls nicht Geringes zu fürchten hatte. Rußland, zwar dem wichtigen Schauplaze der drohenden Republik weiter entfernt, aber doch von natürlichem Interesse für die Erhaltung seiner ohnehin schon von den eigenen Großen etwas angefeindeten Krone getrieben, neigte sich daher auf österreichische Seite. England, der erste Feind der neuen Republik und ihr oftmaliger Besieger auf dem Meere, konnte beide Mächte mit Geld unterstüzen, und daher jeden folgenden Kampf einigermassen zum Vortheile der Legitimität wenden. Die teutschen Fürsten, besonders die am Rheine, sahen sich in ihrer Existenz auf eine traurige Weise bedroht, und ihnen konnte daher ein neuer Krieg gegen Frankreich nur erwünscht sein. Neapel fürchtete den Einfluß der Franzosen in seiner italienischen Nachbarschaft und die Pforte von Syrien her. Das Direktorium aber in seinem Uebermuthe und heimlich vertrauend auf den Beistand der Völker, gegen deren Fürsten dasselbe allein zu Felde zu ziehen vorgab, fürchtete sich vor allen diesen Feinden nicht.

So kam es nun, daß Rußland die Herstellung des Maltheserordens von Frankreich forderte, die Pforte aber an das Direktorium den Krieg erklärte und seine Flotte mit der russischen vereinte, um neben England auch das Seinige zur Beugung französischen Uebermuthes beizutragen. Oesterreich hatte, während dieses geschah, seine Heere auf einen bisher nie erreichten Fuß gesezt. Das Direktorium aber war allen diesen Feinden gegenüber in einer allenthalben mißlichen Lage. Napoleon war in Aegypten, Carnot geächtet, Hoche todt, Moreau abgesezt, das Heer in seiner Disziplin verwildert, kurz nirgends eine Hoffnung zum Sieg, überall aber Niederlagen zu erwarten; jedoch diese Erwartungen waren scheinbar, das bewies der Erfolg.

Da galt ein altes Sprichwort, daß derjenige, der frisch wagt, auch viel gewinnt. Ohne weitere Bedenklichkeiten ließ daher das Direktorium auf dem Kongresse zu Rastadt den Kaiser fragen, ob Franz II. die russischen Truppen aus seinen Pro-

vinzen entfernen werde oder nicht. Die Truppen marschirten im Gegentheile weiter vorwärts, und das Direktorium erklärt am 6. März 1799 an Oesterreich den Krieg. General Jourdan hatte ihn schon am 1. März durch seinen Uebergang auf das rechte Rheinufer eröffnet und drang gegen Schwaben vorwärts, während Massena in Graubündten einrückte. Die Feindschaft zwischen Oesterreich und Frankreich wurde noch vermehrt durch die Ermordung zweier französischer Abgeordneten bei Rastadt. Szekler Husaren hatten die grausenvolle That verübt, über die Oesterreich zwar eine Untersuchung anstellte, sie aber wieder aufhob. Jourdan rückte nun mit der Donauarmee in Schwaben weiter, um sich mit Massena, der die helvetische Armee kommandirte, zu verbinden, und vereint gegen Oesterreich vorzurücken. Aber Beiden stand ein bedeutendes österreichisches Heer unter dem Erzherzog Karl entgegen.

Das Treffen bei Pfullendorf entschied gegen Jourdan und dieser zog sich zurück. Die Schlacht bei Stockach, 26. März 1799, entschied die Niederlage der Franzosen zum Zweitenmale. Jourdan legt sein Oberkommando nieder, und an seiner Stelle führt Lenouf das Heer bis an den Rhein, wo Massena den Oberbefehl über seine Trümmer übernimmt. Nun hat Oesterreich glänzend gesiegt und die Schweizer zeigen schon unruhige Bewegungen gegen die aus der helvetischen Armee in ihren Kantonen lagernden Franzosen. Kommt Erzherzog Karl schnell gegen die Schweiz dem drohenden Aufstande zu Hilfe; so sind zwei Armeen der Republik geschlagen. Allein eben Schnelligkeit mangelt den österreichischen Kriegsoperazionen. Bis der Kriegsrath von Wien aus die Bewegungen seiner Heere, mögen sie gleich vollständig gesiegt haben, lenkt, verstreicht die weise Benuzung des Augenblickes und Erzherzog Karl sieht sich mit Unwillen auf der Laufbahn glücklicher Erfolge gehemmt.

Die Schweizer beginnen also zu revoltiren und erfahren auf diesem unsichern Wege das französische Schreckensystem aus natürlichen Gründen. Erzherzog Karl kommt ihnen nicht zu Hilfe, der Aufruhr wird gedämpft und hat keine anderen Fol-

gen, als einen grösseren Haß der Frauzosen gegen Schweizer und umgekehrt.

Endlich zieht sich denn der linke Flügel unter Karl näher gegen Helvezien, um sich mit dem General Hoze von Vorarlberg aus zu verbinden und den Aufruhr der Schweizer neu zu erregen, die Franzosen aber aus ihren Thälern zu vertreiben. Es ist der Mai 1799, als Erzherzog Karl von Engadein und St. Luziensteig aus seine Operazionen gegen die helvetische Armee der Franzosen beginnen läßt. Hoze erobert nach großem Verluste den St. Luziensteig, drängt den General Menard zurück, zieht gegen Sargans und Glarus, um sich mit dem rechten Flügel des Erzherzogs zu verbinden, der schon bei Schaffhausen über den Rhein in die Schweiz gerückt ist, und diese Verbindung wird denn auch durch das siegreiche Treffen der Oesterreicher bei Winterthur bewerkstelligt. Massena aber hat sich zurückgezogen und bei Zürch eine überaus veste Stellung genommen. Von dort wird er verdrängt und zieht sich weiter zurück gegen den Albisberg, von wo aus er seinen linken Flügel an den Rhein, seinen rechten an den Vierwaldstätter und Zuger-See lehnt, sich durch tüchtige Verschanzungen in dieser Stellung bevestiget und nun jedem Angriffe seiner Feinde muthigen Troz bietet. Während dieser Zeit wird die österreichische Heeresabtheilung in der Schweiz von den Russen unter Korsakow, Juni 1799, abgelöset und Karl zieht wieder nach Teutschland, Massena aber rüstet sich zum Angriffe gegen die Russen. Diese dehnen sich von Baden bis Zürich aus, gegen dreisigtausend Oesterreicher aber halten ihnen die Verbindung mit Graubündten offen.

Auf dieser Seite ist also noch nichts Namhaftes entschieden. Da beginnt der französische General Müller neue Operazionen am Rhein. Im August 1799 sezt er mit acht und zwanzigtausend Mann über diesen Strom, nimmt Heidelberg und dringt schon weiter herauf gegen Philippsburg, während eine andere Abtheilung der Franzosen unter Baraguay d'Hilliers Frankfurt besezt, brandschazt und sich nach Aschaffenburg heraufzieht. Da kommt aber der österreichische General Sztarrey

mit verstärktem Heere von Donaueschingen her, und überall wird der Landsturm gegen die Franzosen aufgeboten, diese zurückgedrängt, Heidelberg am 18. Sept. 1799 von den Oesterreichern mit Sturm genommen, die Besazung grösstentheils gefangen, und so ist auf dieser Seite der Würfel wieder einigermassen zu Gunsten der Oesterreicher gefallen. Die Schweiz ist zum Theil von ihnen und den Russen besezt, das rechte Rheinufer hat österreichischer Muth befreit und nun werfen wir einen Blick nach Italien, wo der an Feldherrentalent arme französische Obergeneral Scherer die Operazionen seit dem Mai des Jahres 1799 leitet.

Scherer hat gegen sechzigtausend Mann in Italien versammelt, ist der Günstling des Direktoriums, hat den General Moreau, einen weit helleren Geist, unter seinem Oberbefehl, aber er selbst ist ein unglücklich gewählter General ohne Scharfblick und gemessenen Plan. Der österreichische General Kray wird bei Verona von Scherer angegriffen, Scherer wird geschlagen, er wird wiederholt geschlagen bei Ronco und zum drittenmale bei Magnano, hat dreissigtausend Mann und das Vertrauen dieser noch übrigen Armee verloren, und nun kommt der russische General Suwarow, um den Oberbefehl über Russen und Oesterreicher zugleich zu übernehmen — Mai 1799. — Scherer wartet nicht einmal eine Schlacht ab, sondern zieht sich ohne Aufenthalt bis hinter die Adda zurück und übergibt, da er seine Unfähigkeit längst und oft bewiesen hat, den Oberbefehl an den Untergeneral Moreau. Eigentlich hat das Direktorium General Jaubert an Scherers Stelle ernannt, aber Jaubert ist bei der italienischen Armee noch nicht angekommen.

Suwarow dringt nun unaufhaltsam gegen die Franzosen weiter an die Adda, greift mit unwiderstehlicher Gewalt die Stellungen der republikanischen Truppen bei Cessano an, erbeutet hundert Kanonen und nimmt 8000 Mann mit 4 Generalen gefangen, und Moreau, der die Fehler des Scherer nicht mehr gut zu machen weiß, zieht sich immer weiter von Mantua weg. Die cisalpinische Republik wird aufgehoben, Mailand besezt, und Moreau wagt nicht mehr, hier die Offensive

zu ergreifen. Er will den General Macdonald von Neapel her mit Verstärkungen erwarten, um dann wieder angriffsweise zu verfahren.

Allein auch im Neapolitanischen stehen die Dinge für die Franzosen schlimm. Der lockere Rinaldi, früher Pfarrer in la Scala, hatte die ersten Bewegungen gegen die räuberischen und gotteslästerlichen Franzosen, wie man sie damals, wohl nicht mit Unrecht, nannte, zu Stande gebracht. Er wurde in seinem kühnen Unternehmen zunächst von dem wohl benüzten Religionsfanatismus der Italiener unterstüzt. Der rüstige Pfarrer wurde bald Cardinal, und, als seine Gegenrevoluzion allmählich sich wie ein Strom über ganz Calabrien ergoß, Generalvikar des Königreichs. Viele bisher eingeschüchterte Königsfreunde gesellten sich jezt zu dem kühnen Gegenrevoluzionär und nun kamen sogar Russen und Türken von Konstantinopel her, um von Calabrien aus auch die Franzosen anzugreifen. Allen diesen Bewegungen soll nun der französische General Macdonald Widerstand leisten und zwar zu einer Zeit, wo er hört, daß Scherer in Oberitalien überall geschlagen ist, und Moreau seiner Hilfe bedarf. Er läßt schnell Nazionalgarden sich bilden und vertraut diesen Leuten die republikanische Regirung an. Er selbst zieht sich allmählich gegen Oberitalien hin. Sein Abzug ist den Gegenrevoluzionären erwünscht, ihr Heer vergrössert sich täglich, da landen auch die Türken und Russen an der neapolitanischen Küste, auch der Engländer Nelson kommt mit seiner Flotte, da zieht Ruffo am 13. Juni in Neapel ein, erfüllt es mit Mord und Brand und die parthenopeische Republik hat den tüchtigsten Stoß erlitten. Viele Republikaner verlieren ihr Leben durch Schwerdt oder Strick, sogar gebraten werden sie. Die Scheußlichkeiten der Lazzaronis erreichen einen Grad, worüber sich der Wilde nur eine Freude erlauben kann, und Neapel zählt weit mehr Abscheulichkeiten in seiner Gegenrevoluzion von 1799, als die Vendee.

So besteigt nun Ferdinand IV. den Thron von Neapel, als Macdonald dem General Moreau zu Hilfe zieht. In seinem Rücken steht General Burkard mit einem Heere von Nea-

politanern, Türken und Russen. Derselbe bricht gegen Rom auf, besezt es, hebt alle französischen Einrichtungen auf und dringt immer weiter gegen Ancona vor, erobert diese Stadt auch mit Hilfe der Oesterreicher und nun wird die Lage der Franzosen in Italien immer bedenklicher. Macdonald und Moreau werden von allen Seiten angegriffen und beunruhigt, um ihre Vereinigung zu hindern. Zulezt sind Tortona und Coni noch allein in den Händen der Franzosen. Die Schlacht bei Castel di San Giovanni — 17. Juni 1799 — hat dem Macdonald 30,000 Mann gekostet, und die Feinde sind nun im Besize von beinahe ganz Oberitalien, selbst Mantua haben sie erobert.

Da kommt endlich der eigentliche Befehlshaber, General Jaubert, mit bedeutenden Verstärkungen. Bald hat er die Höhen von Novi besezt, und nun stehen die Russen und Oesterreicher am 15. August vor dem schlachtbegierigen Jaubert. Sie beginnt und der junge Obergeneral wird erschossen; auf Verlangen des Heeres übernimmt der bescheidene Moreau den Oberbefehl. Die Schlacht von Novi wird von den Russen und Oesterreichern gewonnen, 16,000 Franzosen liegen auf dem Schlachtfelde, Tortona wird erobert und Moreau zieht mit den Trümmern seiner Armee in die Apenninen, wo er den Oberbefehl an Championnet abgibt. Am Ende des Jahres haben die Franzosen 5000 Kanonen verloren und zwei Armeen. Aber die Sachen standen für die Republikaner dennoch nicht so schlimm, als man glauben mochte.

Die Eifersucht zwischen Oesterreichern und Russen hatte eine Trennung ihrer Heere herbeigeführt und Suwarow erhielt von seinem Kaiser den Befehl sich mit Korsakow in der Schweiz zu verbinden. Gleichgültigkeit der Oesterreicher verzögert seinen Marsch.

Während dieser Zeit greift Massena die Russen unter Korsakow bei Zürich an, an eben demselben Tage — 25. September 1799 — die Oesterreicher unter Hoze. Hoze fällt im Treffen und Oesterreicher und Russen werden aus ihren Stellungen vertrieben. Der französische General Soult hat gegen die

Oesterreicher das Meiste geleistet, Massena gegen die Russen. Gegen 30,000 Mann haben Korsakow und Petrasch, Befehlshaber nach Hoze, verloren und sind beide aus ihren Stellungen verdrängt, dadurch aber die Vereinigung mit Suwarow verhindert. Dieser unterrichtet von der Niederlage des Korsakow, zieht sich nach Graubündten zurück. Die Schlacht bei Matten — 10. Okt. 1799 — kann ihm den Rückzug nicht abschneiden, er kommt unter tausend Gefahren nach Schwaben, wo er sich mit Korsakow vereinigt, und den Rückmarsch über unser Vaterland in die Heimat antritt. Kaiser Paul I. hat seine Beihülfe gegen die Franzosen von nun an verweigert.

So ist denn nun die Schweiz wieder in Gewalt der Franzosen, aber Italien in den Händen der Oesterreicher und zum Theil auch der Türken und Engländer. Die cisalpinische und parthenopeische Republiken sind aufgelöst, und nun werfen wir noch einen Blick auf die Kriegsoperazionen am Rhein.

In Italien kommandiren die österreichischen Heere Melas und Kray, am Rhein der Erzherzog Karl, an den Gränzen der Schweiz General Petrasch. Diesen zieht Erzherzog Karl an sich und in Mitte des Novembers 1799 wird gegen die Franzosen, weil die Oesterreicher allein nicht gegen sie ausreichen, ein teutscher Reichskrieg beschlossen. Und nun stehen die Franzosen als Meister des linken Rheinufers und der Schweiz, dann mehrer wichtigen Posizionen am rechten, aber als vollkommen Besiegte da. Offenbar hatte der vorige Feldzug bewiesen, daß den Franzosen ein leitender Geist fehle, und daß nur ihr guter Stern sie von einem gänzlichen Verderben gerettet habe. Napoleon Buonaparte befand sich aber, als Italien verloren gieng, in Syrien, um die Belagerung von St. Jean d'Akre zu betreiben. Die Belagerung wurde aufgehoben und wir sahen ihn, unbemerkt von den englischen, russischen und türkischen Schiffen, bei Frejus landen. Seine Reise nach Paris glich einem ungezwungenen Triumphzuge. Alles Volk begrüßte ihn als den längst ersehnten Retter der französischen Kriegsehre.

Er kommt am 14. Okt. 1799 in der Hauptstadt an. Das Direktorium ist erstaunt, den Helden von Abukir zu sehen,

Furcht und Haß wechseln in seinen Gemüthern. Es ahnet nichts Gutes. Nach einem drohenden Kampfe wurde das Direktorium aufgehoben, eine Consularregirung, bestehend aus Sieyes, Roger Ducos und Buonaparte ernannt, als vollziehende Regirungsgewalt. Alle drei Consuln wurden auf zehn Jahre gewählt, und Einer von ihnen ist Oberconsul mit einer jährlichen Leibrente von einer halben Million Franken und der ausgedehnteren Vollmacht. Ihm steht die Ernennung des Staatsrathes, der Minister, der Gesandten und aller Offiziere zu. Er hat eine entscheidende, seine Nebenkonsuln nur berathende Stimmen. Alle Politik nach Innen und Aussen liegt in den Händen der Consularregirung. Nur müssen Kriegserklärungen, Friedensschlüsse, Handels- und Bundes-Verträge dem Tribunat und dem gesezgebenden Körper zur Sankzion vorgelegt werden. Neben den Consuln steht die zweite Gewalt, der conservirende Senat. Er zählt 80 Mitglieder, jedes nicht unter 40 Jahren, unabsezbar und für die ganze Dauer ihres Lebens gewählt. Ihm liegt es ob, die neue Regirung zu bestellen und für Aufrechthaltung derselben zu wachen. Er ist also gewissermassen souverän neben der Regirung, offenbar ein Mißgriff. Neben dem Senat steht die gesezgebende Gewalt. Diese besteht aus zwei Körpern, dem Tribunate und dem eigentlich gesezgebenden Körper. Das Tribunat besteht aus 100 Mitgliedern, keines unter 25 Jahren, von denen jährlich ein Fünftel erneuert wird. Seine Befugniß erstreckt sich auf die Vorschläge von Gesezen. Der eigentlich gesezgebende Körper im engeren Sinne besteht aus 300 Mitgliedern, keines unter 30 Jahre, ebenfalls im fünften Theile jährlich zu erneuern. Nur dieser Körper ist fähig, die von dem Tribunate oder der Regirung vorgetragenen und von ihnen selbst debattirten Gesеze anzunehmen oder zu verwerfen. Ein angenommenes Gesez kann der Oberkonsul promulgiren 10 Tage nach seiner Ausfertigung.

So war denn in Frankreich wieder eine neue Verfassung, die fünfte seit 1789 geschaffen. Napoleon wurde durch sie erster Consul, später Kaiser, was um so leichter war, als er allein die materielle Macht in seinen Händen trug. So weit war

war die erschöpfte Republik gekommen, dorthin, wo sie angefangen hatte. Der Name blieb, die Sache war verschwunden. Napoleon hieß nicht König, aber er war's; er war's doppelt, durch das Gesez und noch mehr durch sein gewaltiges Talent. Ganz Europa sieht bald, daß mit den Franzosen, seit Napoleon an der Spize steht, nicht so leicht zu rechten sei. Der Mann war ein Eroberer und als er Consul wurde, proklamirte er für ganz Frankreich den Frieden, wenn es möglich sein werde, ohne der französischen Staatsehre nahe zu treten, denselben von den feindlichen Mächten zu erhalten. Es werden daher heimtückische Unterhandlungen gepflogen, kein Resultat erzielt, denn das war ja eben die geheime Absicht des schlauen Oberkonsuls, und endlich den Franzosen der galante Saz vorgelegt, weil man den Frieden nicht auf eine für Frankreich ehrenvolle Weise erhalten könne; so müsse man denselben erobern. Mit dieser Phrase hat man das neunzehnte Jahrhundert begonnen, ein Jahrhundert voll Leidenschaften, Prinzipien und Blut. Der Krieg beginnt schon in den ersten Tagen wieder. Massena, bisher Oberbefehlshaber der helvetischen Armee, wird nach Italien beordert, um die wankenden Trümmer des dortigen Heeres nicht gänzlich auseinander fallen zu lassen. Allein auch er muß, gedrängt von dem österreichischen General Melas, sich nach Genua zurück ziehen, welche Stadt nun von den Oesterreichern zu Land, von den Engländern aber zur See belagert wird und schon vor ihrer Belagerung an dem empfindlichsten Hunger litt, jezt aber auch noch die Franzosen ernähren soll. Wenn nicht ein Entsaz kommt, ist die Gefahr des Hungertodes in der Nähe. Dieser Entsaz aber kann nur von Dijon über die höchsten Alpen herkommen. Daran glaubt jedoch das österreichische Kabinet eben so wenig, als General Melas. Daß die Züge des Hannibal wieder erneuert würden, ahnete man nicht.

Engländer und Oesterreicher fassen also in dieser Voraussezung den Entschluß, Genua auszuhungern und in den Süden von Frankreich einzudringen. Beide haben vergessen, daß Napoleon erster Consul ist. Derselbe warf auch einen Blick auf die bisherigen Operazionen, die im Ganzen für Frankreich höchst

ungünstig ausgefallen waren, und sein Entschluß ist gefaßt. Alles wird zu den Waffen gerufen.

Tausende versammeln sich in Dijon. Auf's Geheimste befiehlt der große Kriegsmeister Napoleon den Zug über die höchsten Alpen. Moncey geht mit 18000 Mann über den St. Gotthard, Bethencourt mit 3000 Mann über den Simplon, Chabran mit 5000 über den kleinen, und Napoleon mit 56,000 Mann über den großen St. Bernhard. Unter unsäglichen Schwierigkeiten wird der hannibalische Zug vollendet und die verschiedenen Abtheilungen in Como und Arona gesammelt und geordnet am 16. Mai 1800.

Lannes Vortrab wirft einzelne Abtheilungen des General Melas zurück, und Napoleon überschwemmt plözlich das ganze mailändische Gebiet, zieht in Mailand ein, proklamirt neuerdings die cisalpinische Republik, schickt seine Divisionsgenerale gegen die herumschwärmenden österreichischen Haufen, diese werden zurückgeworfen, alle Magazine und Kriegsvorräthe erobert, Piacenza überrumpelt, Nizza von Suchet besezt und Melas plözlich von den Franzosen auf allen Seiten umringt. Melas muß die Belagerung von Genua aufheben, sich zurückziehen, und zwischen Turin und Alessandria bei Marengo conzentriren, endlich sogar eine Schlacht annehmen.

Es ist der 14. Juni 1800; für beide Kämpfer gilt es Italien, für Melas die Behauptung seines bisherigen, für Napoleon die Erringung eines neuen Ruhmes. Melas hat seine ganze, Napoleon nur einen Theil seiner Reservearmee, aber zu Hilfe naht ihm Desaix. Um 6 Uhr Morgens beginnt die wüthende Schlacht von Marengo. Zwölf Stunden kämpft man auf beiden Seiten mit der größten Erbitterung. Die Franzosen sind schon viermal geworfen.

Da kommt Desaix; die Schlachtordnung wird hergestellt, Melas gänzlich besiegt. Desaix ist zwar auf dem Felde des Ruhms gefallen, aber Napoleon hat Italien beinahe wieder in seinen Händen. Melas sieht sich ohne Waffenstillstand gänzlich verloren, derselbe wird mit Verlust aller Hauptpläze von Oberitalien an die Franzosen geschlossen, Melas zieht sich nach Man-

tua zurück, die siegreiche italienische Armee wird unter das Commando des Massena gegeben und Napoleon kehrt wie ein uneigennüziger Republikaner nach Paris zurück und arbeitet im Stillen an weiteren Plänen für sich, seine Familie und seinen Ruf.

Während alle diese Lorbeern von dem schlauen Corsen in Italien gepflückt wurden, hat Moreau die Kriegsoperazionen am Rhein eröffnet. Dort befehligt das österreichische Heer der früher italienische General Kray an der Stelle des Erzherzogs Karl, der sein Kommando wegen Intriguen des eigenen Hofes abgegeben hat, und, wie gesagt wird, seine Gesundheit in der Heimat pflegt. Franzosen und Oesterreicher, zu welchen leztern Max Joseph als teutscher Reichsfürst auch sein Contingent nach dem Reichsbeschlusse vom November vorigen Jahres hat stossen lassen müssen, zählen so ziemlich eine gleiche Truppenzahl, aber nicht gleiche moralische Kräfte. Moreau ist als Feldherr grösser als Kray, und umsichtiger, taktvoller als Erzherzog Karl. Die Oesterreicher durchglüht nicht jene politische Begeisterung, wie die Franzosen, und die Bajern kämpfen eigentlich für ein Interesse, das ihnen schon ihres Widerwillens gegen Oesterreich wegen fremd ist.

Unter solchen Auspizien beginnt denn im April 1800 der Krieg. Moreau geht über den Rhein, marschirt in kühnen Manövern und gewagten Schnellmärschen vor dem General Kray, der bei Donaueschingen steht, vorbei, täuscht ihn und kommt binnen vierundzwanzig Tagen bis an die Donau und Iller. Kray sieht zu spät diese militärische List, hebt seine Stellung auf, dringt gegen den Bodensee, um die Verbindung mit Vorarlberg und Graubündten zu sichern und stößt mit einer Abtheilung seines Heeres auf den General Lecourbe. Die Schlacht bei Stockach — 3. Mai 1800 — entscheidet zum Nachtheile der Oesterreicher, sie haben gegen 4000 Mann, 500 Pferde und 7 Kanonen nebst Stockach selbst verloren. Die französischen Generale Vandamme und Montrichard sind ihre Besieger gewesen, neben ihnen ausgezeichnete Tapferkeit und Ausharrung der Franzosen.

An demselben Tage hat Moreau bei Engen einen weit glänzenderen Sieg über die österreichische Hauptmacht davon getragen. Siebentausend Mann sind von ihm gefangen, 4000 getödtet, 3 Fahnen und 9 Kanonen genommen worden, aber die Schlacht von Engen hat auch den Franzosen viele Leute gekostet.

Die Oesterreicher ziehen sich nun gegen Möskirch zurück, vereinigen sich dort mit der Abtheilung des Prinzen Joseph von Lothringen, dann mit der des Generals Giulay, endlich mit dem aus 6000 Bajern bestehenden Hilfscorps des bajerischen Obersten Wrede. Kaum ist aber diese Vereinigung zu Stande gebracht, als auch schon Moreau den Oesterreichern, zu einer neuen Schlacht gerüstet, bei Möskirch gegenüber steht. Es ist der 5. Mai 1800. Um 6 Uhr morgens, wie bei Marengo, beginnt das Treffen und wird um 8 Uhr zur heftigsten Schlacht. Ein Terrain um das andere wird von beiden Heeren gewonnen, verloren und wieder gewonnen. Mit einer bewunderungswürdigen Tapferkeit kämpfen die Bajern. Wrede ist bei jeder Gefahr. Endlich scheinen die Franzosen zu unterliegen. Beinahe haben ihre Feinde die Colonne des General Delmas durchbrochen, da kommt General Richepanse mit Verstärkung, die Nacht bricht an, und die Republikaner haben gesiegt, die Besiegten aber haben 4000 Todte, die Sieger 3000 Gefangene. Der Verlust der Franzosen in dieser mörderischen Schlacht erstreckt sich auf 5000 Mann.

Die Oesterreicher sezen nun ihren Rückzug gegen die Donau fort, der besonders durch das Feldherrntalent des Baron von Wrede gedeckt wird. Die Franzosen folgen. Bei Biberbach kommt's zu neuen Gefechten, weil General Kray die Feinde an der Besezung des rechten Donauufers hindern will. Der französische General St. Cyr schlägt bei Oberndorf eine österreichische Abtheilung in die wildeste Flucht, andere Abtheilungen drängen er und Richepanse zurück, Kray wird bei Biberbach wiederholt geschlagen, verliert 4000 Mann, obgleich die Bajern bis auf den lezten Augenblick das Schlachtfeld behaupten, bei und in Memmingen werden wieder 1800 Oesterreicher

gefangen, und es wäre ihnen auch hier wieder eine noch grössere Verlegenheit bereitet worden, wenn nicht Wrede mit einem alle Erwartung übertreffenden Muthe das Vordringen der Franzosen bis in die späteste Nacht gehindert haben würde. Die Oesterreicher ziehen sich nach so vielen und bedeutenden Niederlagen nach Ulm zurück, von wo aus der Feldzeugmeister Kray dem bajerischen Befehlshaber und seinen Truppen das ehrenvollste Zeugniß ihrer Entschlossenheit und Tapferkeit unter dem 11. Mai 1800 ausfertigt.

Die Franzosen dringen nun immer weiter gegen Bajern durch Schwaben herauf. Alles Land zwischen Donau, Iller, Bodensee und Rhein war in ihren Händen. Nun lockt Moreau den unvorsichtigen Kray durch seinen Uebergang bei Höchstädt über die Donau noch aus seiner vesten und unangreifbaren Stellung bei Ulm hervor, und von nun an blockirt der französische General Richepanse Ulm selbst. Moreau zieht hierauf mit seiner Armee nach Bajern, der linke Flügel eilt nach Regensburg, der rechte stellt in Tyrol und Graubündten die Vereinigung mit der siegreichen Armee in Italien her und das Hauptcorps besezt am 12. Juli 1800 die Hauptstadt München, welche Maximilian Joseph schon am 27. Juni verlassen hat. Kray zieht über Landshut gegen Oesterreich, hat aber in Ulm eine Besazung von 12000 Mann unter dem Feldmarschall-Lieutenant Petrasch zurückgelassen. Landshut wird am 7. Juli vom General Heudelet im Sturm genommen, während Moreau schon seit dem 30. Juni sein Hauptquartier in dem Schlosse zu Nymphenburg aufgeschlagen hat. Seinen Vortrab schiebt er bis Parsdorf, während sein rechter Heeresflügel unter Lecourbe die Päße nach Tyrol erobert und Graubünden in seine Gewalt gebracht, dadurch aber die Kommunikazion mit dem italienischen Heere eröffnet und gesichert hat.

Da wird auf inständiges Verlangen des Generals Kray ein Waffenstillstand in Parsdorf mit Moreau abgeschlossen — am 15. Juli 1800. Vermöge dieses Waffenstillstandes besezt der rechte Flügel der Franzosen den Tyroler Engpaß Reutti, der linke Regensbnrg, das Centrum rückt bis an den Jun vor

und die Reservarmee des Generals St. Susanne nimmt die fränkischen Lande bis an die Redniz in Besiz, Ulm, Ingolstadt und Philippsburg aber werden von den Franzosen blokirt. Vergleichen wir nun die Resultate der französischen Macht in Italien und Teutschland seit der Rückkehr Napoleons mit denen der österreichischen; so finden wir alle Nachtheile des Krieges auf der lezteren.

Oesterreich ist durch die Schlacht bei Marengo und die von Engen gänzlich auf den Vertheidigungskrieg beschränkt worden. Nun kann Frankreich einen glänzenden Frieden schliessen, es hat ihn erobert. Allein Napoleon will die Demüthigung Oesterreichs noch weiter treiben. Obgleich der österreichischen Bevollmächtigte Graf St. Julien in Paris gleich nach dem Waffenstillstande von Parsdorf selbst über einen Frieden unterhandelt, die Bedingungen desselben sogar von den Consuln bestätigt werden, der Oberkonsul seinen eigenen Adjutanten Düroc nach Wien sendet, um die Bestätigung jenes muthmaßlichen Friedens zu erlangen; so wird derselbe dennoch nicht zu Stande gebracht.

Die Franzosen haben in der Sendung Dürocs die Oesterreicher nur hinhalten wollen. Als daher dieser in das Hauptquartier des Generals Kray nach Altötting kommt, findet er einen Brief von Paris vor, welcher ihm befiehlt, mit Unterhandlungen inne zu halten, da der Krieg fortgesezt werden müsse. Moreau kündigt auch sogleich den Waffenstillstand auf, und am 10. Sept. 1800 sollen die Waffen wieder ergriffen werden. Da eilt der Kaiser von Oesterreich und Teutschland selbst nach Altötting, um den Muth seiner Soldaten zu entflammen und zugleich einen weitern Waffenstillstand mit Moreau, der allgemein als ein biederer und ruhiger Mann geachtet wurde, zu schließen. Moreau geht denselben ein. Binnen 45 Tagen aber soll entweder Friede geschlossen werden oder der Waffenstillstand aufhören.

Die Gesandten der kriegführenden Mächte gehen daher nach Lüneville, dem zum Friedenscongreß bestimmten Ort, wo jedoch der Graf von Cobenzl erklärt, sein Kaiser könne ohne Eng-

land keine definitiven Friedensunterhandlungen pflegen, der französische Gesandte, Joseph Buonaparte, aber die englische Einmischung gänzlich von sich weiset.

So läuft die Zeit des Waffenstillstandes von Hohenlinden ab, und die Franzosen haben inzwischen vermöge den Bedingungen desselben die ihrer Disposizion übergebenen Vestungen Ingolstadt, Ulm und Philippsburg geschleift, jeden Krieg für sich gegen Südteutschland dadurch leichter gemacht, die Oesterreicher sind moralisch entmuthigt, die Bajern zu schwach, um den Republikanern wesentlichen Widerstand zu leisten, vielleicht auch zu wenig ernst an österreichischen Interessen hängend, Moreau in Teutschland, Massena in Italien kräftige Sieger, ihre Heere voll Nazionalstolz und Zuversicht auf künftigen Ruhm, und unter solchen Auspizien beginnt am Anfange des Novembers der Krieg auf's Neue. Oesterreich hat zwar mit England im Juni einen neuen Subsidienvertrag abgeschlossen, zwei Millionen Pfund Sterling zur Fortsezung des Krieges erhalten, der Kaiser hat dem General Kray das Kommando über das Heer genommen und in die Hände des Erzherzogs Johann gelegt; er hat einen ungarischen Aufstand erregt, eine böhmische Legion errichtet, kurz Alles gethan, was ein Landesherr zur Rettung seines Volkes und seiner Waffenehre zu thun im Stande ist; allein das abgenüzte Räderwerk des teutschen Reiches will nicht mehr gehen, und man sieht allmählich nur zu klar, daß zum Kriegführen im neunzehnten Jahrhundert etwas mehr gehört, als blosse Massen, etwas mehr, als ein animalisches Leben in den Heeren.

Auch die Franzosen haben nicht versäumt, neue Schaaren aus ihrem Vaterlande zu ziehen, und man sieht den Teutschen immer eine geheime Furcht an, wenn sie voraussagen, sie wollen ihre republikanischen Nachbarn besiegen. Kurz der Krieg beginnt, während die Friedensunterhandlungen in Lüneville immer noch fortgesezt werden. Die Franzosen haben zwar zur Fortsezung dieses Krieges kein englisches, aber sie erpressen dazu doch teutsches Geld. Bajern allein muß sechs Millionen Livres binnen Monatsfrist zahlen, das ohnehin erschöpfte Bajern.

Alle seine Zeughäuser werden ausgeleert, sogar die Bildergallerie um 72 ausgezeichnete Stücke beraubt, dann noch Requisizionen aller Art gemacht, kurz das Vaterland verlor binnen kürzester Zeitfrist gegen zwölf Millionen nur an Lieferungen für's französische Heer, und das bajerische kämpft nun krampfhaft für Oesterreich zu einer Zeit, wo die republikanischen Truppen den grösseren Theil des Vaterlandes im Besiz haben, wo die Landesvestung geschleift ist, Maximilian Joseph die Flucht ergriffen hat und in Amberg zwischen Hoffnung und Furcht seine Tage hinbringt, nachdem er vorher, wie ein Fürst ohne Land, abwechselungsweise sich in Landshut, Straubing und Cham aufgehalten und seine persönliche Sicherheit vor den Feinden zur Noth gefristet hat, zu einer Zeit, wo seine fränkischen Besizungen insgesammt in Feindeshänden liegen, wo ein einziger, aber treuer Freund, Montgelas, ihn begleitet und mit froher Zuversicht dennoch manche schönere Zukunft in der Ferne zeigt.

Max Joseph hat seine Regirung, wie wir eben sehen, gewiß in einer traurigen Periode begonnen. Er besizt zwar ein zerstreutes Heer von 25,000 Mann, aber alle diese tapferen Söhne des Vaterlandes müssen ihre Lorbeern unter dem Schuze österreichischer Fahnen holen, in dieser Zeit, die an trüben Erinnerungen beziehungsweise auf Karl Theodor und seine dem Vaterlande nachtheiligen Verhandlungen mit Oesterreich so reich ist, wo man sieht, wie wenig man von Jeher mit Oesterreich gewonnen, aber wie viel man in seiner Verbindung verloren hat. Moreau hat nun während des Waffenstillstandes eine Reise nach Paris gemacht, von der er zur Fortsezung des Krieges wieder in München am 23. Nov. eintrifft. Und nun beginnen die Kriegsoperazionen auf's Neue.

Rosenheim wird von Lecourbe besezt, die Oesterreicher bis Wasserburg zurückgedrängt und bei Ampfing stehen, am 1. Dezember 1800, 115,000 Oesterreicher 100,000 Franzosen gegenüber. Gegen 9 Uhr Morgens beginnt der Erzherzog Johann die Schlacht. Einmal hatten hier die Bajern gegen Oesterreich siegreich gekämpft, das Verhängniß läßt sie jezt für Oesterreich kämpfen. Aber diese Schlacht entscheidet Nichts. Beide Theile

haben gleich bedeutende Verluste erlitten. Der rechte Flügel des österreichischen Heeres aber breitet sich plözlich nach allen Seiten hin aus. Mecsery nimmt Landshut und General Kleinau rückt gegen Straubing und Regensburg vor, kurz der linke Flügel der französischen Armee wird etwas zurückgedrängt. Die Oesterreicher nehmen Moosburg und Freising und kommen sogar bis vor Ingolstadt. Die Absicht des Erzherzogs Johann ist, die Franzosen gegen Tyrol hinzudrängen, wo General Hiller bereits einen Landsturm aufgeboten hat und ebenfalls gegen den rechten Flügel der Franzosen operirt. Der Plan war gut angelegt, aber er ist nicht so leicht auszuführen, weil Moreau ihn wohl durchschaut und seine Maaßregeln dagegen nun desto kräftiger und wirksamer nimmt.

Er läßt daher seine Truppen auf's Schnellste zusammenziehen und am 3. Dezember 1800 beginnt die entscheidende Schlacht bei Hohenlinden. Die Oesterreicher greifen den rechten Flügel der Franzosen unter Grouchy an, der Angriff wird zurückgeschlagen, nur die 108te Brigade der Division Grouchy weicht; da kommt Grandjean und wirft die Oesterreicher zurück, ihr General Spanochi wird gefangen; da bricht auf Befehl Moreaus General Grenier mit allem Ungestüme hervor, ihn unterstüzen Ney und Grouchy, und in einem Augenblicke sind tausend Oesterreicher gefangen. Nun kommt auch noch Richepanse von Mattenpött heran. Von allen Seiten umringt bricht er mit seinen Schaaren durch die österreichischen Haufen, drängt sie mit einem Verlust von 87 Kanonen in den Wald, wo ihnen der Tod auf jedem Schritte folgt. Zwar weicht auf der andern Seite General Drouet vor der wüthend kämpfenden österreichischen Reserve, allein General Kniazewicz kommt dem Bedrängten zu Hilfe und die Oesterreicher werden auch hier geschlagen.

Im Zentrum sind die Oesterreicher besiegt, da entzündet sich der Kampf aber um so heftiger auf beiden Flügeln. Es ist 3 Uhr Nachmittags; um 4 Uhr ist die Schlacht ohne Hoffnung für Oesterreich verloren. Die Franzosen haben Wunder der Tapferkeit gethan. Die Nacht bricht herein und 11,000

Oesterreicher sind gefangen, 100 Kanonen erobert; 8000 Mann aber getödtet, die Franzosen haben 6000 Mann verloren. Dieser Sieg ist natürlich einer der glänzendsten in der ganzen Kriegsgeschichte unseres Jahrhunderts.

Die Republikaner rücken unter unausgesezten Kämpfen vorwärts in Oesterreich ein, nehmen Salzburg und Linz und stehen bald nur mehr 20 Stunden vor Wien. In dieser für Oesterreich unverkennbar höchst drückenden Verlegenheit übernimmt auf vieles Zureden Erzherzog Karl endlich wieder den Oberbefehl, sieht aber nur zu gut ein, daß hier Nichts weiter zu thun sei, als Friede zu schließen, denn die Franzosen haben von Tyrol bis zur Donau eine einzige Heereslinie gebildet, die von der besiegten österreichischen Armee nicht mehr zu desavouiren ist. Um jeden Preis muß daher vorerst ein Waffenstillstand abgeschlossen werden. Derselbe kommt in Steier am 25. Dezember zu Stande; die Franzosen besezen gemäß demselben die Citadelle von Würzburg, Braunau, Kufstein, Scharniz und ganz Tyrol, welches gänzlich entwaffnet werden muß, alles dieses um einen Waffenstillstand von 30. Tagen. Erst durch die Besezung aller dieser theils durch Natur, theils durch Kunst vesten Punkte sind die Franzosen den Oesterreichern von teutscher Seite aus höchst furchtbar geworden.

Zu gleicher Zeit ist aber auch in Italien ein Waffenstillstand in Treviso zu Stande gekommen, gemäß welchem die Franzosen die Vestungen Peschiera und Sermione, dann die Kastelle Verona und Legnagno, Ferrara und Ancona erhielten, und Mantua blokiren durften. Und nun kommen die Gesandten wieder in Lüneville zusammen, um über den künftigen Frieden zu unterhandeln. England hat den Kaiser seiner Verbindlichkeiten nur mit seiner Beiziehung einen Frieden zu schließen enthoben, und so schließt denn Oesterreich mit der französischen Republik unter dem 9. Februar 1801 den Frieden von Lüneville. Gemäß seinen Bestimmungen behält Frankreich die belgischen Provinzen und das ganze linke Rheinufer, also auch den grössern Theil der Pfalz, und es gibt ausser der französischen noch eine batavische, helvetische, ligurische und cisalpinische Republik.

Düsseldorf, Ehrenbreitstein und Philippsburg sollen geschleift werden, kurz das rechte Rheinufer soll seine vesten Punkte verlieren, damit die Franzosen nicht mehr gehindert werden bei der nächsten besten Gelegenheit wieder nach Teutschland zu kommen. Alle teutsche Reichsfürsten, die am linken Rheinufer etwas verlieren, sollen auf Kosten Anderer im teutschen Reiche selbst entschädiget werden, ein für das teutsche Volk gewiß erniedrigender Friede. Ratifizirt wurde derselbe am 16. März 1801 in Paris.

Die Franzosen ziehen nun aus Südteutschland fort, verlassen das durch sie in materieller Beziehung hart bedrängte Vaterland und Churfürst Maximilian Joseph hält am 14. April 1801 seinen feierlichen Einzug in München, nachdem er durch eine Proklamazion seinen geliebten Unterthanen für alle ihre in dem lezten Kriege bewiesene Ausdauer und Aufopferungen gedankt hat.

§. 300.

Bajerns beginnende Aufklärung nach dem Frieden von Lüneville.

Jezt erst kann Max Joseph die Wunden des Krieges heilen und zum moralischen und zum politischen Besten seiner Bajern wirken. Zwar meinen diese, der frühere französische Oberst sei nicht sehr geneigt einem friedfertigen Zustande, aber Max Joseph hat den Beweis vom Gegentheile aufs Glänzendste geliefert. Ihm liegt von nun an die kriegerische Ehre seines Landes gleichmässig wie das innere moralische Wohl desselben am Herzen. Er will seinem Volke ein guter Vater aber kein abstossender Fürst, wie sein Vorgänger, sein. Er sieht, daß die Geschichte auch von seinen Bajern eine grössere moralische Vollkommenheit fordert, daß auch ein Volk an Kenntnissen, an von Innen herausgeholter Bildung reifen müsse, das weiß er, und sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten versteht diesem redlichen Bewußtsein den gehörigen Umfang zu verleihen. Max Joseph faßt daher den weisen Entschluß, seine Bajern zu bil-

ten, den Forderungen einer nicht oberflächlichen, sondern auf gründliches Denken basirten Aufklärung anzureihen und der edle Begünstiger einer helleren Zeit im Vaterlande zu werden. In ihm lebte plözlich die Periode des allgeliebten Max Joseph III. wieder auf.

Es ward Licht; und Licht, wahres Licht ist ja doch aller Menschen leztes Ziel, hier und dort. Im Lichte reift die Frucht und im Lichte der Mensch. Gediegene Aufklärung, moralische Veredlung ist des Einzelnen und Aller höchster Zweck. Max Joseph sah, daß die Nacht ein kernhaftes Volk entwürdige und daß der Mensch mit den ihm von der Vorsehung anvertrauten Pfunden wuchern müsse, wenn er nicht, wie der faule Knecht, in ewiger Nacht gleich einem unorganischen Wesen vergraben werden wolle, und darum rief er eine hellere Zeit über seine Bajern. Er sah wohl ein, daß eine Inquisizion einem Fürsten keine frohe Sterbestunde verschaffen könne, und daß ein rohes Volk, ein Volk ohne Aufklärung und Moral, dem Throne gefährlicher sei, als ein denkendes, kurz er wußte, daß der Mensch eine höhere Bestimmung habe, und auf dieser Basis sorgte er für sein in vieler Beziehung noch unmündiges Bajern. Das Schulwesen lag ihm zunächst am Herzen. Dasselbe wurde nach allen Seiten organisirt. Es entstanden zweckmässigere teutsche und lateinische Schulen, die Censur wurde gemildert, Werke von helleren Köpfen als Schulbücher eingeführt, ein Schul- und Studiendirektorium aufgestellt, Lokal-Schulkommissionen geschaffen, der Müssiggang junger Leute durch die Feiertagsschulen beschränkt, die Lage der Schullehrer in finanzieller Beziehung etwas besser gestellt, die Universität, welche seit dem 17. Mai 1800 nach Landshut von Ingolstadt aus versezt worden war, besser organisirt, helleren Köpfen das Lehramt anvertraut, die Lyceen für höheres Denken qualifizirt, die Gymnasien aus dem Schlendrian des bisherigen moralischen Zwanges herausgerissen, die Akademie der Wissenschaften ermuntert, kurz in Beziehung auf die Geistesbildung des Volkes, auf seine freiere geistige Richtung auf die schönste Art gewirkt. Die Regirung hatte das Licht nicht zu fürchten, darum begünstigte sie dasselbe

Sie hatte einmal die Ueberzeugung, daß das bajerische Volk einer höhern Ausbildung, einer grösseren Reife fähig sei, und daß sie die moralische Pflicht habe, die Talente einer Nazion, das moralische Vermögen derselben nicht zu unterdrücken, sondern zu fördern und zu leiten, und darum gab sie dieser Nazion auch eine gewissenhaftere Erziehung, als dieselbe durch den Geistesdruck unter Karl Theodor erhalten hatte.

Daher ergiengen Verordnungen aller Art, um die Schulen zu verbessern und den moralischen Keim des Volkes zu veredeln. Es ist nun allerdings eine schwere Aufgabe, ein Volk, das an Vorurtheilen hängt, und ohne Vorurtheile gibt es kein Volk, plözlich von diesen Vorurtheilen loszureissen, die ihm wie sein Leben theuer geworden sind. Darin hat denn aber auch unstreitig die Regirung Königs Max gefehlt; sie nahm zu wenig Rücksicht auf die Regel, daß eine plözliche Aufklärung einem Volke mehr schadet, als nüzt. Wir haben in der frühern Geschichte des Vaterlandes oft Gelegenheit gehabt, besonders zur Zeit der Reformazion und nach derselben, aufmerksam zu machen, daß eine Regirung ihr Volk auf der Bahn des Bessern wohl vorwärts bringen müsse, aber daß sie mit demselben der Zeit nicht vorauseilen solle; weil dann gewöhnlich eine Ermüdung eintritt, zulezt vielleicht gar eine Erschöpfung. Nun mag es allerdings nicht ganz ohne Wahrheit sein, daß die Regirung der ersten Jahre unseres Jahrhunderts wohl die Absicht gehabt habe, ihr Volk langsam aber desto wirksamer aufzuklären; allein es ist faktisch, daß man sie oft von Seite des Volkes für ihre Aufklärung nicht gesegnet hat, ein Beweis, daß viele Beamte, die das Aufklärungswerk über sich genommen hatten, zu rasch und zu abstossend verfahren sind. Und dieses war namentlich der Fall in Beziehung auf religiöse Gebräuche. Es ist wahr, daß es solche gab, die nicht selten dem Wesen der Religion, der wahren Verehrung Gottes, Abbruch thaten, sie wohl gar profanirten; allein sie waren nun einmal da und mit dem Volke aufgewachsen. Sie plözlich zu entfernen, that dem Volke wehe; sie nach und nach zu beseitigen, hätte ihm weniger wehe gethan.

Aber da gab es denn jüngere Beamte, die sich von dem Schwindel französischer Neuerer fortreissen ließen und ohne alle Politik religiöse Vorurtheile ihrer Untergebenen sogar lächerlich machten, Leute, die ohne alle Charakterkraft jakobinisirten und später despotisirten. Wir nennen derlei Männer nicht, aber wo sie lebten und wirkten, hat man sie nicht vergessen. Alles, was man schrieb, trug den Stempel einer leichtfertigen Zeit. Statt das Volk denken zu lehren, hatte man dasselbe zum oberflächlichen Räsonniren durch tausenderlei Aufklärungsversuche gebracht und geglaubt, das sei ein erleuchtetes Volk, welches über alle Interessen des öffentlichen Lebens zu reden wisse. Daher kam es, daß mancher Handwerksmann aus dem Kreise seiner häuslichen Pflichten hinaustrat und sich mit Politik beschäftigte, die Moral, seinen Wirkungskreis aber vergaß. Es gab freilich hinwieder Dinge, deren Abstellung entschieden nothwendig waren, so die Gottesäcker innerhalb den Wohnungen der Lebendigen, die übergroße Menge von Prozessionen und Wallfahrten mit dem dabei getriebenen Unfug, die vielen Halbfeiertage, die lächerlichen und in den Augen des ächten Christen die religiöse Schaamhaftigkeit selbst verlezenden Passionskomödien; alles dieses mußte schon der Achtung für wahre Religion willen abgestellt werden; aber nur nicht profanirt.

Das Leztere geschah aber nicht selten. Im Ganzen verfolgte jedoch die Regirung einen ruhmwürdigen Zweck, der in seiner Erreichung wohl im Einzelnen Tadel verdient, aber im Ganzen von jeder gerechten Nachwelt verdientes Lob ärndten wird. Der Aberglauben ist unter einem Volke, das aus verschiedenen Ständen besteht, nie ganz zu beseitigen. Vorurtheile können nur von Einzelnen, nie aber vom Ganzen losgerissen werden; aber wenn zur Entfernung der Vorurtheile und des Aberglaubens eine Regirung nur thut, was sie kann, so ist sie schon deswegen auf der Bahn des Ruhmes. In menschlichen Dingen immer eine kluge und gerechte Haltung zu behaupten, ist schwer; aber es ist gerecht, ein Volk zu erziehen, ungerecht, dasselbe verwildern zu lassen. Die Regel des Einzelnen gilt auch für's Ganze.

§. 301.

Die Aufhebung der Klöster.

Die Klöster bestanden in Bajern, seit das Christenthum eingeführt wurde, also seit dem siebenten Jahrhundert. Wir sahen sie als einfache, dem beschaulichen Leben zunächst gewidmete Vereine entstehen, sich ausbreiten, mit weltlichen Zwecken verbinden, Güter erwerben, groß und mächtig werden. Wir sahen schon unter Herzog Arnulf die Klöster aufgehoben und seine arme Seele dafür von den Teufeln in der Luft zerreissen. Wir sahen diese Vereine wieder erstehen und die alte Größe behaupten, wir hörten die Reformazion an ihre wohlbeleibten Pforten klopfen; aber in Bajern wissen wir, daß jeder religiösen Neuerung der Riegel vorgeschoben blieb. Da kam die französische Revoluzion, der Illuminatenorden, es kamen hellere Köpfe und plözlich wollte man wissen, die Klöster seien abgenüzte Institute, die die wahre Religiosität hinderten und nur dem Aberglauben huldigten.

Das war nun wohl im Einzelnen wahr, im Ganzen aber nicht. Im Gegentheile muß die gerechte und dankbare Geschichte eben den Klöstern auch ihr wohlverdientes Lob in mancher Beziehung zollen, besonders deswegen, weil sie, und oft sie allein, die vesten Ringmauern der Wissenschaften aus grauer Zeit gewesen sind. Dagegen ist aber nicht zu läugnen, daß sie nicht selten hemmend in den helleren Lauf der Jahrhunderte eingriffen, und für ihr materielles Bestes die moralischen Fähigkeiten der Menschen mehr hinderten, als beförderten. Zudem war es schwer gegen die römische Curie, die jede Klosterorganisazion verpönte, anzukämpfen.

Die bajerische Regirung beschloß also, alle Klöster im ganzen Umfange des Reiches aufzuheben, ein Beschluß, der in seiner Ausführung bis auf den heutigen Tag nicht gesegnet worden ist. Zu diesem Beschlusse führte zwar zunächst nicht die Absicht, der Volksaufklärung einen ungehinderteren Weg zu bahnen, sondern und ganz vorzüglich der Gedanke, durch die ein-

gezogenen Klöster den Finanzen des Staates aufzuhelfen. Mehrere Prälaten gaben sich alle Mühe, den Entschluß der Regirung wanken zu machen, es wurden Deputazionen an den Churfürsten abgesandt; Max berief sich auf Montgelas, Montgelas aber auf die Nothwendigkeit, und der Beschluß blieb.

Am 25. Jäner 1802 wurde eine Kommission niedergesezt, und nach Prüfung der Sache schritt man zur Auflösung. Diese Auflösung aber verdient den gerechten Unwillen der Nachwelt. Ohne Rücksicht auf das Gute der Klöster, ohne Rücksicht auf ihren gegen Arme und Nothleidende erprobten Wohlthätigkeitsinn, ohne Rücksicht endlich auf ihren moralischen Werth beim Volke verfuhren die Spezialkommissionen nicht allein unzart bei der Aufhebung, sondern oft grausam und verbrecherisch gegen den damit verbundenen Staatszweck. Jeder Kommissär — Ausnahmen bilden keine Regel — suchte sich zu bereichern. Schonungslos und ächt jakobinisch wurde manches Kloster bei Nachtzeit überfallen, die Mönche aus ihrem Schlummer geschreckt und aus ihren Zellen verjagt, mit dem Heiligen frecher Spott getrieben, hohnlachend oft die heiligen Gefäße mißbraucht, das Ehrwürdige an solchen Anstalten verhöhnt, kurz mit einer manchmal barbarischen Wuth die Säkularisation betrieben. Wir wollen nicht glauben, daß die Regirung von manchen solchen verabscheuungswürdigen Szenen etwas wußte; aber wir fürchten, die Nachwelt wird eine ähnliche Säkularisazion nicht wagen, wenn auch noch einmal Klöster kommen sollten. Jedenfalls aber wird sie jene eigennüzigen oder gar verbrecherischen Klosteraufhebungskommissäre der Verachtung weihen; die Redlichen unter ihnen mögen mit ihrem eigenen guten Gewissen zufrieden sein. Der Unbefangene aber wird sich nie enthalten können, einen Seufzer auszustossen, wenn er vor den häufigen Klosterruinen vorüber geht, die man aus purer Neuerungssucht schuf und durch die man die Moralität des niederen Volkes nicht selten fühlbar untergraben und den Finanzen des Staates dennoch nicht wesentlich genüzt hat. Die Verordnung vom 22. Oktober 1803 zog nun alle Klosterrealitäten und damit verbundenen Rechte zum Staatsärar, und im

April 1804 wurden alle Exconventualen pensionirt oder zum Weltpriesteramte verwendet; die Klosterbibliotheken wurden mit der Centralbibliothek in der Hauptstadt vereinigt oder verschleudert, die Klostergebäude wurden oft um wahrhaft sündwohlfeile Preise verkauft, werthvolle Schäze gestohlen oder verschleppt, kurz die Regirung hatte zur scheinbaren Aufkärung des Volkes einen ihr selbst schädlichen Gewaltstreich verübt, tausend Jahre alte Institute waren umgeworfen und die Regirung hatte dabei verloren und zwar so bedeutend verloren, daß bis auf den heutigen Tag der Verlust nicht verschmerzt werden kann. Genug von einem Fehler, der durch französische Aufklärungswuth erzeugt, begangen und nicht mehr gut zu machen ist.

§. 302.

Religionsverhältnisse.

Von jeher haben wir im geistig beengten Vaterlande, seit der Reformazion aber besonders, wahrgenommen, daß jedem Eindringen des Protestantismus auf die vaterländischen Fluren entgegen gearbeitet wurde. Der Papst wollte es und die Churfürsten thaten's gerne. Welche Folgen ein solches Zurückdrängen in das Mittelalter einst haben werde, das bedachte man nicht; leider nicht die besten.

Wenn man bedenkt, mit welcher Aufrichtigkeit und Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer hierarchischen Reform einst Kaiser Ferdinand I. und Albrecht V., Herzog unseres Vaterlandes, Gesandte an's Trienter Conzilium schickten, um nur einige Conzessionen für das religiöse Fortschreiten ihrer Völker zu erlangen, und wie schnöde dieselben abgewiesen wurden, ohne auch nur das Geringste erlangt zu haben, und wenn man auf der andern Seite im neunzehnten Jahrhunderte so oft sieht, wie sich die weltliche Gewalt in hierarchische Competenzen mischt; so muß man gestehen, daß die Hierarchie bei ihren der Reformazion feindlichen Schritten nicht immer das Heil ihrer eigenen Zukunft vor Augen gehabt hat. Auf den Trümmern einer christlichen Klugheit und Versöhnung erwuchs die Intoleranz,

und diese trug, wie die Reformazion, nicht allein einen religiösen, sondern auch und nicht selten vorzugsweise einen politischen Charakter an sich.

Sobald der Mensch zu denken beginnt, steht es nicht mehr in seiner Gewalt, über hierarchische Verhältnisse allein zu sinnen und zu forschen; er faßt alles damit Verwandte in seinen geistigen Kreis. Daher so viele Erscheinungen der neuesten Zeit, so viele Erschütterungen des Positiven in der Religion und in den Staaten. Die erste französische Revoluzion hatte offenbar eine politische Reformazion geboren und über derselben trat der religiöse Moment in fast allen Staaten in den Hintergrund. Die Gewalt der Umstände haben gar oft mehr gethan, als die Menschen.

Als nun Max bei uns die Zügel der Regirung ergriff, sah er wohl ein, daß die Intoleranz keinem Volke Segen bringe und daß es einer erleuchteten Regirung nicht zustehe, dieselbe zu begünstigen. Alle seine Bajern vorwärts zu rufen, war das Streben des neuen Churfürsten, und wollte er diesen Zweck erreichen, so durfte nothwendig keine Scheidewand mehr zwischen Katholiken und Protestanten statt finden. Alle christlichen Confessionen mußten vor dem Geseze und dem Throne gleich sein. Demnach hatte schon eine Verordnung vom 10. November 1800 jeder in Teutschland geduldeten oder nach dem westphälischen Frieden bürgerlich rechtlich begründeten christlichen Sekte ganz freie Einwanderung und Ansässigmachung gestattet, und eine Verordnung vom 10. Jäner 1803 sicherte in den schwäbischen und fränkischen Landen jedem Protestanten wie jedem Katholiken gleiche bürgerliche Rechte zu, etwas Unerhörtes in Bajern, wo seit Jahrhunderten das Interesse der Intoleranz tausend Herzen umschnürte. Von nun an wurde nicht mehr gefragt, ob dieser oder jener Beamte ein Protestant oder ein Katholik sei, sondern ob er zur Bekleidung einer Würde die nöthigen Kenntnisse besize, und war das der Fall, so bediente sich seiner die Regirung.

Von nun an sah man also Protestanten und Katholiken ohne Unterschied an den höchsten und niedersten Stellen; be-

rühmte Lehrer aus Mittel- und Nordteutschland wurden an die vaterländischen Hochschulen berufen und Alles aufgeboten, eine hellere Zeit im Vaterlande zu rufen. Wer möchte eine Regirung für solche Bestrebungen nicht segnen, wer ihrer Weisheit nicht gerechtes Lob zollen? Daß sie bei solchen Versuchen, Toleranz und Aufklärung zu verbreiten, gar oft mit alten Vorurtheilen und verjährten Finsterlingen zu kämpfen hatte, war voraus zu sehen; aber mit weiser Energie schritten Max und seine Räthe auf der einmal betretenen Bahn fort und begründeten eine hellere Zukunft im Vaterlande auch in religiöser Beziehung.

§. 303.

Bemühungen der Regirung zur Erzielung einer besseren Landeskultur.

Ein wesentlicher Schritt zur Veredelung des moralischen Zustandes des bajerischen Volkes war geschehen; aber auch die bürgerlichen Verhältnisse der Nazion bedurften einer regeren Umsicht, einer gediegeneren Gestaltung. Die alten feudalistischen Verhältnisse mußten nach und nach fallen, wenn eine höhere Sittlichung der Gemüther, ein froherer Zustand der Gemeinden bis in die Hütte hinab erzeugt werden sollte. Der Bauer, der eigentliche Nährstand, mußte gehoben, die Kultur des Bodens vervielfacht, die Lasten jener so nüzlichen Volksklasse verringert werden. Die Regirung ergriff auch hier mit preiswürdigem Muthe die geeigneten Maaßregeln. Schon Karl Theodor hatte, wie wir in seinem Geschichtsabschnitte hörten, manche zweckmässigen Einrichtungen zur Erleichterung des materiellen Druckes, welcher auf den Bauern lastete, getroffen. Maximilian und seine Regirung fuhren weislich fort, jenen gleichsam verjährten Druck nach und nach zu beseitigen. Die Leibeigenschaft, eine Geburt des unseligen Feudalismus, erhielt schon beim Antritte der Regirung des Churfürsten ihren langsam wirkenden Todesstoß. Auf einmal durfte man den Tag nicht rufen. Demgemäß erweiterte man den Bauern die Aus-

sicht, ihr Eigenthum von den emphyteutischen Lasten, wie Zehnten, Scharwerke, Gilt u. a., durch geldliche Ablösung leichter wie bisher zu befreien. Dadurch suchte man den Landbewohnern ein größeres Interesse an der Kultur ihres Bodens einzuimpfen, und die hohe Absicht gelang zusehends.

Ein Haupthinderniß der Kultur glaubte die Regirung in den großen Bauerngütern zu finden, welcher Glaube nicht selten seine Rechtfertigung fand; denn eben durch den isolirten großen Besiz wurden die Kleineren, die minder Vermöglichen, abgehalten, sich unabhängig zu machen, die Unmoralität wurde dadurch befördert und der Feudalismus selbst im Kleinen auf alle mögliche Art begünstiget. Nur weiß man noch heut zu Tage der damaligen Regirung in jener Beziehung wenig Dank, daß sie bei erlaubten Theilungen nicht auch zugleich die nöthige Vorsicht angewendet habe, daß der kleine Besizer nicht leichtsinnig seinen erhaltenen Gemeindetheil verderbe. Daher ergibt sich auch, daß manche Gemeinden einen größeren Wohlstand besizen, welche namentlich ihre Gemeindewaldungen nicht getheilt haben, wie dieses vorzüglich in der oberen Pfalz häufig der Fall ist. Jedoch hat das Gesez über die Zersplitterung großer Bauerngüter im Parziellen auch viel Gutes bewirkt. Der Hauptzweck desselben war immer, eine größere Freiheit und daher auch einen größeren Reiz der Agrikultur zu erzeugen. Man ließ somit auch den früheren Klosterunterthanen die Befugniß, ihre Grundlasten, die nicht selten größer als bei herrschaftlichen waren, abzulösen. Mit einem Worte, die Regirung hatte die dankenswerthe Absicht, allen Staatsangehörigen die Erwerbsquellen zu mehren und sie zu vielseitigerer Industrie aufzumuntern. Daß bei diesem schönen Zwecke auch oft die Zukunft trüber, statt heiterer wurde, ist verzeihlich; denn unser Jahrhundert scheint bis Jezt mehr zu idealisiren, als mit kaltem Sinne gute und böse Folgen aus einem gegebenen Grunde abzuleiten.

§. 304.

Organisazion der Sicherheits-Polizei.

Wenn eine Regirung Ruhe im Innern des Landes haben will, wenn sie Industrie, Handel und Wandel befördern will; so muß sie auch eine gute Polizei haben. Daran fehlte es aber von Jeher in ganz Teutschland bedeutend. Die früheren Kriege und die Sittenverderbtheit des Volkes hatten den Zustand des Landes besonders in Schwaben und Bajern unsicher gemacht. Man denke an den Bauernkrieg, den Schwedenkrieg und andere blutige Bürgerkämpfe, die theils der Reformazion vorangiengen, theils ihr folgten; man erinnere sich an die Zeiten der Werbungen und an die Folgen derselben nach dem Kriege, an das um sich greifende heimatlose und arbeitsscheue Gesindel und an die Menge Zigeuner, und man hat ein trübes Bild von dem unsicheren Zustande des Landes. Mit diesem Zustande aber hieng auch die Niedrigkeit der Volksbildung selbst zusammen. Jenes Gesindel, aus allen Nazionen und Religionen bestehend, benüzte nicht selten die Dummheit und Vorurtheile der Landbewohner auf eine schamlose Art und stahl oder raubte, während der Zigeuner weissagte oder im Mönchsgewande ein Spizbube Lukaszettel vertheilte. Ganze Banden gab's, und ihre Erndten suchten sie besonders in Südteutschland zu häufen, wo auch die meisten Untersuchungen der Art geführt wurden. Sie hatten ihre eigene Sprache und erzogen sich ihre Leute schon von der frühesten Jugend an.

Einem solchen verderblichen Zustande mußte nun mit aller Kraft abgeholfen werden. Die Regirung ergriff daher ernste Maaßregeln, um diesem verderblichen Unfuge zu steuern. In allen Landgerichten wurden Quellen zur Unterstüzung arbeitsunfähiger Individuen eröffnet, streng eingeschritten gegen Vagabunden, nebenbei die Arbeitsanstalten verbessert, alle Quacksalberei auf's Strengste verboten und geahndet, die für alles Diebsgesindel so einträglichen Wallfahrten so viel als möglich abgestellt, ein wachsames Auge auf Jahrmärkte und Kirchweihen gerichtet, kurz der Anfang zur zweckmässigeren Siche-

rung des inneren Landes gemacht und nebenbei aber auch nicht vergessen, den Leuten durch zweckmässige Schriften und bessere Schuleinrichtungen die Augen über ihr eigentliches Wohl und Wehe zu öffnen.

§. 305.

Begründung einer unabhängigeren Justizverwaltung.

Unabhängigkeit der Justiz, sowol von Seite des Regenten als der Zeit und ihrer Einflüsse, ist ein Haupterforderniß jedes wahrhaft civilisirten Staates. Ohne Unabhängigkeit der Rechtspflege ist auch keine unabhängige Gerechtigkeit denkbar. Nun war aber eine solche unabhängige Anwendung des Gesezes in Teutschland von Jeher ein seltenes Ding. Die Landeshoheit, glaubte mancher Fürst, verliere an ihren Initiativen, wenn man die Richter unabhängig stelle. Allein Maximilian hatte schon vor dem Antritte seiner Regirung den Bajern die Hoffnung gemacht, es werde künftig eine unabhängige Justizverwaltung hergestellt werden. Diese Hoffnung, die wahrlich nach der nicht seltenen Willkühr Karl Theodors Noth that, wurde aufs Glänzendste erfüllt.

Nicht genug, daß die Gerichte den Auftrag erhielten, ohne sich von irgend einem äußeren Einflusse hinreißen zu lassen, Gerechtigkeit und Gesez rücksichtslos zu handhaben; so wurde ihnen vielmehr zur besonderen Aufgabe gemacht, die Prozesse möglichst zu verhindern und die Partheien zu versöhnen. Um aber, wenn auch noch nicht in den Civilrechten, doch wenigstens in Anwendung derselben eine gleichmässige Form herzustellen, also einen gleichmässigen Prozeßgang einzuführen, wurde am 10. Mai 1804 die kreitmaiersche Gerichtsordnung für alle Theile Bajerns bindend erklärt, ein Schritt zur nazionalen Vereinigung Alt- und Neubajerns. Streng wurden alle Ueberschreitungen der sogenannten Sporteln und Taxen verboten, dadurch aber der Beamtendespotie ein großes Hinderniß in den Weg gelegt. Auch mußten jedem Erkenntnisse ohne Ausnahme

die Entscheidungsgründe beigefügt werden. Um aber dem nicht selten trübseligen Advokatenwesen auch Einhalt zu thun, wurde die Advokatenzahl vermindert.

Das waren nun allerdings wichtige Fortschritte in dem Civiljustizwesen. Aber auch in der Verbesserung der Criminal-rechtspflege wollte man hinter den humaneren Forderungen einer helleren Zeit nicht zurückbleiben. Man sah wohl ein, daß die Schöpfung Kaiser Karl V. für das neunzehnte Jahrhundert zu grausam sei, und daher gieng die Regirung ernstlich an die Schöpfung eines neuen peinlichen Gesezbuches. Der durch Dr. Kleinschrott in Würzburg bearbeitete Entwurf wurde somit der Oeffentlichkeit übergeben und hundert Louisd'or auf die beste Kritik desselben zum Preise gesezt. Wenn man freilich von 1802 bis 1813 auf das Gesezbuch selbst warten mußte, und in unseren Tagen schon wieder auf die Schöpfung eines neuen denkt, so mindert sich unsere Bewunderung vor dem sogenannten Meisterwerke des großen Theoretikers, aber weit weniger großen Praktikers, Feuerbach. Doch nicht Alles, was in befangenen Zeiten die Menschen tadeln, ist auch wirklich tadelnswerth. Die Regirung verdient wegen ihrer Bestrebung, ihre Nazion als eine humane zu behandeln, alle Verehrung; denn Humanität ist der erste Hebel der Aufklärung, und ohne Humanität gehört ein Volk immer mehr der Wildheit als der Gesittung an.

§. 306.

Verbesserung der Administrazion des Landes.

Nachdem man nun mit der Läuterung des Justiz- und Polizeiwesens den Anfang gemacht hatte, schritt man auch zur Verbesserung der Administrazion, der Regirung des Landes. Hier war Vieles zu leisten. Der unselige Feudalismus hatte sammt den fatalen Theilungen Bajerns in früherer Zeit den einheitlichen Nerv der Regirungen in ganz Teutschland zersplittert, Mißbräuche aller Art hausten im Beamtenwesen, und es war eine Abhilfe vieler Uebel nicht allein nothwendig, sondern

von der Zeit drohend gefordert. Einheit und Einfachheit ist die Seele des Mechanismus eines Staates. Nicht viele, sondern einzelne aber tüchtige Männer werden erfordert, ein Volk zu regiren. Von diesem wichtigen Grundsaze gieng denn auch der mächtige Rathgeber des Churfürsten aus, als er die Administrazion des Landes zu organisiren unternahm.

Schon unter dem 26. Mai 1801 hatte der Churfürst eine Verordnung über die Organisazion der Ministerien erlassen. Gemäß derselben gab es von nun an vier Ministerien: des Auswärtigen, der Finanzen, der Justiz und Polizei und der geistlichen Angelegenheiten. Durch diese Vereinfachung der obersten Landesstellen wurde eine Einheit erzeugt, die wir zu anderen Zeiten umsonst suchen. Unter dem 24. März 1802 wurden auch die Landgerichte organisirt. Dieselben waren als Pfleggerichte und Aemter bisher so ungleich und daher auch unzweckmässig über das Land vertheilt, daß schon der Gerechtigkeit der Justizübung wegen eine Organisation nöthig war. Diese wurde nun dadurch erzielt, daß man Landgerichte schuf, jedem Landgerichte aber einen Landrichter als Vorstand an die Spize stellte und ihm einen Aktuar zur Seite gab. Etwas Gutes war durch diese Organisazion geleistet, aber sie ließ auch noch Vieles zu wünschen übrig. Die Competenz, welche man dem Landrichter einräumte, war zu umfassend, als daß Mancher der Lust, einen ländlichen Satrapen zu spielen, hätte Widerstand leisten mögen. Der Landrichter war nehmlich in seinem Bezirke Chef der Justiz, der Polizei und der Administrazion. Sein Wirkungskreis war zu vielseitig; daher bis auf den heutigen Tag so manche nicht ungegründete Klage über Beamtendespotie.

Neben diesen Landgerichten nun wurden zur Besorgung der Staatseinnahmen und einiger in ihrem Bezirke nöthigen Ausgaben und Verrechnung derselben Rentämter errichtet. Landgerichte und Rentämter bildeten also in ihrem Bereiche die erste Instanz; zur zweiten schuf man vier Hofgerichte, und zwar für Oberbajern München, für das Herzogthum Neuburg die Stadt Neuburg, für Niederbajern Straubing, für die obere

Pfalz Amberg. Eben so wurden als zweite Instanzen im Finanzwesen fünf Obersteuerämter errichtet, nehmlich Burghausen, München, Ingolstadt, Landshut und Straubing, und die lezte Instanz der Finanzen bildete das geheime Central-Rechnungskommissariat.

Einmal hatte man zu organisiren angefangen; wann man enden werde, wußte man nicht. So wurden 1804 die Landeskommissariate organisirt, den Landgerichten Aerzte beigegeben, die Competenz der Magistrate beschränkt, ihnen blos die Besorgung ihrer finanziellen Communalangelegenheiten gelassen, in Städten Polizeikommissariate errichtet und somit mehr Leben und unabhängige Thätigkeit in die ganze Regirungsmaschine gebracht.

Das spätere Gemeindeedikt gab zwar den Magistraten manche Befugniß wieder zurück; ob zur Wohlfahrt des Staates oder nicht, hat manche bittere Erfahrung bereits oft entschieden. Im Ganzen ist jedoch gewiß nicht zu läugnen, daß die oben bezeichneten Organisationen einen redlichen Zweck hatten und mit wenigen Ausnahmen auch eine wirkliche Verbesserung mancher Administrazionszweige erzielten.

§. 307.

Günstige Bemühungen der Regirung zur Hebung des Handels und der Kultur überhaupt.

Freiheit des Handels im Allgemeinen darf wohl nicht mit Unrecht die belebende Kraft eines Staates genannt werden. Bajern ist kein Fabrikstaat, aber ein Land, dessen natürliche Produkte allein fähig sind, die Bewohner nicht allein zu ernähren, sondern durch vielseitige Ausfuhren auch zu bereichern. Wie Kanäle und Flüsse allseitig befruchtend die entferntesten Länder verbinden, so befreundet der Handel alle Nazionen der Welt im Kleinen und im Großen. So besorgt der Kleinhandel die Befriedigung individueller Bedürfnisse, der Großhandel tauscht den Ueberfluß ganzer Länder aus und der Geldhandel

bringt den Credit der Nazionen ins Gleichgewicht, oder bei traurigen Verhältnissen hebt er ihn auf. Der Handelsstand ist gleichsam der erste Schöpfer der Gesittung aller Völker; denn wo Handel und Wandel blüht, dort ist Wohlstand, und wo dieser nicht mangelt, fehlt es auch nicht an Arbeit und Verdienst. Diese beiden aber schaffen Friede, und nur im Frieden können Nazionen moralisch groß werden. Nicht die todte Waare allein ist es, deren Verschleiß die Völker befreundet und näher rückt; sondern und ganz vorzüglich die Art und Weise ihrer Erwerbung, der eigentliche Verkehr, durch welchen die Kunde der Länder, ihrer Sprachen, ihrer Sitten und Gebräuche erweitert wird. Wir sehen die Nothwendigkeit eines freien Verkehrs wohl ein; die Alten haben sie nicht eingesehen, darum sind auch ihre politischen Schöpfungen von keiner langen Dauer gewesen. Griechische und römische Bürger ließen Handel und Wandel meistens von ihren Sklaven betreiben. Handel und Handwerke hielten sie für freie Männer zu herabwürdigend. Die Waffen zu führen, politische Geschäfte zu betreiben, von fremden Völkern Geld zu erpressen, das, glaubte man, sei für den freien Bürger ehrenvoll. Selbst der Ackerbau, welcher in den goldenen Zeiten der Republik höchst ehrenvolle Männer zu Begünstigern gehabt hatte, fiel nach und nach ganz in die Hände der Sklaven, kurz das in anderer Beziehung so hoch gepriesene Alterthum kannte von der eigentlichen Oekonomie des Staates wenig oder nichts.

Auch im Mittelalter hegte man noch immer große Vorurtheile gegen die Beförderung des Nazionalreichthumes durch den Handel. Erst im fünfzehnten und den folgenden Jahrhunderten bis zu uns wurde die öffentliche Aufmerksamkeit auch für den politisch-ökonomischen Theil der Staaten rege und auffallend schnell ausgebildet. Schon seit Locke (1691) zählen wir eine bedeutende Menge von national-ökonomischen Schriften, die Handel und Wandel als lebendige Quellen des Nationalreichthumes nach allen Seiten betrachten, und endlich weiß man recht gut, daß der Handel die Völker der Erde befreundet, ihr geistiges und materielles Leben erweitert und befestiget,

daß durch ihn der Scharfsinn geweckt, der Fleiß genährt, Anlagen hervorgerufen und benüzt, der Geschmack erregt, geläutert und befriediget wird. Der Handel ist es, der zu Erfindungen aneifert, zur Nachahmung zwingt, der Kunst und Wissenschaft in beide Hemisphären trägt, der einem Volke wie dem anderen gegenseitige Interessen beilegt, der die Nazionen civilisirt und die ganze Menscheit gleichsam zu einer großen Familie macht, welche ohnehin ehemals existirte, als noch Krieg und Eroberungslust nicht strenge Gränzen zwischen den einzelnen Stämmen gezogen haben. Im Handel arbeitet ein Erdtheil für den andern, eine Nazion für die andere. Der Handel schuf in den Staaten die eigentliche Mittelklasse der Bürger, und gerade in dem Wohl und Wehe dieser Klasse liegt auch der eigentliche Nerv, das politische Leben der Staaten. Eine Regirung, die den Handel befördert, lebt nur selbst frischer; die ihn unterdrückt oder wie immer monopolisirt, verzehrt ihre eigene Kraft. Alle Hindernisse, die dem Handel im Wege liegen, soll eine gute Regirung entfernen. Jedes Prohibitivsystem wirkt störend auf den ganzen Organismus der Staaten selbst, vorzüglich zu einer Zeit, wo die Bedürfnisse der Regirungen einen Grad erreichen, über welchen nur ein wohl erworbener Nazionalreichthum ruhig hinwegschreiten kann.

Ausgezeichnete Nazionalökonomisten eiferten daher schon seit beinahe anderthalbhundert Jahren gegen alle Handelssperre namentlich in Teutschland, wo es bei den unzähligen Landeshoheiten mehr Schlagbäume als Strassen gab, leider Folgen des unseligen Feudalsystems, das von jeher in die teutschen Volksadern mehr Gift als Balsam gegossen hatte. Daher war es aber gekommen, daß die Teutschen, also auch die Bajern, von einer Freiheit des Handels nichts wußten. In manchen Ländern galt die Handelssperre schon deswegen, weil man nicht mit Unrecht glaubte, die Handelsfreiheit erzeuge eine der Regirung feindliche Aufklärung. Das war und ist noch der Fall in Oesterreich. Selbst England hat durch einen Parlamentsbeschluß die Freiheit des Handels anerkannt nach dem Grundsaze, daß ein Volk nicht durch sich selbst Nazionalreichthum

erwerben könne, sondern diese Erwerbung nur durch den freien Verkehr mit anderen Völkern möglich sei. Verbot und Zölle sind also schon aus vernünftigen Grundsäzen nie zur materiellen — aber auch nicht zur geistigen Wohlfahrt eines Volkes geeignet. Vorzüglich leidet durch die Handelssperre die Moral eines Volkes. Man muß bedenken, daß der Schleichhandel an den Gränzen eines Landes nichts Neues ist und daß durch denselben die Gränzbewohner wie die Zollwächter entsittlicht werden. Wenn nun eine Regirung die Handelsfreiheit begünstigt, so muß man ihr in jeder Beziehung Dank wissen. So lange freilich andere Staaten sich in Beziehung auf den Verkehr feindlicher Retorsionsmaaßregeln bedienen, kann ein einziger wohl nicht eine Ausnahme von der großen Regel machen. Allein schon bloße, wenn auch weniger wirksame Versuche sind zu loben. Es erschien daher am 16. August 1799 schon eine Verordnung, vermöge welcher alle Ausfuhrhemmungen inländischer Erzeugnisse beseitiget wurden, in Beziehung aber auf Ein- und Ausfuhr erschien am 7. Dezember 1799 auch eine Zoll- und Mauthordnung, welche die Ausfuhr des Getreides, woran Bajern nicht selten Ueberfluß hat, auf alle Weise begünstigte und überhaupt auf die Industrie höchst wohlthätig zu wirken schien. Der Krieg verwischte zwar manche redliche Absicht der Regirung; aber der Keim zum Bessern war gelegt.

Um aber dem begünstigten Handel eine gleichmässige Kultur an die Seite zu stellen, wurden Handwerke und Gewerbe wirksam unterstüzt und befördert, der Kreis der Handwerke, innerhalb welchem sie ihre Produkte bisher verkaufen durften, erweitert, den Zünften anempfohlen, nur tüchtige geprüfte Leute aufzunehmen.

Die Regirung begünstigte aber auch vorzüglich die Kultur öder Gründe, sie erleichterte die Kolonisazion derselben auf dem Donaumoose und in der moosigen Umgebung von München an der Strasse nach Dachau; sie erließ dem Bebauer solcher öder Gründe auf fünf und zwanzig Jahre allen Zehent und unterstüzte ihn werkthätig noch auf andere Art. So gab sich denn die Regirung alle Mühe, Industrie und Handel zu heben.

Sie gründete, um die Landwirthe aufzumuntern, in Weihenstephan noch eine Musterwirthschaftsschule.

Alle diese Bemühungen für das öffentliche und Privatwohl der Bajern wurden von den Vernünftigen eingesehen und geehrt, von dem unverständigen Haufen als unzeitige Organisazionen verdächtiget. Die Wahrheit mag immer in der Mitte liegen, und sie dort zu suchen ist Pflicht der Nachkommenschaft.

§. 308.

Gemeinnüzige Anstalten.

Es war natürlich, daß die Regirung in der Begründung und Bevestigung des öffentlichen Wohles nicht auf halbem Wege stehen bleiben werde. Max war ja gekoumen mit dem redlichsten Willen, sein Volk glücklich zu machen. Wenn sein Wille aber nicht jederzeit eine günstige Realisirung fand: wer möchte ihn darum verurtheilen? Er glaubte, gemeinnüzige Anstalten seien in jedem civilisirten Staate erforderlich, und darum gab er sich auch alle Mühe, solche zu begründen. So entstand die wohlthätige Verordnung über die Begründung einer Brandversicherungsanstalt vom 17. Sebt. 1799. Gemäß derselben blieb jedem Bürger des Staates gegen gemessene Beiträge die Aussicht auf die Wiedererstattung seines allenfalls abgebrannten unbeweglichen Eigenthums. Wie alles Neue, wenn es noch so zweckmässig ist, begeifert wird, so geschah es auch bei dieser Anstalt. Die Regirung war sich jedoch des guten Zweckes bewußt und umgieng allen Tadel beschränkter Köpfe. Die Anstalt selbst aber besaß schon ein Jahr nach ihrem Entstehen ein Kapital von vier und zwanzig Millionen Gulden, was sehr nüzlich war in den Zeiten des Friedens, um wie viel mehr erst in den Zeiten des Krieges, die leider nicht selten waren. Später entstanden noch verschiedene Privat-Brandversicherungsanstalten in anderen Ländern, welche jedoch manches moralische Uebel mit sich brachten, wenn sie auch bei größerem Umfange dem Beschädigten mehr zu leisten vermochten.

Eine zweite treffliche Anstalt ist die gesezliche Einführung der Kuhpockenimpfung gemäß einer Verordnung vom 21. Aug. 1801. Gegen dieses Institut wurde nun natürlich von den meisten Seiten geschrien. Wenige bedachten, daß ein gesundes Kuhpockengift die Blattern, als verderbliche die Wohlgestalt des Menschen nicht selten zerstörende und die Volkszahl vermindernde Epidemie, zerstört. Die Regirung war sich jedoch auch hier des guten Zweckes bewußt und schritt über die Meinungen Knrzsichtiger hinweg.

Eine dritte Anstalt erstand in dem allgemeinen Irrenhause in Giesing bei München für Geisteskranke. So konnte denn die Regirung des Churfürsten allerdings ohne Ruhmredigkeit behaupten, daß sie viel Ersprießliches für ihre Bajern geleistet habe und zwar in dem kürzesten Zeitraume. Sie leistete noch weit mehr, aber die Stürme der Zeit konnte sie nicht aufhalten, wenn sie dieselben auch hie und da zu sehr beförderte.

§. 309.

Militärorganisazion.

Wir haben nicht selten die traurige Bemerkung in der Geschichte gemacht, daß das ganze teutsche Kriegswesen auf eine höchst unedle Weise gesunken ist. Dieß war schon seit dem Abgange der Hohenstaufen der Fall. Die zerrissene Einheit Teutschlands, die geschwundene Macht der Kaiser, die vielseitigen selbstsüchtigen Interessen der teutschen Stämme, alle diese und andere Uebel, vorzüglich aber die Reformazion und die aus ihr hervorgetretenen blutigen Folgen haben die äussere und innere politische Würde des teutschen Reiches und damit auch seiner einzelnen Staaten entheiligt. Das ganze Heerwesen war auf Werbung ohne moralischen Hebel gegründet und entbehrte daher auch der sogenannten altteutschen Kraft. Da kam Friedrich, der Große, und bewies der Welt, daß es nicht unmöglich sei, in teutsche Krieger Plan und Kunst zu pflanzen. Nach ihm erschien Napoleon und sezte das großartig begonnene Werk in

seinen durch viele Siege schon erkräftigten Franzosen fort. Der Churfürst von Bajern war selbst früher Oberst in französischen Diensten und als solcher konnte es ihm nicht gleichgültig sein, die äußere Würde seines Staates durch ein gesunkenes Heerwesen gefährdet zu sehen. Der Franzose rechnete sich's zur Ehre an, für sein Vaterland zu kämpfen; der teutsche Jüngling schämte sich aber nicht selten, in den Reihen eines Standes die Waffen zu tragen, wo Leute vom berüchtigtsten Leumund durch den Korporalstock Gelegenheit hatten, gebessert, nicht selten auch verschlechtert zu werden.

Die Bajern hatten zwar im lezten französisch-österreichischen Kriege den Beweis geliefert, daß sie unter einem tüchtigen Anführer auch Tüchtiges zu leisten vermöchten, aber noch immer fehlte ihnen die moralische Kraft, die doch allein zu rühmlichen Thaten begeistert. Auf diesen Grund hin hob denn die Regirung das Ansehen des Militärstandes durch die gleiche Berufung aller Söhne des Landes zu den Waffen. Sie schuf also ein Conskripzionsgesez. Dadurch trat wieder der Impuls der Ehre an die Stelle der Gleichgültigkeit. Die Armee selbst aber wurde einigermassen organisirt. Sie wurde nehmlich in fünf Militärinspektionen eingetheilt und erhielt als oberste Militärjustizstelle ein Generalauditoriat. Die Prüfungen der Kadeten für Offiziersstellen wurden ernster und man suchte den Franzosen auch die gleiche Berechtigung tapferer und geschickter Männer zu Beförderungen abzulernen.

§. 310.

Der Reichsdeputazionshauptschluß.

Während nun die Regirung auf der Bahn rühmlicher Einrichtungen vom Anfange ihres Entstehens vorwärts schritt, entwickelten sich auch die für manche Macht trüben Folgen des lezten Krieges. England hatte schon an 25. März 1802 den Frieden von Amiens mit der französischen Republik abgeschlossen. die Pforte that Gleiches am 25. Juni 1802 und nun mußten nach dem früher schon in Lüneville mit Oesterreich abgeschlos-

senen Frieden die Länderausgleichungen zwischen den einzelnen teutschen Staaten besorgt werden. Rußland gab sich unter seinem Kaiser Alexander, der nach der Ermordung seines Vorgängers den Thron der Czaren seit dem 23. März 1800 bestiegen hatte, alle Mühe, es zu einem Reichsdeputazionshauptschlusse zu bringen. Aber der erste Vorschlag der Art vom 18. Aug. 1802 kam nicht zu Stande.

Da schloß Bajern am 24. August desselben Jahres mit den Franzosen einen Separatfrieden in Paris und trat seine Besizungen am linken Rheinufer gegen das Versprechen hinlänglicher Entschädigung und Aufrechthaltung seiner nazionalen Selbständigkeit an Frankreich ab. Auch Preussen und Würtemberg schlossen solche Separatverträge, ohne sich weiter um das Reich zu kümmern. Endlich brachten denn doch die teutschen Gesandten in Paris unter dem Vorsize des Diplomatenmeisters Talleyrand am 25. August 1803 den Reichsdeputationshauptschluß zu Stande, und damit erhielt Teutschland eine neue Gestalt. Seine Interessen wurden vielfältig verlezt und im Ganzen war es bis zur politischen Nullität herabgesunken. Frankreich aber hatte sich auf Kosten seines Nachbars bedeutend vergrössert. Es erhielt den Rhein zur Gränze, also mit einem Schlage waren alle seine Wünsche erfüllt.

Um nun in Teutschland selbst alle möglichen Entschädigungen verabreichen zu können, mußten alle geistlichen Reichsstände, mit Ausnahme des Churerzkanzlers und Churfürsten Primas von Mainz, der die Fürstenthümer Aschaffenburg und Regensburg erhielt, also alle Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien, Propsteien und Klöster säkularisirt werden. Alle Reichsstädte sollten, mit Ausnahme von Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck, aufhören, solche zu sein — eine ungeheuere Revoluzion und Geburt der französischen Staatsumwälzung. Aus allen diesen auf Kosten verjährter und wohl erworbener Rechte Dritter mußten aber die einzelnen Reichsstände entschädiget werden. Man sieht wohl, daß es von nun an um die Existenz des teutschen Reiches geschehen ist. Dieser morsche Bau wird bald ganz zusammenstürzen; er vegetirte

ohnehin nur schon seit langer Zeit. Bajern wurde nun von dem geheimen Rathe Alois Fr. Xav. Freihern von Rechberg und Rothenlöwen in Paris vertreten. Es verlor gemäß jenes Reichsdeputationshauptschlusses die ganze Rheinpfalz sammt den Fürstenthümern Simmern, Lautern, Veldenz, einige Theile von der Grafschaft Sponheim und Hohenfels, die Herzogthümer Jülich und Zweibrücken, die Herrschaften Ravenstein und Bergen. Kurz es verlor zweihundert zwanzig Quadratmeilen Landes, 752,900 Einwohner und fünf Millionen 270,000 Reichsthaler jährlicher Einkünfte, allerdings ein bedeutender Verlust.

Dagegen aber erhielt der Churfürst das Bisthum Bamberg mit 195,000 Einwohnern und einer Million Reichsthaler Einkünfte, dann das Bisthum Würzburg mit Ausnahme einiger an den Fürsten von Löwenstein-Wertheim, dann an den Fürsten von Leiningen, endlich an Aschaffenburg abgetretenen Bezirke, mit 240,000 Einwohnern und anderthalb Millionen Reichsthaler Erträguissen; hierauf einen Theil des Bisthums Eichstädt, welches im Großen dem Großherzoge von Toskana zugetheilt wurde, mit 58,000 Einwohnern und 350,000 Rthlr. jährlicher Revenüen; das Bisthum Freising mit den Grafschaften Haag und Werdenfels und der Herrschaft Burgrain, das Ganze mit 30,000 Einwohnern und 200,000 Rthlr. Einkünften; hierauf das Bisthum Augsburg sammt dem Stifte St. Ulrich mit 70,000 Einwohnern und 450,000 Rthlr. Revenüen; sodann einen Theil des Bisthums Passau sammt der Inn- und Ilzstadt und einem kleinen Landstriche mit 14,000 Einwohnern und 60,000 Rthlr. Einkünften; wiederum die gefürstete Probstei Kempten mit 45,000 Einwohnern und 249,000 Rthlr. Erträgnissen; hierauf die Abteien Ottobeuern, Kaisersheim, Roggenburg, Wettenhausen, Elchingen, Söflingen, Ursberg, Wengen, Irsee, Waldsassen und Eberach mit 63,424 Einwohnern und 469,000 Rthlr. Einkünften; sodann die Reichsstädte und Reichsdörfer Rothenburg, Weissenburg, Schweinfurt, Windsheim, Gochsheim, Sennfeld, Althausen, Kempten, Altschhausen, Memmingen, Kaufbeuern, Dinkelsbühl, Nördlingen, Ulm, Bopfingen, Ravensberg, Buchhorn, Wangen und Leutkirch mit 125,600 Einwohnern und 723,000 Rthlr.

Abgaben; endlich die Stadt Mühldorf und einen Theil der Grafschaft Neuburg am Inn mit 3,000 Einwohnern und unbedeutenden Erträgnissen.

Alle diese Länderbezirke umfaßten 324¾ □Meilen, also um 104¾ mehr, als Bajern verloren hatte, ferner wurden sie bewohnt von 844,024 Menschen, also gewann auch hier der Churfürst um 91,824 Unterthanen mehr; ferner hatte er aber an jährlichen Einkünften 5,270,000 Reichsthaler verloren, die neuen Bezirke jedoch trugen 4,992,000 Reichsthaler jährliche Revenüen, also war hier ein reines Defizit von 278,000 Reichsthalern, ein allerdings namhafter Verlust, der zwar durch die Abgaben der nun säkularisirten Klosterunterthanen modifizirt wurde, aber nie wieder auf die alte Bilanz zurückkehren konnte. Fühlbar in dieser Beziehung war der Verlust der fruchtbaren Rheinländer.

Allein einen wesentlichen Vortheil hatte Bajern gewonnen, nehmlich eine zweckmässigere Abrundung seines Gebietes, wenn auch noch hie und da fremde Herren im Inneren zu finden waren und dem Ganzen noch eine wohlgefällige Gestalt mangelte. Werfen wir bei dieser Gelegenheit wieder einen Blick auf die alte Vaterlandsgeschichte, auf das agilolfingische Bajern, welches von Italien bis zur Donau, von dem Lech bis zum Kalenberge reichte; auf die Periode Heinrichs des Löwen, der vom Brenner bis an die Ostsee herrschte; auf die Zeiten des großen Ludwig, wo Brandenburg und Holland noch Bestandtheile des Vaterlandes waren, und sehen wir bei dieser historischen Wanderung seitwärts auf die Besezung Bajerns durch den losgerissenen Nachbar unter Max Emanuel, sehen wir das Glück der Habsburger von dem kleinen Grafen Rudolf in der Schweiz an bis herauf zu uns, und betrachten wir unser Land mit seiner intensiven Stärke, und wundern wir uns nun nicht mehr, warum ich früher nicht mit lobhudelnder Gefälligkeit, wie leider so viele vor mir, die Geschichte unseres Vaterlandes schrieb. Dem Geschichtschreiber, wenn er nach dem Grundsaze des Tazitus zu Werke gehen will, kann es doch wahrlich nicht gleichgültig sein, ob sein Vaterland durch die Schläfrigkeit oder Un-

politik seiner Regirungen grösser oder kleiner werde. Ich glaube kaum, daß die unbefangene Nachwelt damit zufrieden sein wird, Ist sie es, so verdient sie wie unsere Ahnen von den Fremden auf gleich eigennüzige Art behandelt zu werden.

Nachdem nun der Reichsdeputazionshauptschluß in Wirksamkeit getreten war, nachdem am 30. Juni die Gränzstreitigkeiten zwischen Preussen und Bajern durch Hardenberg und Montgelas ausgeglichen waren, begann die Regirung wieder ruhig mit ihren Organisazionen fortzufahren, während sich jedoch anderswo der Zunder zu neuen Kriegen entwickelte. Daß Frankreich seinen ganzen Einfluß auch auf Bajern anwendete, ist klar; daß man aber diesem Frankreich zu Gefallen gerne sich auf das Feld der Neuerungen warf, ist wahr. Nichts ist gefährlicher in der Welt, als wenn eine Regirung das Volk mit Neuerungen überrascht. Es gehört alsdann ein sicherer Arm dazu, das muthige Pferd, welches nicht stille stehen oder nicht ruhig fortgehen will, jederzeit am Zügel vest zu halten. Die Regirung hielt zwar immer vest, aber der Beweis dürfte nicht schwer zu liefern sein, daß man der Zeit eine zu große Schwungkraft verlieh, daß man aus dem Jünglinge zu schnell einen Mann machen wollte.

Frankreich war die große Schule des Unglücks für Teutschland, einmal, als die Päpste in Avignon residirten, zum zweitenmale durch seine Revoluzion und seinen Napoleon, und endlich durch seine Quasilegitimität. Von Frankreich glaubte auch die bajerische Regirung, all ihr Nüzliches schöpfen zu müssen, die Vernichtung des Alten und die plözliche Schöpfung des Neuen. Dieser anfängliche Glaube wurde später zur Ueberzeugung, als der französische Einfluß allen anderen überwog, und hierin liegt das Gute und Böse der Zeit. Oesterreich war auf eine Weise gedemüthigt, wie nie. Es schwieg und harrte auf bessere Zeiten. Sie sollen noch kommen. Der Reichsdeputazionshauptschluß war vorüber, die politischen Verhältnisse Teutschlands, die zwar von Jeher nichts getaugt hatten, insofern es sich um die äussere Würde eines grossen Reiches handelt, waren zerstört, die geistlichen Gewalten in weltliche Hände gelegt, da-

durch aber vielleicht nur allzusehr auch am Baue der Religion gerüttelt und das göttliche Recht profanirt; mit einem Worte — die alte Zeit ist gestorben, während die riesenhafte neue noch in der Wiege lag.

§. 311.

Napoleon I., Kaiser der Franzosen.

Die europäische, und auf ihre Schultern gestüzt die übrige Welt athmete leichter, als die Friedensschlüsse von Lüneville und Amiens die scheinbare Ruhe verkündeten. Aber derjenige, welcher sich den Mameluken als Abgesandten Gottes, wie einst Attila als Geissel desselben, gepriesen hatte, Napoleon Buonaparte, schlummerte sorgenvoller als je; denn der Mann fand in seinem ersten Consulate noch nicht die richtigen Gränzen seiner Größe. So ist der Mensch — höchstens der Weise eine Ausnahme. Keiner ist zufrieden; Jeder strebt nach Höherem. Wir können darum auch Napoleon nicht verdammen, aber seine Zeit, die fähig war, sich, troz aller Exklamazionen von Freiheit, Gleichheit und Menschenwürde, von einem Diktator, den Manche sogar einen Tyrannen nennen, beherrschen zu lassen, müssen wir bemitleiden. Jedem geschieht, was er verdient.

Also überall war Friede. Frankreich hatte den Frieden erobert, mit ihm das linke Rheinufer; Frankreich behauptete somit das politische Uebergewicht über den ganzen Continent; die kleineren teutschen Staaten lauschten auf seine Winke; Oesterreich und Preussen, Italien und Spanien sahen bange auf die Zukunft. Das teutsche Reich lag in den lezten Zügen. Die innere Lage des französischen Reiches war wenig tröstlich für die dauernde Aufrechthaltung des großen Friedens. Napoleons zügelloser Ehrgeiz gab vollends wenig gute Aussichten. Die Republikaner in Frankreich sahen sich getäuscht, was nicht mehr als billig war. Aber Napoleon und sein schlauer Polizeiminister Fouché wußten das nahende Gewitter trefflich abzuleiten. Man erfand Verschwörungen, erweckte dadurch das Mitleid für das Leben des ersten Consuls, die Polizei wurde wachsamer, ihre

Competenz umfassender und damit ihre Eingriffe mehr gerechtfertigt, ein großer Vorschub für die Plane Napoleons. Die Höllenmaschine in der Strasse St. Nicaise hatte aber schon am 24. Dez. 1800 den Beweis geliefert, daß es auch an wirklichen Verschwörungen gegen das Leben Buonapartes nicht fehle, desto ernster wurden daher auch erdichtete aufgenommen. Buonaparte war von der Zeit der vereitelten Höllenmaschine an aber auch ernster geworden. Kalt begegnete er seinen bisherigen Freunden, und der künftige Despot leuchtete ihm allmählich klarer aus den Augen. Er mißtraute Jedermann, und Mißtrauen führt zur Tyrannei; so lehrt die ganze Geschichte.

Mit türkischer Gewandtheit wußte er viele alte Royalisten auf seine Seite zu bringen, und die Republikaner zogen sich, wie einst unter dem schlauen Augustus in Rom, allmählich von den öffentlichen Geschäften zurück. Zu Ministern wurden bald nur Kreaturen des ersten Konsuls genommen, die Consulargarde wurde beträchtlich verstärkt, verdienstvolle Männer unschädlich gemacht, der erste Wohlthäter des Consuls, Barras, sogar nach Brüssel verwiesen, Moreau vergessen, kurz die Pforte des französischen Kaiserthumes nach und nach eröffnet, und damit die breite Thür zur Despotie. Es wurde vom Tribunate dem Consul die Errichtung von Spezialgerichtshöfen — eine politische Inquisition — zugestanden, und endlich wußte man in Frankreich sehr wohl, wer regire; die Republik schlief ein, und Buonaparte erwachte.

Weil er glaubte, die katholische Religion könne seiner Herrschaft nüzlich sein, schloß er mit dem Papste ein Concordat ab, welches der Regirung bedeutenden Einfluß auf die geistlichen Angelegenheiten des Landes gestattete. Alle päpstlichen Erlasse mußten das Placet der Regirung an der Stirne tragen, selbst Beschlüsse von allgemeinen Kirchenversammlungen, also auch die von Synoden. Richter über geistliche Disziplinarsachen ist der Staatsrath. Der Cölibat wurde wieder eingeführt, die Feier des Sonntages hergestellt, eine Liturgie und ein Katechismus für ganz Frankreich angeordnet, dem Lande zehn Erzbisthümer und fünfzig Bisthümer gegeben, alle Feste der Be-

willigung der Regirung anheim gestellt, kurz die modernen Gebäude der republikanischen Freigeisterei insgesammt umgeworfen. Wie die katholische, so wurde auch die protestantische Religion gänzlich von der Regirung abhängig gemacht, jedoch derselben bedeutende Rechte eingeräumt und sie dadurch an Buonaparte gefesselt.

Nachdem der Gottesdienst wieder hergestellt war, wendete man seine Blicke auch auf die Unterrichtsanstalten. Hier wie dort wurde restaurirt, das Alte aus den Trümmern der Revoluzion hervorgesucht und noch zweckmässiger für die künftige Monarchie mit einer soldatischen Zucht umgeben. Die Jungen mußten sich in Primär- und Sekundärschulen wie auf Lyzeen in den Waffen üben, um einst für die selbstsüchtigen Zwecke des großen Diktators ihr Blut zu verspriz̃en. Da nun gegen alle diese Gesezwidrigkeit der Consularregirung tüchtige Männer im Tribunate heftig protestirten; vernichtete ein Senatsbeschluß die ganze Oppozision, und die Gewaltherrschaft hatte begonnen. Die Polizei streckte ihre Riesenarme durch alle Departements, und man hörte bald wenige freimüthige Stimmen mehr. Cayenne und Domingo wimmelten von Verbannten, und als der erste Consul merkte, daß die Zeit der Erndte herannahe; als die französischen Waffen auf sein Geheiß einen Sieg nach dem anderen errungen hatten, die Polizei des Fouché aber alle Zungen gefesselt hielt, rückten die erkauften Regirungsblätter immer mehr mit der Ansicht heraus, man müsse dem ersten Consul dankbar sein, d. h. man müsse ihn in den Stand sezen, daß er dem Vaterlande fortwährend diene.

Auf diesen Grund hin beschloß der servile Senat, das ganze Volk solle abstimmen, ob Buonaparte lebenslänglicher Consul sein solle oder nicht. Und auf Betrieb der Regirung, vorzüglich aber des schlauen Polizeiministers, war die Abstimmung bald fertig. Buonaparte wurde zum lebenslänglichen Consul am 3. August 1802 ernannt, eben so die beiden anderen Consuln, jedoch wurde dem ersten die Wahl der anderen übertragen und bestimmt, daß künftig alle gesezgebenden Mitglieder nur unter der Aufsicht von Regirungsbeamten ge-

wählt werden sollten. Somit war wieder ein Schritt weiter gethan, weiter zur absoluten Herrschaft; die gesezgebende Gewalt lag in den Händen der Regirung.

Bald sollte auch der Adel in der Ehrenlegion wieder entstehen und dadurch fehlte nun nichts mehr, als — die Kaiserkrone und nachher die Diktatur von Europa und endlich — als der kleine Mann zu groß werden wollte, größer, als es möglich war — die Inseln Elba und Helena. So bricht der Bogen, wenn man ihn zu sehr spannt, aber spannen läßt er sich lange. Fragen wir nun am Ende aller dieser vorher erzählten Ereignisse in Frankreich: wie war es möglich, daß die Franzosen plözlich von dem wildesten Republikanismus sich zur ausschweifendsten Despotie hinneigten? Wie hängt Republik und absolute Alleinherrschaft zusammen? so beantwortet die Natur der Sache und die bisherige Consularregirung unsere Frage auf's Treffendste. Extreme berühren sich immer, und der Ultraliberale hat zum Despoten nur einen kleinen Schritt; das haben wir in der alten und neuen Welt gar oft gesehen und mit Entsezen gefunden, daß ein Robespierre am Meisten fähig war, aus dem freisinnigsten Republikaner der abscheulichste Tyrann zu werden, eben so wie der liberale Perikles faktischer Herrscher von Athen, der republikanische Cäsar Diktator von Rom und der kleine Republikaner Buonaparte Kaiser Napoleon von Frankreich geworden ist; jeder in einer anderen Zeit, aber unter ähnlichen günstigen Umständen. Menschen sind immer nichts weiter als Menschen. Sind sie roh, unkultivirt und wild; so ist es leicht, sie durch Gewalt zu beherrschen; sind sie fein, abgeschliffen und gleichsam aus Civilisazion liberal, oder endlich gar liberal, weil es Mode ist; so muß man sie betrügen, man muß unter dem Deckmantel der Verbrechen gegen die Regirung, durch eine schlaue Polizei die liberalen Köpfe placken und quälen, bis sie mürbe werden, und wenn einmal ein solcher Kopf mürbe ist, dann gibt man ihm ein Aemtchen und der Liberale ist servil, man kann ihn oft besser brauchen, als den gebornen Aristokraten; das haben manche Marschälle des großen Kaisers, wie Gerard und Soult, die noch in unseren Zeiten mit ihren

schlüpfrigen Doktrinen figuriren, zur Genüge bewiesen; und macht man's nun vollends wie Buonaparte, erläßt man glänzende Dekrete, befördert man Handel und Wandel, erobert man Königreiche und Provinzen, baut man Kanäle und Strassen, gibt man mit einem Worte dem Pöbel zu essen, den klügeren Leuten aber Schauspiele und den Titel einer großen Nazion, verfolgt man Männer, die unbiegsame Grundsäze haben, mit einer lästigen Polizei und verbannt man sie im Nothfalle, unter dem Vorwande, als hätten sie gegen das Vaterland conspirirt; dann ist die Alleinherrschaft begründet, der Absolutismus feiert ohne viele Umschweife den vollkommensten Triumpf.

Das wäre freilich damals unmöglich gewesen, als Griechenland gegen Persien kämpfte, als die römischen Consuln zum Besten des Vaterlandes sich in die feindlichen Reihen stürzten, als mit einem Worte das Vaterland noch nicht an die Stelle einer einzelnen Person getreten war; damals nicht, als noch die Herzen voll reiner Moral glühten, als noch der bloße Thatendurst die uneigennüzige Liebe für's Vaterland leitete, damals hätte wohl kein Buonaparte Kaiser werden können; aber in jener Zeit konnte er es werden, wo der Wohlhabende über dem Gedanken an seine Güter das Interesse seines Nachbars vergaß; damals, als der Arme nach Brod schrie und der Reiche Revoluzionen fürchtete; damals, als die Religion nur mehr Worte, aber keinen Geist in sich faßte; damals, als es Leute gab, die mit einer kühnen Dialektik aus Schwarz Weiß zu machen wußten: da konnte ein kühner Manoeuvrier es wagen, das Schicksal der Völker an seine Zuchtruthe zu binden, und wenn wir uns nicht täuschen, so dürfte er es nochmal können. So lange die Summanden dieselben sind, muß auch immer die gleiche Summe erscheinen. Es ist nun einmal nicht anders. — Die Welt läßt sich so wenig aus den Angeln drehen, als man der Wahrheit, wenn sie als solche nakt sein soll, einen Rock anziehen kann.

Buonaparte und sein willfähriger Staatsrath kannten nun ihre Zeit. Sie beherrschten sie, weil sie fähig war beherrscht zu werden. Aber nicht allein im Inneren Frankreichs

bereitete der kleine Corse sich die Bahn zur Herrschaft; auch in der äußeren Politik trat er bald als großartiger Meister der Staatskunst auf. Der Lüneviller Friede hatte den Teutschen eine Revoluzion, wenn wir den Reichsdeputazionshauptschluß so nennen dürfen, gebracht und ihre Kraft gegen Frankreich durch die Schleifung der wichtigsten Vestungen am Rhein gebrochen. Teutschland lag offen vor dem mächtigen Frankreich. Die Schweiz hatte ihre Neutralität verloren und Sardinien mit Piemont gehörten dem mächtigen Nachbar, und der erste Consul der Pariser war auch zugleich der erste Consul der italienischen Republik.

Ueberall herrschte französischer Einfluß, und es wäre für Buonaparte nicht schwer gewesen, von der Etsch bis zur Meerenge von Sizilien sagen zu können: das Alles ist mein. Am Schlepptau wurde Spanien nachgezogen, kurz das französische Cabinet herrschte überall heimlich oder öffentlich, je nachdem es die Umstände geboten. So ernannte der erste Consul den Erbprinzen Ludwig von Parma zum Könige von Hetrurien und erhielt von Spanien für diese Ernennung Louisiana, das man an Nordamerika verkaufte. Nach diesem ersten eigenmächtigen Schritte in Italien streckte der Consul seine Arme auch über die cisalpinische Republik aus. Er wurde troz ihrer im Lüneviller Frieden garantirten Unabhängigkeit erster Consul der nun neu benannten italienischen Republik. Auch Lucca erhielt eine französisch gemodelte Verfassung. Sardinien wurde, ohne auf Versprechungen und Verträge Acht zu geben, mit Frankreich ganz vereinigt, und als der Herzog Ferdinand von Parma eines zweideutigen Todes gestorben war, erklärte der erste französische Consul ohne Rücksicht auf österreichische Erbrechte, Parma, Piacenza und Guastalla seien der französischen Republik anheim gefallen. Der Schweiz gab man eine französische Verfassung und drohte ihr, wenn sie nur das Geringste gegen französisches Interesse wagen würde, mit Aufhebung ihrer Unabhängigkeit. Gleichen Einfluß behauptete Buonaparte auch in der batavischen Republik.

So besaß denn Frankreich bald einen diktatorischen Einfluß auf dem ganzen Continente. Oesterreich mußte zusehen und auf

bessere Zeiten hoffen. Dasselbe war wegen der Unfälle im lezten Kriege zu ermattet, als daß es eine wirksame Einsprache hätte wagen dürfen. Nur England getraute sich die Stimme gegen den gebieterischen Consul zu erheben und es hatte wahrlich Ursache genug dazu; denn, als es wagte, sich offiziell über die Eingriffe des französischen Kabinetes zu beschweren, sprach der erste Consul: Frankreich könne auf dem vesten Lande thun, was es wolle, und England habe hiebei kein Wort einzureden, außer es betreffe Verlezungen des Friedens von Amiens. Eine solche Sprache machte die Franzosen stolz und die Engländer erbittert. Albion sah wohl ein, daß der Friede mit Frankreich seinen Interessen gefährlicher als ein Krieg sei. Frankreich schien aber diesen Krieg zu ahnen und nicht zu fürchten. Die größten Anstrengungen zur Herstellung der Marine wurden gemacht, Fabriken und Manufakturen wurden gehoben, der Handel auf alle mögliche Weise befördert, dagegen der englische Handel, wo es nur immer möglich war, eingeschränkt, in Frankreich und Holland sogar verboten, englische Schiffe gekapert, die noch übrigen teutschen Reichsstädte gewarnt vor allen Communikazionen mit den Britten, dagegen aber in alle englischen Häfen französische Consuln geschickt mit dem Auftrage, ihre Lokalitäten einzusehen, sich Abrisse derselben zu verschaffen, die Tiefe des Meeres in den Häfen zu sondiren, kurz aller Anschein gegeben, als habe man die Absicht, die stolze Brittania einmal zu erobern.

Solchen nachtheiligen Plackereien sezte denn auch England andere entgegen. Es gab jene Orte, welche es nach dem Frieden von Amiens herausgeben sollte, nicht heraus, und dadurch wurde denn jener Friede auch nur zum blossen Waffenstillstande herabgewürdigt. Buonaparte schmähte natürlich deßwegen auf alle Weise gegen England, und dieses sah sich, um den Frieden aufrecht zu erhalten, endlich gezwungen, Egypten zu räumen und das Vorgebirg der guten Hoffnung den Holländern zu übergeben. Um so heftiger wuchs aber die Erbitterung der englischen Blätter gegen den ersten Consul, der sich alle Mühe gab, die Redakteurs jener Ausfälle zu erkaufen oder sogar von der

englischen Regirung ihre Bestrafung forderte. Umsonst. Die Erbitterung wuchs, und der gereizte Consul verbot alle englischen Zeitungen in Frankreich. Mit diesem Verfahren verband Buonaparte zugleich die heftigste Geringschäzung des englischen Gesandten an seinem Hofe. Der Krieg wurde so weit als möglich verschoben, aber von den englischen Journalisten ohne Unterlaß dazu aufgefordert.

Endlich hielt der straff gespannte Bogen nicht mehr. Der englische Gesandte verlangte einigemal seine Pässe und erhielt sie am 12. Mai 1803 und am 18. d. M. erklärte England an Frankreich den Krieg. Das war des ersten Konsuls glühendster Wunsch; denn sein Auge blickte auf Hannover. Deswegen hatte er schon früher Holland mit Truppen überzogen, um von hier aus in das dem Könige von England so theuere Hannover schnell einfallen zu können. Zwar forderte Georg III. als Churfürst jenes Landes Neutralität; allein Buonaparte fragte wenig nach solchen Forderungen. Das hatte er zur Genüge in Italien, der Schweiz und Holland bewiesen. Marschall Mortier brach daher mit der Armee von Holland schnell gegen das Churfürstenthum auf und schon im Juni 1803 war es von 30,000 Mann besezt, gefährlich für den Wohlstand dieses Landes und das benachbarte Preussen, welches durch die Schlauheit des ersten Consuls zur Neutralität gezwungen worden war. Und nun wurde in Hannover und allen von Frankreich abhängigen Ländern jeder englische Waarenhandel auf's Strengste untersagt und alle Britten auf dem vesten Lande als Kriegsgefangene erklärt. So getraute sich Buonaparte schon als erster Consul zu handeln.

Und nun wurde eine Aushebung von 120,000 Mann angeordnet, um mit ihnen, wie der Gewalthaber vorgab, England selbst anzugreifen. Die Engländer dagegen blokirten alle französischen Häfen. Das Parlament rief auch das ganze englische Volk zu den Waffen. Mit abwechselndem Glücke wurde an allen Küstenpunkten gekämpft. Im Ganzen gewann Frankreich immer mehr Einfluß auf dem vesten Lande, verlor dagegen manche schöne Insel auf dem Meere.

Aber im Inneren Frankreichs schritt Buonaparte muthig auf der Bahn zur unumschränkten Herrschaft fort. Niemand getraute sich, ihn aufzuhalten; die Meisten beförderten sein Streben. Bald sprach man, der erste Consul werde einen anderen Titel annehmen; sein Bild sah man ohnehin schon auf den neuen Münzen prangen, und die Feier des Geburtstages des ersten Consuls wurde weit festlicher begangen, als der Jahrestag der Erstürmung der Bastille. Ritter der Ehrenlegion gab's bald in Menge, und wer es wagte, nicht auf Seite des ersten Consuls zu sein, wurde verfolgt und gehaßt. So Moreau und Massena, die ausgezeichnetsten Feldherrn im lezten teutschen und italienischen Kriege. Aber auf ihrer Seite, also gegen den Konsul, waren noch sehr viele Republikaner und Royalisten; beide konnten nicht wollen, daß Buonaparte ein Monarch werde. Aber der Mann konnte unmöglich stehen bleiben; für ihn war jeder Stillstand ein Rückschritt. Er unterhandelte daher zunächst mit Ludwig XVIII., der sich in Warschau aufhielt, um die Entsagung auf die französische Krone; allein dieser verwarf alle solche Anträge und als er sah, daß Gift und Dolch sein Leben bedrohten, verließ er Warschau.

Auf dieser Seite kam also der erste Consul nicht zu seinem Zwecke. Er schlug daher einen anderen nicht weniger verächtlichen Weg ein. Pichegrü und Georges, zwei grimmige Feinde von Buonaparte, kamen von England nach Frankreich herüber und hatten geheime Unterredungen mit Moreau. Auch mehrere Gesandte Englands an teutschen Höfen pflegten mit unzufriedenen Franzosen geheime Einverständnisse, was leicht zu entschuldigen war, weil Frankreich sich mit England im Kriege befand. Plözlich machte nun der Großrichter Regnier die Anzeige: es sei eine Verschwörung gegen das Leben des ersten Konsuls entdeckt, und die Haupträdelsführer derselben seien Pichegrü und Georges; auch Moreau habe sich dazu verleiten lassen. Troz allen mangelnden Beweisen, besonders der lezteren Anklage, wurden aber alle drei verhaftet. Der Herzog von Enghien aber, der sich im neutralen Gebiete von Baden mit Erlaubniß der französischen Regirung aufhielt, wurde durch

ein französisches Corps gefangen, nach Paris geführt, plözlich von einem Kriegsgerichte in Vincennes zum Tode verurtheilt und erschossen. Europa rief Entsezen über diesen Mord, aber der erste Consul schlief ruhiger, da der talentvollste Bourbon nicht mehr war.

Mit Pichegrü machte man weniger Umständlichkeiten. Derselbe wurde in seinem Gefängnisse von vier Mameluken erwürgt. So durfte man aber gegen Moreau nicht verfahren; denn diesem hiengen Volk und Armee mit aller Innigkeit an. Man stellte ihn also vor Gericht, und obgleich er sich aufs Treffendste vertheidigte, wurde er von servilen Richtern dennoch zu zweijährigem Gefängnisse verurtheilt, aber von Buonaparte nach Nordamerika verbannt. Ueberall sah man Verschwörungen gegen den ersten Consul, und das sei, sagten die Kreaturen desselben, ebenso, wie gegen Frankreich; also müsse man eine erbliche Dynastie in dem Geschlechte des bedrohten Helden begründen.

Endlich beschloß am 30. April 1804 das Tribunat, es möge die Regirung der Republik (?) einem Kaiser anvertraut werden. Carnot sprach zwar dagegen, aber seine freimüthige Stimme fand kein Gehör, sie wurde mit Persönlichkeiten beantwortet. Das Tribunat und die ganze Beamtenwelt war schon für die hochfahrenden Interessen des ersten Consuls erkauft. Diese Leute waren der Freiheit unwürdig. Am 3. Mai 1804 wurde somit vom Tribunate folgender Beschluß gefaßt: „Napoleon Buonaparte sei zum Kaiser Napoleon ernannt, und die Kaiserwürde sei nach dem Rechte der Erstgeburt in seiner männlichen Nachkommenschaft erblich, demohngeachtet aber die Freiheit, Gleichheit und Rechte des Volkes dabei nicht verlezt.“ Der Senat billigte mit Entzücken diesen Beschluß als einen vorgeblichen Nazionalwunsch. Am 20. Mai 1804 hieß Buonaparte: „Napoleon I., von Gottes Gnaden und durch die Verfassung der Republik Kaiser der Franzosen.“ Die Franzosen waren in die Falle gegangen; es fehlte nun dem neuen Kaiser nichts, als die päpstliche Krönung, um der neuen Würde auch den Glanz der Religion beizufügen. Pius VII.

wurde herbeigerufen, und am 2. Dezember 1804 sezte sich Napoleon in Gegenwart des hochverehrten heiligen Vaters und des jubelnden Volkes die Krone selbst auf das Haupt. Es half nun nichts mehr, daß Ludwig XVIII. gegen diese Usurpazion feierlichst protestirte, nichts, daß England, Schweden, Rußland und die Pforte sich weigerten, den neuen Kaiser anzuerkennen; Napoleon konnte die erworbene Krone allenfalls auch behaupten. Die teutschen Mächte sendeten vorläufig mit gewohnter Demuth ihre Anerkennungsschreiben an den neuen kaiserlichen Hof, und später kamen auch die anderen Mächte mit Ausnahme von England herbei, um Napoleon, dem Einzigen, zu huldigen. Oesterreich erkannte die neue Würde unter der Bedingung, daß auch Kaiser Franz den Titel eines Kaisers von Oesterreich annahm.

So war ein neues Kaiserreich gegründet, gegründet auf eine Republik, wie einst der Thron des Augustus auf den Trümmern der Freiheit. Das Volk, welches gestern der Freiheit ein Hossianna gerufen hatte, kreuzigte sie heute. So sind die Franzosen — ein wandelbares, auf unsicheren Wegen der Politik und Moral forttaumelndes Volk, welches zur Anarchie wie zur Despotie reif ist, seit seiner ersten Revoluzion aber die Freiheit mehr mißkennt, als kennt. Es ist traurig, wenn die Geschichte, die so reich an Lehren für das öffentliche wie für das Privatleben der Völker ist, so wenig beachtet wird; doch diese Gleichgültigkeit zeigt wohl nicht mehr und nicht weniger, als daß unsere Zeit sich nicht gar sehr mit ihrer moralischen Höhe brüsten darf.

§. 312.

Kaiser Napoleon I. wird auch König von Italien.

Daß Napoleon keinen Stillstand in seinem Streben nach unumschränkter Größe kannte, verargen wir ihm nicht. Er war ein Genie. Italien lag zu freundlich in seiner Nähe, als daß es ihn nicht auch nach der Krone dieses Reiches gelüsten sollte. Die Vorbereitungen dazu waren längst getroffen. Am

16. Mai 1805 sezte er sich die lombardische Krone mit den Worten auf: „Gott hat sie mir gegeben, wehe dem, der sie berührt.“ Seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnais, ernannte er zum Vicekönige des neuen Reiches. Seine Anerkennung von Seite der Mächte wurde gar nicht mehr verlangt. Wer sie schicken wollte, für den war's gut, Napoleon wußte sich an diejenigen sehr wohl zu erinnern, welche das Schicken vergessen hatten. Uebrigens war dem Manne noch manche andere Krone aufbehalten.

Bald nach Errichtung des italienischen Königreiches kam auch die ligurische Republik unter den französischen Szepter, auch die kleine Republik Lucca begehrte dem französischen Gebiete einverleibt zu werden, eben so machte man es mit Parma, Piacenza und Guastalla. Endlich gab man der batavischen Republik eine der Monarchie sich nähernde Verfassung, und damit hatte Kaiser Napoleon sein erstes Meisterstück geliefert. Die europäischen Mächte konnten nun ahnen, was sie in der Folge von dem gränzenlos herrschsüchtigen neuen Kaiser zu erwarten hätten. Die Einen sahen mit Ingrimm, die Anderen mit gerechter Furcht auf den großartigen Emporkömmling. Napoleon aber vermehrte inzwischen den Glanz seines Hofes, schuf Großwürdenträger und Erzämter, einen Großwahlherrn, Reichskanzler, Erzschazmeister, Konnetabel und Großadmiral, organisirt den Staatsrath, kurz verfuhr mit der gränzenlosesten Willkühr. Er kannte die Charakterlosigkeit seiner Zeit und herrschte dahe auch leicht über sie.

§. 313.

Ursachen zu neuem Kriege.

Ob aber die Mächte bei allen Eingriffen Napoleons in die nach dem Frieden von Lüneville vestgesezte Ordnung der Dinge ruhig zusehen würden, war eine ernste Frage. Die Bestrebungen des neuen Kaisers, das Gleichgewicht der europäischen Staaten aufzuheben und nach dem Muster der Monarchie Karls

des Großen vielleicht zulezt sogar eine Weltherrschaft zu begründen, deren Mittelpunkt Frankreich sein sollte, lagen zu offen da, als daß sie nicht hätten bekämpft werden müssen. Rußland trat zuerst den Gewaltstreichen Napoleons mit Noten gegenüber. Ursache war zunächst die schmähliche Ermordung des Herzogs von Enghien, über dessen Tod der russische Hof öffentliche Trauer anlegte. Das teutsche Reich wurde auch zunächst aufgefordert, sich mit Rußland zu verbinden, um gemeinschaftlich Beschwerden einzulegen.

Nachdem man sich nun in diesem Punkte vereinigt hatte, übergab der russische Gesandte Aubril in Paris eine dringende Note, in der der erste Consul aufgefordert wurde, die Regirungen zu beruhigen. Wir sahen, wie Napoleon dieselbe beantwortet hat, mit Hohn und Mißachtung aller völkerrechtlichen Verhältnisse. Der russische Gesandte reiste daher am 31. Aug. 1804 von Paris ab. Auch der schwedische verlangte seine Pässe, kurz das Ungewitter eines neuen Krieges zog näher. Auch Oesterreich rüstete sich furchtbar; und nun sollte England genug Verbündete gegen Frankreich bekommen. Der ausgezeichnete Staatsmann Pitt kam in London ans Ruder und es schien, als habe Frankreich zu viele Feinde gegen sich aufgereizt. Jedoch schritt Napoleon furchtlos auf der einmal betretenen Bahn fort, und die Zeit des Krieges rückte immer näher. Spanien wurde durch französische Aufreizungen zum Kriege gegen England bewogen und verlor bei seiner ohnehin schwachen Marine bedeutende Schiffe und seeische Besizungen. Endlich verloren auch die übrigen Mächte ihre Geduld gänzlich, und es kam die dritte Coalizion gegen Frankreich zu Stande.

§. 314.

Dritte Coalizion der Mächte gegen Frankreich.

Es nahte nun unter allerlei Befürchtungen das Jahr 1805 herbei, und mit ihm die dritte Coalizion der Mächte gegen Frankreich. Pitt gab sich schon seit seinem Ministeriumsan-

tritte alle Mühe, dieselbe zu Stande zu bringen, obgleich Napoleon einen eigenhändigen Brief an den König von England geschrieben hatte, um ihn scheinbar zum Frieden zu bewegen, in der That aber, um das französische Volk nur nochmal glauben zu machen, er sei der friedlich gesinnteste Monarch der Welt. Allein Pitt ließ sich von dem schlauen Günstling des Glückes nicht täuschen, sondern brachte ein Bündniß zwischen England und Rußland am 11. April 1805 zu Stande, dem sich auch Oesterreich am 9. August d. J. anschloß, und vermöge dieses Bündnisses sollte mit einer halben Million Soldaten Frankreich angegriffen, — besiegt, — in die alten Gränzen zurückgedrängt und Napoleons Herrschaft gänzlich gebrochen werden. Preussen trat der Coalizion nicht bei, sondern forderte mit einer Armee von 100,000 Mann die strengste Neutralität. Napoleon hatte diese Macht durch Schmeicheleien aller Art so weit gebracht. England aber versprach Geld und Diversionen zur See und Landungen, Rußland 180,000, Oesterreich aber 250,000 Mann vorläufig ins Feld zu führen. Die teutschen Kleinmächte schwebten zwischen der Coalizion und französischem Einflusse. Die meisten neigten sich auf leztere Seite, sogar auch Bajern, obgleich der teutsche Kaiser sich alle Mühe gegeben hatte, diese Macht für österreichisches Interesse zu gewinnen. Das teutsche Reich war nur noch ein leerer Schall.

Inzwischen versuchte man, um die gegenseitigen Rüstungen nur furchtbarer zu machen, Unterhandlungen, und Rußland schickte den Freiherrn von Nowosilzow nach Berlin, um dort Pässe für eine Reise nach Paris zu ermitteln. Er empfing die Pässe, reiste aber dennoch nicht weiter, sondern gab sie am 10. Juli 1805 wieder zurück. In Paris schimpfte man desto gewaltiger auf Rußland und seinen Kaiser. Der offizielle Moniteur sagte sogar von Alexander, es scheine bei ihm der Verstand nicht den Jahren vorgeeilt zu sein. Damit war also der Krieg zwischen Rußland und Frankreich entschieden. Napoleon fragte wenig darnach; er forderte um so derber auch Oesterreich zum Kampfe. Talleyrand begehrte Aufklärung über die österreichischen Kriegsrüstungen in einem Tone, wie nur der Sieger zum Besiegten

sprechen kann. Allein der Kaiser von Oesterreich und Teutschland hatte sich lange besonnen, ob er der Coalizion von England und Rußland beitreten sollte; endlich durch Frankreichs übermüthige Sprache bis zur höchsten Erbitterung gereizt trat er bei, und am 6. Juli 1805 wurde zwischen dem General Mak auf Seite Oesterreichs und dem General Winzingerode auf Seite Rußlands eine definitive Coalizion geschlossen, vermöge welcher Oesterreich 315,000 Mann, Rußland aber auch drei Armeen in's Feld stellen sollte. Schweden trat auch bei, Preussen aber blieb vor der Hand noch neutral und schickte blos 100,000 Mann nach Posen, um die Russen zu beobachten und seine Neutralität zu schüzen.

§. 314.

Der Krieg von 1805 und die Schlacht bei Austerliz.

Napoleon schuf Großadler der Ehrenlegion und suchte durch Verschenkung derselben die kleineren Höfe Teutschlands zu gewinnen. Er erreichte leider seinen Zweck, insofern wir dieses Leider auf die Entwürdigung der teutschen Volkseinheit beziehen wollen. Auch Bajern und mit ihm Baden und Würtemberg traten auf die Seite Frankreichs über; in politischer Beziehung konnten sie nicht wohl anders; denn sie wären von den französischen Heeren dennoch überschwemmt worden und hätten bei einer gegentheiligen Politik gewiß ihre ganze politische Existenz gefährdet.

Bajern konnte die französische Parthei und mußte sie um so eher ergreifen, als Preussen, sein Nachbar, neutral blieb und leicht die Hoffnung hegen konnte, aus dem folgenden Kampfe auf Kosten Oesterreichs ohne einen Blutstropfen seine Ländereien dennoch vermehrt zu sehen. Bajern hegte überdieß schon einen politischen Haß gegen den Nachbar und damals war es denn doch nicht rathsam, diesen Haß im Volke mehr zu nähren als zu mindern. Bajern hatte überdieß durch den lezten Reichsdeputazionshauptschluß eine Vermehrung seines Ge-

bietes vorzüglich durch französische Vermittelung erhalten, war somit zur natürlichen Dankbarkeit verpflichtet, und der lezte Krieg hatte zudem zur Genüge bewiesen, wie viel moralisches Vertrauen man auf österreichische Heere sezen dürfe, und man wußte dagegen nur zu gut, daß Kaiser Napoleon Held genug sei, um sich neue Lorbeeren zu gewinnen, und es fehlten von seiner Seite auch keine Versprechungen, Bajern künftig auf Kosten seines Nachbars noch größer zu machen. Oesterreich mochte selbst insgeheim derlei Ahnungen hegen und gab sich daher alle Mühe, unseren Churfürsten auf seine Seite zu bringen. Kaiser Franz schrieb selbst an Maximilian, und Fürst Schwarzenberg überbrachte das Schreiben nach München. Oesterreich forderte darin eine Vereinigung mit seiner Armee oder eine gänzliche Entwaffnung, Bajern aber begehrte eine unbedingte Neutralität, welche der Kaiser durchaus nicht zugestand. Jedoch schien unser Kabinet unter der Bedingung, daß München und Nymphenburg nebst anderen herumliegenden wenigen Ortschaften von österreichischen Durchmärschen frei bleiben solle, auf die Coalizion sich hinüber zu neigen; allein das war blos Schein, obgleich eine wirkliche Uebereinkunft zwischen Montgelas und Schwarzenberg auf dem Schlosse Haag am 8. September 1805 deshalb abgeschlossen wurde.

Jedoch wollte man Zeit gewinnen, um allenfalls zu sehen, ob Napoleon den Schauplaz des Krieges nach Teutschland, wo die wenigsten österreichischen Truppen am Inn standen, oder nach Italien, wo die meisten waren, verlegen werde. Zudem befand sich der damalige Kronprinz — gegenwärtiger König — in Frankreich, und schon dieser Umstand gebot dem Vater, sich von der österreichischen Parthei entfernt zu halten. Mit einem Worte alle Unterhandlungen mit dem Kaiser Franz führten zu keinem Resultate. Der Churfürst schrieb zwar selbst an den Kaiser und bat ihn um die Bewilligung der Neutralität; aber kaum war der General Nogarola mit dem Schreiben nach Wien gesandt, als Churfürst Max in der Nacht vom 8. auf den 9. September die Hauptstadt verließ und nach Würzburg, wo schon Alles zu seinem Empfange hergerichtet war, eilte. Ihm

folgten auch seine Truppen, und man sieht daraus wohl, wie schlau der Plan, auf französische Seite zu treten, schon früher berechnet gewesen war. Der Kaiser wagte zwar nochmal, den Churfürsten auf seine Seite zu rufen, allein umsonst. Bajern suchte sich zwar dadurch zu vertheidigen, daß es behauptete, die Oesterreicher seien noch während der Unterhandlungen über den Inn gebrochen und hätten das Land feindselig behandelt; allein man erkannte schon jezt, daß die französische Parthei den Sieg früher errungen hatte und daß man die österreichische nur hinhalten wollte. Der Plan war, wie die nächste Zukunft bewies, gut angelegt und trug daher auch seine Früchte. Wir folgen der Geschichte des Krieges selbst.

Frankreich entwickelte zunächst auf der See alle mögliche Kraft gegen die Engländer, verlor jedoch in der Schlacht bei Trafalgar am 21. Oktober 1805 beinahe seine ganze Kernmacht auf dem Meere, der tapfere Admiral Nelson aber sein Leben. Diese Schlacht und der englische Sieg begeisterte denn die Britten auf eine Art, welche voraussehen ließ, daß die Franzosen wenige Lorbeeren mehr auf dem Meere erringen würden. Sie befreiten die Engländer aber zugleich von einer großen Furcht; denn Napoleon hatte im Hafen von Boulogne alle Vorkehrungen zu einer künftigen Landung für ein beträchtliches französisches Heer an irgend einem Punkte der englischen Küste treffen lassen. Fortan strömten immer mehr Truppen nach jener Stadt, und schon verkündete man die Ankunft des Kaisers und weissagte eine Abfahrt nach England. Pitt gab sich daher alle Mühe, um den Continentalkrieg zu entzünden, und er erreichte, wie wir oben gesehen haben, seinen Zweck.

Napoleon reiste wirklich nach Boulogne, ließ die Truppen einschiffen, aber plözlich wieder landen und schon nach einigen Stunden am 27. August brach ein Heer von fast 200,000 Mann gegen den Rhein auf, um den Kampf mit Oesterreich und Rußland zu beginnen. Aber in Teutschland hatte Oesterreich den großen Schlag nicht vermuthet. Seine Hauptmacht stand in Italien. Das wußte Napoleon recht gut und seine Plane waren daher schnell gefaßt. Er beschloß, in Wien Friede

zu machen, in Italien aber den Kampf um so weniger energisch zu betreiben. Der Senat ordnete sogleich eine neue Aushebung von 80,000 Mann an, um die Ruhe im Inneren aufrecht zu halten und die Küsten zu bewachen, während der Kaiser über den Rhein gieng. Und nun rückten die französischen Heereshaufen näher gegen Bajern vom Rheine her. Sie hatten den Strom am 25. und 26. September 1805 überschritten. Mürat stand mit 48,000 Mann bei Straßburg, Ney mit 15,000 bei Selz, Soult mit 14,000 bei Speier, Vandamme mit 17,000 bei Mannheim, Marmont mit 25,000 bei Mainz, Bernadotte mit 20,000 bei Frankfurt, und nun bewegten sich diese Massen mit überraschender Leichtigkeit und Schnelle vorwärts. Bernadotte und Marmont vereinigten bei Würzburg ihre Heere und so stand eine Armee von 60,000 Mann nur allein bei dieser Stadt. Mit ihnen hatten sich auch die Bajern unter Deroi und Wrede am 2. Oktober 1805 vereinigt. Der Churfürst aber hatte in kräftigen Proklamazionen sein Volk aufgefordert, im bevorstehenden Kriege auszudauern. Dagegen versprach ihm der französische Kaiser die Integrität seines Gebietes und eine verhältnißmässige Entschädigung nach dem Kriege. Am 13. Oktober wurden die Gründe bekannt gemacht, gemäß welchen, wie wir schon oben sahen, der Churfürst seinen Uebertritt auf französische Seite motivirte. Wo es möglich war, rüstete man sich eifrigst zum Kampfe, errichtete ein Jägerbataillon und ein Corps bajerischer Gebirgsschüzen, forderte hiezu die Oberländer besonders auf und bei deren Errichtung darf Harrasser als einer der eifrigsten Beförderer dieses Institutes nicht übergangen werden, sicherte allen Civilpersonen, welche sich im Kriege wie immer auszeichnen würden, die Verdienstmedaille zu, bot die Ritterlehenvasallen zur Lieferung von Pferden gegen bestimmte Reluizionssummen auf, kurz man versäumte Nichts, um den Krieg mit Ernst und Nachdruck auch von bajerischer Seite aus zu führen.

Auch der Churfürst von Würtemberg sah sich gezwungen, ein aktives Bündniß mit Frankreich gegen Stellung von 10,000 Mann Hilfstruppen abzuschliessen, eben so Baden, 4000 Mann

zu liefern. Und nun standen allen diesen mächtigen, moralisch begeisterten Heereshaufen 80,000 Mann Oesterreicher gegenüber und zwar unter dem Oberbefehle des Feldzeugmeisters Mak, der unstreitig gegen Napoleon der unfähigste General gewesen ist. Die Hauptmacht des teutschen Kaisers aber stand unter den Befehlen des Erzherzogs Karl an der Etsch. Sie war 120,000 Mann stark. Ihr gegenüber operirte Massena. Dem Könige von Neapel war von den Franzosen ein Neutralitätsvertrag abgezwungen worden, und nun stand das russische Hilfsheer erst an der Gränze und die Franzosen mit ihrer großen Armee in Südteutschland.

Mak schickte nun einzelne Heeresabtheilungen gegen Würtemberg und in's Franken, Oberbajern lag ihm in dem Rücken; aber als die Franzosen immer näher kamen, rief er jene Abtheilungen zurück, zog sich hinter die Iller und stellte sein Heer zwischen Memmingen und Ulm auf, eine unbegreifliche Handlung, wenn man bedenkt, daß die ganze Nordseite der Oesterreicher unbedeckt war, von woher sie Napoleon leicht umgehen konnte. Wirklich stehen Soult, Ney, Murat und Lannes mit ihren concentrirten Armeen schon bei Nördlingen und Davoust bei Oettingen. Bernadotte und Marmont aber, die Befehlshaber der batavischen und hannoverischen Armeen, sollten sich auf Befehl des französischen Kaisers so schnell als möglich diesen Stellungen nähern. Das konnten sie aber nur, wenn sie durch das preussische Gebiet von Ansbach ziehen würden; allein Preussen war neutral, und zwar hatte Napoleon durch die feierlichsten Versicherungen diese Neutralität anerkannt.

Allein im entscheidenden Augenblicke fragte Napoleon, wie bekannt, wenig nach Verträgen. Es zogen demnach drei Tage hinfort, vom 3. bis 6. Oktober 1805, 100,000 Mann durch das neutrale preussische Gebiet. Mak, welcher durch diese Operazionen höchlich überrascht wurde, und der nur durch einen schnellen Rückzug dem Feinde hätte entkommen können, blieb, verlegte sein Hauptquartier nach Ulm und schickte den General Auffenberg nach Wertingen, um die Franzosen, welche bei Donauwörth über die Donau gegangen waren, zu beobachten.

Allein der beobachtete nicht lange, sondern wurde von Mürat am 8. Oktober gänzlich aufs Haupt geschlagen und gefangen genommen. Dadurch war Mak schon umgangen; denn Napoleon rückte von Zusmarshausen gegen Augsburg und Ulm zu, während Ney bei Günzburg gegen den Erzherzog Ferdinand den Uebergang über die Donau erzwang. Memmingen wurde hierauf sammt 4000 Oesterreichern genommen, und Schwarzenbergs Sieg über Düpont konnte den großen Fehler Maks nicht mehr gut machen.

Der Oesterreicher ist bald eingeschlossen. Am 13. Oktober stehen um Ulm die französischen Heere und Napoleon erläßt eine schon voraus triumphirende Proklamazion an seine Schaaren. Am 14. ist Ulm gänzlich umzingelt und nur gegen Norden ein kleiner Raum zur Flucht für Mak offen. Alle Generale rathen dazu, aber Mak hat von einem Spion gehört, daß die Franzosen abziehen werden, und er bleibt, geht also blindlings seinem Untergange entgegen. Nur Erzherzog Ferdinand und Fürst von Schwarzenberg fliehen mit einem großen Theile von Reiterei noch in der Nacht. Am 15. Oktober begann Ulms Belagerung und am Abend war die Stadt auf's Engste eingeschlossen.

Da fordert der Kaiser zur Uebergabe auf, wenn nicht die Besazung nach Erstürmung der Stadt gänzlich vernichtet werden wolle. Am 16. Oktober kam nun eine Kapitulazion zu Stande. Nach drei Tagen waren 23,800 Mann Oesterreicher in den Händen des französischen Kaisers. Oesterreich hatte dadurch einen fürchterlichen Schlag erlitten. Aber auch Erzherzog Ferdinand entkam seinem Verfolger Mürat nur mit 6000 Reitern nach Eger. Ein anderer Haufe zog sich glücklicher durch die obere Pfalz nach Böhmen. Aber im Ganzen war die Oesterreichische Heeresmacht vernichtet und den Franzosen stand der Weg nach Wien offen. Selbst die russische Hilfsarmee, welche unter Kutusow schon bis an den Inn vorgerückt war, konnte sich nach dem Schlage von Ulm nicht mehr weiter vorwärts wagen. Schon am 23. Oktober trat sie daher ihren Rückzug an. Am 27. aber zog Bernadotte bei Wasserburg,

Wrede bei Rosenheim über den Inn; ihnen folgten Lannes, Mürat und Davouſt, und dieſen folgte über München, wo er ſein Heerlager gehalten hatte, Kaiſer Napoleon.

Am 29. Oktober kam Churfürſt Maximilian wieder in ſeine Reſidenz zurück, wo ſchon vorher ein großes Tedeum wegen des Ulmer Sieges gefeiert worden war. An demſelben Tage wurde Braunau von den Franzoſen genommen und vom Kaiſer zum Hauptdepot aller ſeiner Heere beſtimmt. Die große Armee rückte indeſſen immer ſchneller gegen Wien vor. Mürat und Davouſt erzwangen nach einem heftigen Gefechte bei Lambach am 31. Okt. den Uebergang über die Traun, ruſſiſch-öſterreichiſche Heereshaufen wurden geſchlagen bei Amſtetten am 5., bei Mariazell am 7. November; aber am 11. wurde eine franzöſiſche Diviſion bei Diernſtein mit Verluſt beſiegt. Demohngeachtet zogen ſich die Ruſſen und Oeſterreicher immer mehr zurück, und zwar auf das linke Ufer der Donau; Wels und Linz wurden von den Franzoſen beſezt, die Ens überſchritten und ſchon war das Hauptquartier des franzöſiſchen Kaiſers in Mölk, noch zwei Tagreiſen aber hatte Mürat nach Wien.

Am 13. November hielt Napoleon in der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt ſeinen Einzug nnd begab ſich ſogleich nach Schönbrunn, ohne auf die Friedensvorſchläge des Kaiſer Franz durch den Grafen Giulay Rückſicht genommen zu haben. Die Friedensbedingungen waren den Oeſterreichern zu hart, und Kaiſer Franz mochte wohl nicht umſonſt hoffen, Preuſſen werde, durch die lezte Verlezung ſeines neutralen Gebietes von den Franzoſen über ſein mißliches Verhältniß zu Napoleon belehrt, wohl auch der Coalizion beitreten und Rußland neue Hilfsarmeen ſchicken. Allein Napoleon ließ ſich hiedurch nicht irre machen. Er verfolgte mit entſcheidendem Ernſte die einmal errungenen Vortheile und errang ſo neue, während ſeine Gegner durch halbe Maaßregeln ihre ganze Kraft ſchwächten.

Während nun Napoleon unaufhaltſam in das Herz von Oeſterreich vorgedrungen war, verſäumten die Bajern unter ihrem Wrede nicht, ſich gleich rühmliche Lorbeeren zu ſammeln. General Wrede bildete nehmlich den Vortrab des Bernadotte-

schen Heeres, zog daher am 30. Okt. in Salzburg ein und verfolgte den Feind auf der Strasse nach Wels. Der größere Theil der bajerischen Truppen aber wurde zum Gebirgskriege in Tyrol verwendet, wo Erzherzog Johann den rechten Flügel der großen Armee bedrohte. Allein ihm fehlte von Italien aus die gehörige Unterstüzung, und daher richtete er auch nicht viel Namhaftes aus. Die italienische Armee ward nehmlich, obgleich sie einen Sieg über Massena errungen hatte, dennoch zum Rückzuge gezwungen, und diesen wollte Erzherzog Johann so viel als möglich decken, um sich nachher mit dem Heere des Erzherzogs Karl zu vereinigen. Wären die Tiroler nicht gewesen, der muthige Erzherzog Johann dürfte dann mit Mak ein und dasselbe Schicksal gehabt haben; denn von drei Seiten aus wurde Tirol angegriffen, von Ney, von Augereau und von den Unsrigen.

Am 1. November 1805 vertrieb nun der bajerische Oberst Pompeji die Oesterreicher aus ihrer Verschanzung auf dem Bodenbühel und drängte sie nach Eroberung des Steinpasses über Lofer bis gegen den Paß Strub zurück. Allein hier griff der bajerische General Deroi am 3. November nochmal an, wurde aber mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen und verlor besonders durch die wohlzielenden Tiroler Scharfschüzen viele Leute. Diese Scharte wezten aber die Franzosen wieder aus, indem Marschall Ney den Paß Lueg eroberte, ferner die Pässe Luitasch und Scharniz am 4. und 5. November besezte und am 6. sogar in Innsbruck einrückte. Erzherzog Johann zog sich jedoch auf den Brenner zurück; da eroberten aber die tapferen Bajern am 7. November Kufstein und rückten schnell an den Brenner vor; der Erzherzog kam aber nach Besiegung fürchterlicher Hindernisse nach Klagenfurt und vereinigte sich am 30. November bei Krannichfeld mit dem Erzherzog Karl, während der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Rohan mit 3000 Mann sich bei Villafranca den Franzosen ergeben mußte. Auf diese Art hatten die Oesterreicher ganz Tirol geräumt.

Aber auch auf die italienischen Heere hatte der großartige Sieg bei Ulm den meisten Einfluß. Es war nehmlich, wie wir

schon oben bemerkten, die Concentrirung der franzöſiſchen Armeen ganz unerwartet gekommen, und der Erzherzog Karl hatte von ſeiner Armee dreißig Bataillons zum General Mak müſſen ſtoſſen laſſen. Dadurch aber war er in ſeinen Operazionen ſelbſt gehindert worden und gezwungen, ſich auf den Vertheidigungskrieg zu beſchränken, während Maſſena den Angriffskrieg eröffnete. Allein der kühne, in der Kunſt des Krieges ſchon früher oft erprobte Krieger wurde von dem beinahe größeren Meiſter Erzherzog Karl gänzlich geſchlagen. Er hatte am Schluſſe ſeiner ermüdenden Kämpfe neuntauſend Mann verloren.

Aber Erzherzog Karl konnte dennoch nicht Sieger ſein, weil ihn die traurigen Schickſale der öſterreichiſchen Heere in Teutſchland zum Rückzuge nöthigten. Fünftauſend Mann, welche unter General Hillinger zurückgeblieben waren, um den Rückzug des größeren Heeres zu decken, wurden jedoch gefangen genommen; nur ein kleines Häuflein mit Hillinger entkam. Somit erreichte denn der Erzherzog Karl Cilli, vereinigte ſich mit dem Erzherzoge Johann und zog den ungariſchen Gränzen entlang der Donau zu, um den Franzoſen in die Flanke zu fallen. Napoleon hatte aber auf dieſe Art ſeinen Zweck erreicht. Südteutſchland und Italien lagen ſeinen Heeren offen.

Allein gegen dieſe vom ganzen Süden aus drohende Macht entzündete ſich ein neues Ungewitter im Norden. Preuſſen hatte den Durchzug der hannoveriſchen und bataviſchen Armee durch ſein neutrales Gebiet übel genommen. Dem Kaiſer Napoleon wurden daher von jenem Kabinette Vorwürfe gemacht, die etwa ſo klangen, als wären ſie von einer großen Macht geſprochen. Napoleon dämpfte vorläufig ſeinen Zorn; aber Preuſſen ſchloß ſich, nachdem Alexander ſelbſt in Berlin geweſen war, am 25. Okt 1805 der Coalizion gegen Frankreich an. Hannover war ſchon früher von den Preuſſen beſezt, und nun ſollte am 15. Dezember der erſte kriegeriſche Schlag am Main ausgeführt werden. Leider für die Preuſſen zu ſpät; denn zu jener Zeit war das Ende dieſes Krieges ſchon gekommen.

Das ruſſiſch-öſterreichiſche Heer hatte ſich nehmlich über die Donau gegen Mähren zurückgezogen, während derjenige,

welcher diesen Rückzug decken sollte, Fürst von Auersberg, von den Franzosen durch List gefangen wurde. Die französische Armee gewann dadurch sicheren Abzug über die Donau und rückte somit der österreichisch-russischen in vollen Märschen nach. Am 19. November kamen die Russen nach Ollmüz in Mähren. Aber die Schlacht verzog sich bis zum 2. Dezember, dem Krönungsfeste Napoleons. Bis dahin hatte er alle nöthigen Heereshaufen vereinigt, und nun, als die trefflichsten Posizionen genommen waren, nahte die Schlacht von Austerliz.

Eine kräftige Proklamazion war schon am 1. Dezember unter die Truppen vertheilt worden, und am 2., als der Morgen anbrach, begann die Schlacht. Die Alliirten waren 90,000 Mann stark, und bei diesem Heere befanden sich der russische und der teutsche Kaiser; die französische Armee befehligte Napoleon selbst. Sie mochte etwas über 80,000 Mann zählen. Die Stellung der Franzosen aber ersezte ihre Minderzahl. Sie lehnten sich an die Vestung Brünn und waren auf einen so engen Raum zusammengedrängt, daß die Alliirten mit diesem Häuflein, wie sie glaubten, bald fertig zu werden hofften. Allein der Feldherr des Jahrhunderts wurde mit ihnen fertig. Nun sollte der linke russisch-österreichische Flügel unter Buxhöwden die rechte Flanke der Franzosen umgehen und so ihrer großen Armee in den Rücken fallen.

Allein Buxhöwden stieß ganz ohne alles Erwarten bei Talniz und Meniz auf das seitwärts eben zu diesem Zwecke von Napoleon abdetaschirte Corps des Davoust. Buxhöwden sah sich also gezwungen, sich hier mit den Franzosen zu schlagen, ganz ohne allen Plan, woraus man wohl bemerkt, daß die Alliirten weder die Stärke noch die schlau berechneten Posizionen ihrer Feinde kannten. Die traurige Folge dieser Unwissenheit war die Abschneidung des ganzen linken Flügels unter Buxhöwden von der großen Armee der Alliirten und die völlige Einschließung desselben von Soult und Davoust. Soult rückte nehmlich vor, und Davoust nach dem Heereshaufen, damit war dieser selbst abgeschnitten. Und während dieses glückliche Manoeuvre kühn und mit gewohnter französischer Raschheit aus-

geführt wurde, entfaltete sich das Gros der französischen Hauptarmee selbst. Bernadotte, Murat und Lannes rückten vor, während Soult die Anhöhen von Prazen, die die Schlachtebene beherrschten, schnell besezt hatte. Die Armee der Alliirten hatte eigentlich keinen linken Flügel mehr, den rechten aber befehligte der Großfürst Constantin und das Centrum Kutusow. Bei diesem befanden sich auch die Oesterreicher. Die kaiserlich-russische Garde und einige Reserve-Infanterie stand hinter dem Centrum. Dieses aber wurde bald durch das wohlgenährte und gut gerichtete Artilleriefeuer der Franzosen gebrochen, und man war gezwungen, die russische Garde vorrücken zu lassen. Diese drangen denn mit kühnem Muthe auf die Franzosen ein, und im Augenblicke war ein französisches Regiment aus einander gesprengt. Da ließ aber Napoleon auch seine Garden vorrücken, und die Russen wichen den leicht beweglichen Riesen. Kutusow sah sich zum Rückzuge gezwungen, mit ihm auch Constantin, während sich mit eiserner Ruhe Burhöwden noch mit Davoust und Soult schlug. Als er aber mit seinem Corps über einen zugefrornen See marschiren wollte, ließ Napoleon mit Kartätschen auf das Eis schießen und Tausende sind ertrunken. Wenige entkamen mit ihrem tapferen Führer zur fliehenden Hauptarmee, welche sich hinter die March zurückzog. Die Alliirten hatten auf den Feldern von Austerliz 35,000 Mann verloren; 15,000 waren getödtet und 20,000 gefangen, über hundert Kanonen hatten die Franzosen erbeutet, aber auch sie hatten am Ende der Schlacht um 12,000 Mann Truppen weniger. Jedenfalls auf beiden Seiten bedeutende Verluste und Beweis, mit welcher ausharrenden Tapferkeit überall gekämpft wurde.

Bedenken wir aber, daß Erzherzog Karl mit einem Heere von 80,000 Mann nicht weit mehr von Wien entfernt ist, daß die Russen Verstärkungen über Schlesien her erhalten, daß der ungarische Landsturm in voller Erhebung begriffen ist, daß die Preussen gegen den Main hinab ziehen und schon ganz Hannover besezt haben, daß in Böhmen der Aufruhr des Volkes sich überall zeigt; bedenken wir, daß Sachsen und Hessen auf Seite der Coalizion getreten sind, daß die Engländer mit einer Lan-

dung in Belgien und Holland drohen — kurz, rechnen wir alle den Alliirten noch günstigen Umstände zusammen; so dürften wir kaum ahnen, daß der Friede schon so bald vor der Thüre sein wird. Allein Kaiser Franz mochte in der Güte seines Herzens mit Abscheu das viele vergossene Blut der Seinigen und Anderer gesehen haben, er mochte wohl empfinden, daß viele Schlachten die Völker nicht besser machen. Vielleicht mißtraute er auch der geringeren kriegerischen Fähigkeit seiner Völker; kurz er eröffnete Friedensunterhandlungen. Schon am Tage nach der Schlacht wurde der Fürst von Lichtenstein in das französische Lager geschickt und am anderen Tage kam Kaiser Franz selbst dorthin, um mit Napoleon persönlich über die Schließung des Friedens zu reden. Kaiser Alexander schloß sich von allen Unterhandlungen aus.

Am 6. Dezember 1805 aber wurde in Austerliz zwischen dem Marschall Berthier und dem Fürsten von Lichtenstein ein Waffenstillstand österreichischer und französischer Seits geschlossen, der selbst noch nach abgebrochenen Friedensunterhandlungen sechszehn Tage dauern sollte, und vermöge dieses Waffenstillstandes wurde ganz Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Görz, Tirol, Venedig und bedeutende Theile von Böhmen und Ungarn durch die Franzosen besezt, die Russen mußten die österreichischen Staaten verlassen, alle Aufgebote und Aushebungen mußten eingestellt werden und in Nikolsburg sollte man sogleich die Friedensunterhandlungen eröffnen. Alexander führte seine Heere nach Rußland zurück, trat aber dem Waffenstillstande nicht bei.

Wollen wir nun einen Blick auf die Bajern unter Wrede werfen; denn die unter Deroi und Pompeji haben wir schon in Tirol handeln sehen: so finden wir den tapfern General, wie er bei Rosenheim über den Inn ging, sich gegen Oberösterreich hinab gegen Böhmen zog, bald bei Iglau, um in Vereinigung mit dem Heere des Bernadotte den linken Flügel der französischen Armee zu decken. Wrede bekam alsdann, da Bernadotte zur Hauptarmee gestossen war, den Befehl, das Corps des Erzherzogs Ferdinand, dem wir von Ulm nach Böhmen folg-

ten, und wo derselbe sich mit böhmischen Garnisonen und neuen Truppen nicht unbedeutend verstärkte, zu beobachten. Allein er wurde von der Uebermacht, obgleich die Oesterreicher zur Vermehrung ihres Ruhmes das Gegentheil behaupten, angegriffen und bis Budwies zurückgedrängt. Das war vom 5. Dezember angefangen. Als aber die Kunde von dem in Austerliz abgeschlossenen Waffenstillstande auch hieher kam, mußten die bajerischen Gefangenen, weil sie nach abgeschlossenem Waffenstillstande gefangen wurden, herausgegeben werden. Wäre dieß nicht der Fall gewesen, so hätte der General Wrede die Offensive ergriffen, da er bereits die Generale Karg und Mezzanelli mit neun Bataillons an sich gezogen hatte, um die Nachtheile des Treffens von Iglau wieder in Vortheile zu verwandeln.

Ueberschauen wir nun die politischen Verhältnisse nach dem Waffenstillstande von Austerliz; so müssen wir gestehen, Oesterreich hat sehr Viel verloren; aber nicht allein Oesterreich steht im Nachtheile, sondern auch Preussen, und dieses um so mehr, als es den französischen Waffen, vorzüglich aber der unvermeidlichen Napoleonischen Rache, verfallen ist. Hätte freilich der König von Preussen nach der Verlezung seines neutralen Gebietes durch die Franzosen geschwiegen, so dürfte Napoleon keine Gelegenheit gehabt haben, einen Krieg mit demselben zu beginnen; allein Preussen verließ sich eben auf die Coalizion, und wie wir sahen, hat die Schlacht von Austerliz dieser Coalizion ein trauriges Ende gemacht. Jedoch im Vertrauen, daß Napoleon dort besiegt werden und daß ihm wenigstens die preussische Militärmacht Ehrfurcht einflössen werde, wurde Graf Haugwiz als preussischer Gesandter nach Wien beordert, um dem französischen Kaiser Bedingungen vorzuschreiben, wenn er wolle, daß Preussen fortan neutral bleiben solle. Im Grunde war diese Gesandtschaft eine politische Finte, wie wir deren schon oft gesehen haben; Preussen war ja der Coalizion schon beigetreten, hatte Hannover besezt und seine Schaaren waren schon gegen den Main beordert. Allein Haugwiz hatte den Befehl, nach Gestalt der Dinge zu unterhandeln. Die Dinge aber gestalteten sich durch die Schlacht von Austerliz nicht wohl so

günstig, daß Preussen an einen Krieg mit Frankreich denken konnte. Napoleon wußte daher auch die preussische Gesandtschaft gebührend zu würdigen.

Haugwiz wurde vor der Schlacht von Austerliz nicht einmal vorgelassen, und nach derselben mußte er dem Kaiser Napoleon bis nach Wien folgen. Hier jedoch machte ihm Napoleon Bedingungen, statt daß er demselben solche machen sollte. Der französische Kaiser stellte nehmlich die traurige Alternative: entweder Krieg oder ein Bündniß mit Frankreich und Abtretung von Ansbach an Bajern und Abtretung von Cleve und Neuchatel an Frankreich. Dagegen soll aber Preussen zur Abrundung seines baireuthischen Gebietes einen Theil Landes von Bajern erhalten und von Frankreich die sämmtlichen teutschen Staaten des Königs von England. Aber eben die leztere Bedingung war hart; denn sie schuf Preussen zum Feinde Englands, ruinirte seinen Handel und machte es zum demüthigen Vasallen Frankreichs. Jedoch Haugwiz reis'te mit diesen Bedingungen nach Hause, um sie ratifiziren oder verwerfen zu lassen.

Unterwegs traf er einen neuen Gesandten seines Hofes, den General Pfuel, der nach den veränderten Umständen auch veränderte Propositionen überbringen sollte, allein nach gegenwärtigem Stand der Dinge wieder ruhig heimgekehrt ist. Aber die überbrachten Bedingungen anzunehmen, verbot gewissermassen die Ehre Preussens. Doch welcher Staat wollte gegen Napoleon in allen Fällen seine politische Ehre aufrecht erhalten? Preussen wohl am Wenigsten; denn die geographische Lage seines Gebietes berechtigte es keineswegs, weder zur strengen Neutralität, noch Napoleon gegenüber zu einer diplomatischen Sprache, die nur einer grossen Macht gebührt. Doch wir wollen, bevor wir Preussens kritische Lage näher in's Auge fassen, erst den Frieden von Preßburg behandeln.

§. 316.

Der Friede von Preßburg 1805.

Die Friedensunterhandlungen wurden zwischen Talleyrand und Grafen von Stadion in Nikolsburg begonnen, in Brünn und Wien fortgesezt und endlich in Preßburg am 26. Dezember 1805 beendigt und am 27. von Napoleon in Schönbrunn und von Kaiser Franz in Holitsch bestätigt. Einen solchen Frieden hat Oesterreich noch nie geschlossen. Vermöge desselben erkannte Kaiser Franz alle französischen Erwerbungen in Italien an, trat Venedig an Frankreich ab, billigte die von Napoleon an Bajern und Würtemberg verliehenen Königswürden, entließ dieselben seiner Oberlehensherrlichkeit, trat an den nun souverainen Churfürsten von Baden, an die Könige von Bajern und Würtemberg nicht unbedeutende Länderstriche ab, kurz es verlor seinen Zusammenhang mit Italien und der Schweiz und seinen ganzen Einfluß auf Teutschland. Das teutsche Reich war nur noch eine grillenhafte Mähre. Preussen konnte aus diesem Preßburger Frieden lernen, welche Hoffnungen es in Zukunft von einem Kriege mit Frankreich erwarten dürfe; denn nun gab es keinen französischen Krieg allein, sondern immer einen französisch-teutschen. Südteutschland lag mit seinen neuen Kronen vor den Füssen des grossen Kaisers.

§. 317.

Vergrösserung Bajerns durch den Preßburger Frieden.

Durch die Bestimmungen des Preßburger Friedens erhielt Bajern folgende Länder:

1) Die bisherige Reichsstadt Augsburg mit 36,300 Seelen;
2) die Stadt Lindau sammt ihrem Gebiete mit 5000 Individuen;
3) die Herrschaften Tettnang und Argen mit 15,000 Einwohnern;

4) die Grafschaft Königseck-Rothenfels sammt 6700 Unterthanen;
5) die Grafschaft Hoheneems mit 3,700 Bewohnern;
6) den Theil vom Bisthume Eichstädt, welcher bisher an Salzburg gehörte, mit 52,000 Seelen;
7) den Theil des Bisthums Passau, welcher ebenfalls bisher zu Salzburg gerechnet wurde, mit 24,000 Einwohnern;
8) die Markgrafschaft Burgau, mit 38,000 Seelen;
9) die Grafschaft Tirol mit 610,000 Unterthanen;
10) die Fürstenthümer Brixen und Trient mit 176,000, und
11) die vorarlbergischen Herrschaften mit 77,971 Einwohnern.

Im Ganzen erhielt also Bajern 1,044,671 Seelen, dagegen verlor es an der Abtretung des Fürstenthumes Würzburg an den bisherigen Churfürsten von Salzburg, Erzherzog Ferdinand, 240,000 Individuen. Der König erhielt überdieß, wie wir schon oben hörten, die volle Souveränetät, wie Oesterreich und Preussen dieselbe schon besessen hatten. Oesterreich aber empfing für seine großartigen Verluste nur Salzburg und Berchtesgaden, ausserdem zu Gunsten eines kaiserlichen Prinzen die erbliche Würde eines Hofmeisters des teutschen Ordens.

§. 318.

Rückblick auf das dritte Kapitel.

Wir haben eine wichtige Periode in der Geschichte der neuesten Zeit nicht allein in Beziehung auf unser Vaterland, sondern auch in Betreff Teutschlands, ja in Betreff von ganz Europa kennen gelernt. Wir sahen das allgewaltige Genie Napoleons in seiner furchtbaren Meisterschaft über die Franzosen, wir lernten ihn als den Eroberer und einzig großen Feldherrn des Continents kennen. Vater Max I. hatte kaum den Thron seiner Ahnherrn bestiegen, kaum sich Kräfte gesammelt, um durch nüzliche Einrichtungen seinen Bajern eine bessere Zukunft zu bereiten, als französischer Uebermuth und Eroberungslust ihn zwangen, aus seiner Hauptstadt zu fliehen. Es entsteht die zweite Coalizion der Mächte gegen Frankreich. Buonaparte

wurde erster Consul, und schon im April 1800 überschreitet Moreau den Rhein, die Oesterreicher werden bei Engen besiegt, und obgleich von den Bajern aufs Treffliche unterstüzt, muß sich Kray zurückziehen; Buonaparte führt seine Armeen über die höchsten Alpen, die Schlacht von Marengo entscheidet zum Vortheile der Franzosen in Italien. Melas sieht sich zu einem Waffenstillstande genöthigt, auch Moreau und Kray schließen einen solchen bei Parsdorf. Die Friedens-Unterhandlungen werden wieder abgebrochen, aber die Schlacht bei Hohenlinden führt den Frieden von Lüneville herbei.

Bajern konnte nach diesem Frieden, da es 114¾ □ Meilen Landes gewonnen hatte, um so wirksamer innere Einrichtungen zu Stande bringen, welche fähig waren, eine bessere Zukunft zu rufen und dem ermatteten Volke die Segnungen des Friedens zu verleihen. Wie die Regirung diese Aufgabe, ob gut oder schlecht, löste, haben wir in größeren Umrissen kennen gelernt.

Mißfällig sahen wir die Klöster aufgehoben. Wir bedauerten, daß solche, durch die Zeit ehrwürdige und nicht selten auch für das Volk sehr nüzliche Institute auf den Wink einer bis zur Wuth neuerungssüchtigen Zeit fielen; wir bedauerten, daß ihre Ruinen dem Staatssärare so wenig Nuzen gebracht haben. Aber mit Dank erkannten wir die Anordnungen der Regirung in Beziehung auf die Läuterung formeller Religionsverhältnisse. Wir sahen, wie die Kultur des Landes unter den weisen Händen einer einfachen Administrazion wuchs; mit Vergnügen bemerkten wir die Organisazion der Polizei zur Herstellung der inneren Ruhe des Landes, zur Sicherung des Eigenthumes und der Personen. Freudig überraschte uns die Begründung einer unabhängigen Justiz, die leider auf den Blättern der teutschen Geschichte so selten zu finden ist, ebenso die Organisazion der Ministerien und übrigen Stellen und Behörden. Frohe Hoffnungen erregten in uns die Bemühungen der Regirung zur Hebung des Handels, mit ehrender Anerkennung begrüßten wir so manche gemeinnüzige Anstalt, deren Förderung den Wittelsbachern ohnehin immer angelegen war. Die

Zeit lieferte uns auch den Beweis, daß Bajern selbst im Militärwesen vor anderen Völkern nicht zurückbleiben wolle und werde. Kurz wir bemerkten, daß die Regirung von tüchtigen und patriotischen Männern geleitet wurde. Daß die Zeitereignisse selbst manchen störenden Einfluß auch auf Bajern übten, war nicht zu vermeiden. Napoleon hielt die raschen Zügel des beginnenden Jahrhunderts in seiner kräftigen Faust. Er wurde bald von den wankelmüthigen Enkeln der Gallier zum Kaiser, von den feigen Italienern zum Könige erklärt. Der neue Kaiser und König scheute sich nicht, die Bestimmungen des Lüneviller Friedens oft und bedeutend zu verlezen. Es entstand die dritte Coalizion und ein neuer Krieg. Die Schlacht von Ulm und die Schlacht von Austerliz haben dem Helden von Marengo neue Lorbeeren gesichert, und der Preßburger Friede hat Oesterreichs Macht auf überraschende Weise gebrochen. Bajern wurde durch ihn bedeutend größer, aber in jenen Zeiten der Kriege und Eroberungssucht war alle Ländererwerbung provisorisch. Neue Kämpfe stehen bevor und sie hören nicht auf, bis die vereinte Kraft der teutschen Völker den in seiner Herrschsucht unersättlichen Eroberer niederwirft. Wir gehen auf einen neuen Zeitabschnitt in unserer vaterländischen Geschichte über, auf eine Periode, wo uns Napoleon den Churfürsten Max als König begrüssen läßt, aber auch auf neue Kriege, neuen Ruhm und neue Nachtheile.

Viertes Kapitel.

Von Wiederherstellung der bajerischen Königswürde bis zur Proklamirung einer Konstituzion.

1806 — 1818.

Ringe, Teutscher! nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit.
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung.

Schiller.

§. 319.

Maximilian Joseph I., König von Bajern.

Damals, als die Geschichte uns die ersten Blicke in die bajobarische Zeit senden ließ, damals, als die Agilolfinger in Regensburg walteten, da treffen wir einen Fürsten mit dem Titel eines bajobarischen Königs; es war Garibald I. Zwölfhundert Jahre sind seitdem in den Strom der Zeiten hinabgerauscht, und wir haben keinen einheimischen König mehr gehabt. Zwar nennt uns die Geschichte einige Karolinger als solche, aber wir haben sie kaum gesehen, so sind sie verschwunden. Wir wissen, daß auf den Trümmern einer einheimischen Dynastie die Franken in unser Vaterland gedrungen sind und dasselbe usurpirten. Herzoge und Churfürsten sind unseren staunenden Blicken vorübergeschwebt, und wir sahen keinen König; da kam wieder ein Franke und gab uns einen solchen. Wunderbar, daß gerade ein Franke dasjenige wiedergab, was ein anderer genommen hatte. Der Friede von Preßburg erhob, wie wir wissen, Ba-

jern und Würtemberg zu Königreichen. Und es war der Neujahrstag von 1806, als am Morgen nach 10 Uhr der Landesherold J. Stürzer von einer Abtheilung prächtig uniformirter bürgerlicher Cavallerie begleitet durch die Strassen der Hauptstadt einherritt und unter Trompeten- und Paucken-Schall, während alles Volk jauchzte, folgende Proklamazion öffentlich ausrief:

„Da durch die Vorsehung Gottes es dahin gediehen ist,
„daß die Würde und das Ansehen des Herrschers in
„Bajern seinen alten Glanz und seine vorige Höhe zur
„Wohlfahrt des Volkes und zum Flor des Landes wie-
„dererreicht, so wird der Allerdurchlauchtigste und Groß-
„mächtigste Fürst und Herr, Herr Maximilian Joseph,
„als König von Bajern und allen dazu gehörigen Län-
„dern hiemit feierlichst ausgerufen, und dieses allen sei-
„nen Völkern kund und zu wissen gemacht."

„Lange und glücklich lebe Maximilian Joseph, unser
„allergnädigster König!"

„Lange und glücklich lebe Karoline, unsere allergnä-
„digste Königin!"

So geschehen und verkündet in der königlichen Haupt- und Residenzstadt München, am ersten Tage des Jahres eintausend achthundert und sechs.

So war denn die Königswürde in Bajern wieder hergestellt. Napoleon selbst befand sich innerhalb den Mauern München's sammt seiner Gemalin Josephine, als die Proklamazion abgerufen wurde, und der Neujahrstag von 1806 ist wohl einer der wichtigsten in der ganzen bajerischen Geschichte.

Abends war die ganze Hauptstadt beleuchtet, und die kaiserlichen wie die königlichen Majestäten hörten ein großes Conzert bei Hofe an. Alles jubelte und jauchzte; nur Napoleon blieb unter dem Volke ernst und majestätisch, wie der Mond über den von dem Winde da und dorthin getriebenen Wolken.

§. 320.

Festliche Vermählung des Vicekönigs Eugen mit der königlichen Prinzessin Auguste Amalie Louise.

Wie in München, so wechselten in ganz Bajern Feste auf Feste, Volksaufzüge auf Beleuchtung, Bälle auf Feuerwerke; überall Jubel, und wie ein öffentliches Blatt der damaligen Zeit bemerkt, ein wahrer Freudensturm hatte sich der Gemüther bemächtigt. Wenn nur in diesen Becher des reinsten nazionalen Vergnügens nicht auch mancher Tropfen von Drangsalen und sonstigen durch die militärischen Durchzüge verursachten Bitterkeiten geflossen wäre! Jedoch das Volk im Ganzen vergaß seine Mühen, als es wußte, daß jede Anstrengung dem erhöhten Glanze seines Königshauses galt.

Um nun das bajerische Staatsinteresse noch inniger an das Interesse Kaisers Napoleon zu binden, beschloß dieser, seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais, welcher bereits zum kaiserlichen Prinzen und Vicekönig von Italien erhoben war, mit der ältesten Tochter des neuen Königs, Auguste Amalie Louise, zu vermählen. Die Vermählung wurde Dienstag den 14. Jäner 1806 in der königl. Hofkapelle der Residenz vollzogen, ein Fest seltener und merkwürdiger Art. Zubereitungen zu dieser Feier waren schon mehrere Tage vorher getroffen. Vier Abtheilungen des Bürgermilitärs hatten sich mit ihren vortrefflichen Musikbanden an der königlichen Residenz aufgestellt, und alle Zugänge zu derselben waren mit kaiserlicher Garde besezt. Abends um 7 Uhr dröhnten die Kanonen, und tönten alle Glocken der Stadt. Kaiser Napoleon und die Kaiserin Josephine, König Max und die Königin Karoline sammt ihrem beiderseitigen Hofstaate begaben sich in die Hofkapelle. Die Kaiserin Josephine und die Königin Karoline führten die königliche Braut, und der Kaiser Napoleon und König Max führten den königlichen Bräutigam zu dem Altare. Die heilige Handlung der Vermählung wurde von dem Churfürsten Erzkanzler Dalberg unter dem Beistande seiner Metropolitan-Geistlichkeit vollzogen. Die ganze Feierlichkeit begeisterte zur höchsten Rührung und Erbauung.

Während dieser, in den Annalen der Münchner wie der bajerischen Geschichte höchst merkwürdige Akt vollzogen wurde, veranstaltete die Hauptstadt selbst eine Beleuchtung, welche einen noch nie gesehenen Grad von Festlichkeit und Patriotismus erreicht hat. Das Landschaftsgebäude war mit herrlich gezeichneten Transparenten und mit den prächtig dekorirten sechs Namen *N. J. M. C. E. A.* in Brillantfeuer geschmückt. Das Rathhaus, welches wie ein Feentempel aussah, trug an seiner Stirne die Namen *A.* und *E.*, und unter diesen die Worte: Corona virtuti, ausserdem vorzügliche allegorische Gemälde in röthlichtem Grunde.

Ausgezeichnet waren noch die Mauthalle, dann das königliche Erziehungsinstitut, der weit in die Ferne strahlende St. Petersthurm, das bis in seine innersten Tiefen perspektivisch erleuchtete Seligmannische Gebäude, der gräfl. Preisingische Pallast, nebst den gräflich Tattenbachischem und Töringischem, die Gebäude des Paradeplazes und der beiden Prannersgassen, worunter das Hiltlische Meubelmagazin sich auszeichnete, viele Gebäude der Herren Weingastgeber und Kaufleute, alle vier Hauptthore der Stadt, die Hauptwache, und vor Allem der durchaus mit Lampenfeuer übergossene Kaiserhof der Residenz, in dessen Mitte ein prächtiger beleuchteter Obelisk hoch in die Luft strahlte, zogen die Bewunderung aller Fremden und Einwohner an sich. Selbst die königliche Akademie der Wissenschaften trug die Inschrift:

„Ecce! nova progenies coelo demittitur alto.“
„Fortes creantur fortibus.“
(Sieh der erhabene Himmel entsendet uns neue Geschlechter!)
(Hohes entkeimet dem Hohen allein.)

Wir haben mitten im Getümmel des Krieges und seiner Folgen eine ausführlichere Beschreibung jener eminenten Festlichkeiten deswegen geben wollen, damit der Leser den großen Kaiser und die ihm von seinem Bundesgenossen erwiesenen hohen Ehren später besser mit den kommenden Schicksalen des Mannes zu vergleichen vermag.

Am 21. Jäner zog der Vicekönig Eugen mit seiner Neuvermählten nach Italien zurück.

§. 321.

Organisirung neu erworbener Landestheile Bajerns nach dem Preßburger Frieden.

Kaiser Napoleon hatte, wie wir sahen, seinen Bundesgenossen Bajern im Preßburger Frieden nicht vergessen. Mächtiger stand jezt das Vaterland in der Reihe teutscher Staaten. Ansbach wurde von Bernadotte für Bajern besezt, und am 20. Mai hielt der neue Regirungspräsident und Generalkommissär, Graf von Thürheim, seinen Einzug in die Provinzialhauptstadt. Graf von Arko hatte Tirol und die Vorarlbergischen Herrschaften zur Verwaltung bekommen, Graf von Tassis Eichstädt und Freiherr von Fraunberg Passau. Eichstädt wurde in vier, Vorarlberg in sieben, Tirol in vierundzwanzig Landgerichte und sechs Kreisämter eingetheilt. Und nun wurden Beamte in Menge versorgt, gewöhnlich junge Leute, die kaum die Universität vollendet hatten und ohne alle Menschenkenntniß glaubten, ihre Untergebenen müßten sich ihren Brausekopfen nach Laune fügen. Die Folgen dieses Verfahrens blieben nicht aus.

§. 322.

Der Rheinbund.

Um Napoleon und seinen Willen drehte sich die ganze Zeit. Der Kaiser durfte winken, und seine Winke wurden von seinen Königen befolgt. So herrscht das gewaltige Genie über die Kleinlichkeiten der Menschen. Weil der König von Neapel durch seine österreichische Gemalin verleitet den russisch-englischen Truppen eine Landung zugestanden hatte, gefährdete der mächtige Kaiser die Existenz des kleinen Königs. Er schickte seinen Bruder Joseph Buonaparte mit einem französischen Heere nach Italien und

und ließ denselben zum erblichen König beider Sizilien erklären. Die Russen und Engländer mußten sich auf die Insel Sizilien zurückziehen. Also war auch Neapel sammt seinem Gebiete für eine französische Provinz erklärt, da Napoleon über alle Prinzen seines Hauses die Obervormundschaft führte. Seinen Bruder Ludwig machte der Kaiser zum Könige von Holland.

Vorläufig war also das Uebergewicht Frankreichs über den europäischen Continent vollkommen entschieden. Eugen und Joseph in Italien, Ludwig in Holland, die mit Kronen und Ländern in Südteutschland beschenkten Fürsten — was wollte Napoleon mehr? Er blieb nicht stehen. Die Weltherrschaft, meinte der kleine Mann, gebühre seinem kräftigen Arme. Der willfährige Senat in Paris hatte ihm ja ohnehin schon den Beinamen „der Große" gegeben, und die Welt wagte es nicht, diesen Namen zu bestreiten. Napoleon der Grosse, in der sicheren Ahnung, er werde zu Gunsten seiner Familie noch über mehr als eine Krone disponiren, erließ demnach ein kaiserliches Familienstatut, worin er sich und alle folgenden französischen Kaiser zu Oberhäuptern aller übrigen Familienglieder erklärte. Dadurch waren Italien und Holland schon vollkommen unter seine Botmässigkeit gebracht.

Um seine Herrschaft auf dieselbe Weise aber auch im Inneren zu bevestigen, entfernte er und sein unermüdlicher Fouché alle Erinnerungen an die frühere Republik. Der republikanische Kalender wurde abgeschaft, der gregorianische aber wieder eingeführt. Alle Schulen wurden militärisch organisirt; die Zahl der Zeitungen wurde beschränkt und die strengste Censur über alle politischen Werke angeordnet, während der Moniteur mit schaamloser Frechheit behauptete, in Frankreich existire gar keine Censur. Das waren Menschen! Die Religion wurde, als Dienerin der Gewalt und Begünstigerin derselben, auf alle Weise unterstüzt. Festtage wurden eine Menge angeordnet; vorzüglich feierlich begieng man den Geburtstag des großen Kaisers. Ein neuer Katechismus behauptete, der Kaiser sei der Statthalter Gottes auf Erden, und wer dem Kaiser diene, der diene auch Gott; die Waffen für Napoleon zu tragen, sei die erste Pflicht

des guten Bürgers. Sogar die Juden wollte der freisinnige Selbstherrscher emanzipiren, und zu diesem Zwecke wurde ein großes Sauhedrin in Paris gehalten. Napoleon war ja auch in Egypten ein guter Mohamedaner gewesen, mit derselben Leichtigkeit konnte er auch Christ und Jude sein. In der kürzesten Zeit das Größte zu leisten, war die Aufgabe Napoleons. Er löste sie wie Keiner vor ihm und vielleicht höchst selten Einer nach ihm. Sein scharfes Auge sah auf das unglückliche Preussen, unglücklich und dem Verderben entgegen eilend durch seine unentschlossene Politik.

Um gegen dieses zweideutige Kabinet in Südteutschland einen vesten Hebepunkt zu haben, dachte Napoleon an die Schöpfung eines Rheinbundes, dessen Protektor er allenfalls werden könnte. Woran aber ein Napoleon dachte, das war auch schon beinahe ausgeführt; denn der Mann hätte eben so gut eine große Kirchenversammlung halten können, als er ein Sanhedrin halten ließ. Die Welt hätte gestuzt, aber sie würde dem großen Kaiser gewiß gehorsam gewesen sein. Nachdem nun die Fürsten so ziemlich an das indirekte Joch Napoleons gewohnt waren, die Franzosen aber in dem Ruhme des Mannes auch ihre nazionale Größe zu finden glaubten; schuf Napoleon den rheinischen Bund. Das teutsche Reich wurde aufgelöst, zu Boden geworfen von einem Frankenbeherrscher, da es ehemals von einem solchen gegründet worden war. Mürbe und sterbend lag es längst in den Händen der Habsburger. Napoleon blies ihm das wenige Lebenslicht noch vollends aus.

Am 12. Juli 1806 wurde der Rheinbund in Paris geschlossen. Sechzehn meistens südteutsche Fürsten waren unter dem Protektorate Napoleons die Gründer desselben. Die Akten blieben noch offen für solche, die etwa noch beitreten mochten. Bajern, Würtemberg, der Churerzkanzler von Dalberg, der Churfürst von Baden, der Herzog von Cleve und Berg, der Landgraf von Darmstadt; Nassau, Weilburg und Usingen, Hohenzollern Hechingen und Sigmaringen, Salm und Salm Kyburg, Isenburg, Birstein, Lichtenstein, Aremberg und der Graf von der Leyen traten mit aller Willfährigkeit dem Bunde bei. Alle

Titel, die sie bisher als Reichsfürsten besassen, mußten abgelegt werden.

So nannte sich der Churerzkanzler von Dalberg Fürst Primas, der Churfürst von Baden, so wie der Landgraf von Hessen-Darmstadt Großherzoge, der Fürst von Nassau Herzog, der Graf von der Leyen Fürst. Alle diese von dem teutschen Reiche losgerissenen Mitglieder des neuen rheinischen Bundes mußten durch Gesandte an einem Bundestage in Frankfurt ihre gemeinschaftlichen Interessen berathen lassen. Der Bundestag sollte sich in zwei Kollegien, in das der Fürsten und das der Könige theilen. Jedes Bundesglied war verpflichtet, die Souveränetät innerhalb seiner Gränzen unabhängig von einer anderen Macht zu üben. Alle Bundesglieder aber mußten ein unbedingtes Bündniß mit Frankreich zu jedem Kriege auf dem vesten Lande eingehen. Der Bund war verpflichtet, 63,000 Mann, Frankreich aber 200,000 zu liefern. Augsburg und Lindau wurden zu Waffenplätzen des Bundes bezeichnet. Der Kaiser der Franzosen wurde zum Protektor des Bundes ernannt, Fürst Primas aber erhielt die Präsidenten-Stelle am Bundestage selbst. Die Ernennung seines Nachfolgers wurde in die Hände Napoleons gelegt.

Für die Bundesglieder gab es also von nun an keinen teutschen Kaiser mehr. Am 16. Juli 1806 bestätigte Napoleon den Rheinbund und erklärte sich förmlich zu seinem Beschüzer. Zur Abrundung der einzelnen Bundessouveränetäten wurden Gebietsaustauschungen vorgenommen, bei welcher Gelegenheit der König von Bajern die Reichsstadt Nürnberg sammt ihrem Gebiete, und die Teutsch-Ordenskommenden Rohr und Waldstätten erhielt. Ferner empfingen alle Mitglieder des Bundes die vollkommene Souveränetät über fremde in ihren Gebieten gelegene Besizungen. Bajern erhielt somit das Oberhoheitsrecht über das Fürstenthum Schwarzenberg, die Grafschaft Castell, die Herrschaften Speckfeld und Wiesentheid, das Fürstenthum Hohenlohe, nemlich die Oberämter Schillingsfürst und Kirchberg, die Grafschaft Sternstein, das Fürstenthum Oettingen, die Ländereien des Fürsten von Thurn und Taxis, die Grafschaft Edelstetten, über die Besizungen der Fürsten und Grafen

von Fugger, über die Burggrafschaft Winterrieden, die Herrschaften Burheim und Thanhausen und endlich die Oberhoheit über die ganze Heerstrasse von Memmingen nach Lindau. Den mediatisirten Fürsten und Grafen blieben alle jene Rechte, die nicht unmittelbar zur Oberhoheit gehörten, also die Patrimonialrechte, die Privatvermögensrechte, alle Domänen, die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit u. s. w. Bajern insbesondere mußte für den Rheinbund 30,000 Mann unter Waffen stellen.

§. 323.

Das Ende des teutschen Reiches.

Am 1. August 1806 übergab der Churerzkanzler, nun Fürst Primas, an die Diktatur des teutschen Reiches die Note des französischen Gesandten Bacher, worin es heißt: die Könige von Bajern und Würtemberg, dann die anderen schon oben benannten souveränen Fürsten des südlichen und westlichen Teutschlands haben aufgehört, Stände des Reiches zu sein. Durch den Frieden von Preßburg und die Allianz der genannten Höfe mit Frankreich seien die politischen Verhältnisse dieser Fürsten zum teutschen Reiche so drückend geworden, daß es nothwendig werden mußte, aus diesem unseligen Zustande herauszutreten. Frankreich beabsichtige durch die Conföderazion des rheinischen Bundes nichts weiter, als den Frieden zu erhalten und den Forderungen der Zeit ein Opfer zu bringen. Seit langer Zeit hätten allerlei Erschütterungen, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert sich mehrten, die teutsche Verfassung so tief herabgebracht, daß nur ihr Schatten mehr übrig wäre. Die Zeit hätte alle Verhältnisse von Grösse und Macht verändert, welche ursprünglich zwischen den verschiedenen Gliedern dieses Landes im Ganzen und theilweise herrschten. Der Reichstag hörte auf, einen eigenen Willen zu haben. Die Beschlüsse der höchsten Reichsgerichte wären unausführbar geworden. Alles zeige eine so große Schwäche, daß die gemeinschaftliche Föderazion Niemanden mehr eine Garantie leiste, und unter den Mächtigen

nur der Zunder zur Uneinigkeit und Zwietracht wäre. Die Erfolge der drei Coalizionen hätten diesen Stand der Schwäche auf das Höchste gebracht. Eine Churwürde sei durch die Wiedervereinigung Hannovers mit Preussen zu Grunde gegangen. Ein König in Norden habe eine Reichsprovinz seinen anderen Staaten einverleibt. Der Preßburger Traktat habe ihren Majestäten den Königen von Bajern und Würtemberg und dem Churfürsten von Baden volle Souveränetät eingeräumt, eine Prärogative, welche die übrigen Churfürsten ohne Zweifel ebenfalls für sich erkennen würden, und zwar mit Grund, denn diese Prärogative lasse sich reklamiren, aber sie vertrage sich weder mit dem Buchstaben noch mit dem Geiste der Reichsverfassung. Der Kaiser Napoleon erkennt daher die teutsche Konstituzion nicht mehr an, sondern tritt mit den neuen souveränen Fürsten in jene Verhältnisse, in denen er schon mit anderen unabhängigen Mächten von Europa steht. Der Kaiser und König nimmt von nun an den Titel Protektor der rheinischen Conföderazion an, und das Alles nur aus Liebe zum Frieden. Ferner erklären Seine Majestät, die Gränzen Frankreichs niemals über den Rhein hinaus erweitern zu wollen.

Mit dieser Note des französischen Gesandten wurde zugleich eine Erklärung der rheinischen Bundesglieder abgegeben, worin es heißt: daß die teutsche Reichsverfassung ohnehin schon der That nach aufgelöset sei. Es gebe kein gemeinschaftliches Vaterland und Interesse mehr; Reichskrieg und Reichsfriede seien Worte ohne Sinn; vergeblich suche man Teutschland mitten im teutschen Reichskörper, schon seit langer Zeit gebe es Separatkriege und Separatfrieden. Das System des teutschen Reiches sei besonders durch die lezten Ereignisse gänzlich zersplittert, und um nicht den leeren Schein einer erloschenen Verfassung beizubehalten, hätten sie es im Gegentheile ihrer Würde und der Einheit ihrer Zwecke angemessener geglaubt, ihren Entschluß, vom teutschen Reiche sich zu trennen, offen und frei abzugeben.

Somit war denn ein tausendjähriges Gebäude auf den Wink eines Eroberers gänzlich umgestürzt. Um aber auch von Seite des Kaisers zur Auflösung des teutschen Reichskörpers

alles Mögliche beizutragen, wurde am 6. August von Franz II. folgende allerhöchste Entschliessung gefaßt und abgegeben:

Nach dem Abschlusse des Preßburger Friedens sei die ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt des teutschen Kaisers dahin gerichtet gewesen, allen Verpflichtungen, die er dadurch eingegangen hatte, mit gewohnter Treue und Gewissenhaftigkeit auf das Vollkommenste Genüge zu leisten, und die Segnungen des Friedens seinen Völkern zu erhalten, die glücklich wieder hergestellten friedlichen Verhältnisse allenthalben zu bevestigen, und zu erwarten, ob die durch diesen Frieden herbeigeführten wesentlichen Veränderungen im teutschen Reiche es ihm ferner möglich machen würden, die schweren Pflichten eines Reichsoberhauptes zu erfüllen; das sei nun durch die Folgerungen aus dem Preßburger Frieden, so wie durch die rheinische Konföderazion gänzlich unmöglich geworden; demnach erkläre er das Band zwischen ihm und dem teutschen Reiche aufgelöst, die Kaiserkrone niedergelegt, die Churfürsten, Fürsten und Stände aber und alle Reichsangehörigen, insbesondere die Mitglieder der höchsten Reichsgerichte und die übrige Reichsdienerschaft ihrer Pflichten gegen ihn, als ihr gesezliches Oberhaupt, entbunden. In einem Nachtrage empfahl der Kaiser den teutschen Reichsständen noch die Sorge des gesammten Reichsdienerschaftpersonals.

§. 324.

Der preussisch-französische Krieg bis zum Frieden von Tilsit.

Der Krieg war nach dem Preßburger Frieden geendet, aber die Hoffnung auf einen neuen wurde von Tag zu Tag klarer. Preussen hatte nicht umsonst wie eine Macht ersten Ranges gesprochen, als Napoleon durch das neutrale Gebiet von Ansbach gezogen war. Wir haben oben schon gesehen, wie Napoleon den Freiherrn von Haugwiz abzufertigen wußte. Der König von Preussen befand sich in der traurigen Alternative, einen

Krieg zu führen, vielleicht seine ganze politische Existenz aufs Spiel zu sezen, oder einen Raub zu begehen, vielleicht auch in einen Krieg mit England zu gerathen. Dahin war es mit Preussen durch eine, man darf wohl sagen, thörichte Politik gekommen.

Um nun auf der einen Seite den Krieg mit Frankreich und seinen Bundesgenossen zu vermeiden, auf der anderen aber den Glauben auf preussische Rechtlichkeit nicht aufs Spiel zu sezen oder zulezt gar seine Industrie und seinen Handel durch einen Krieg mit England zu gefährden und zu vernichten, wurde der Wiener Vertrag dahin abgeändert, daß Hannover gegen Ansbach, Cleve und Neuschatel nur ausgetauscht würde, wenn Kaiser Napoleon die Abtretung Hannovers im Frieden bewirkt habe; jezt werde Preussen Hannover blos militärisch besezen. Der Vertrag wurde von Napoleon stillschweigend gelesen, und man wußte nicht, ob er denselben gebilligt habe oder nicht. Preussen besezte daher Hannover militärisch, und Napoleon erklärte, als die Truppen in ihre Standquartiere zurückgekehrt waren, der Wienervertrag sei verlezt, Bajern habe daher nicht nöthig, das preussische Baireuth zu vergrößern, sondern wenn Preussen Frieden haben wolle, so müsse es die Mündungen aller seiner Flüsse in die Nordsee sperren.

Preussen nahm auch diesen Vertrag an, besezte Hannover als ein ihm nach Eroberungsrechten zugefallenes Land, gab ihm eine preussische Verfassung, sperrte den Engländern alle seine Häfen, duldete, daß Ansbach an Bajern, Neuchatel und Cleve aber an Frankreich fielen, kurz es hatte dem grossen Kaiser der Franzosen seine ganze politische Schwäche gezeigt. England erklärte dem Entwender seines Churfürstenthums Hannover am 11. Juni 1806 den Krieg. Preussen war aber von allen Mächten verlassen, nur an Rußland, welches nach dem Frieden von Preßburg noch im Kriege mit Frankreich geblieben war, glaubte es einen Bundesgenossen zu finden. Es wurden daher Unterhandlungen mit dem Kabinette von Petersburg gepflogen und die preussische Armee nach und nach völlig auf den Kriegsfuß gesezt.

Während dieß geschah, vernichtete Napoleon, wie wir oben hörten, das teutsche Reich und erwarb sich eine Menge Bundesgenossen, wodurch der Krieg mit Preussen nur noch näher hergezogen wurde. Jedoch fürchtete man sich vor dem grossen Eroberer so sehr und hatte so wenig Vertrauen auf die militärische und moralische Kraft der teutschen Völker gegen Napoleon, daß man vor der Hand noch im August 1806 von Seite Rußlands und Englands mit dem Kabinete der Tuillerien Friedensunterhandlungen pflog, die sich jedoch bald zerschlugen. Preussen hatte aber aus diesen Unterhandlungen erfahren, daß Napoleon den Engländern das ihm schon abgetretene Hannover neuerdings versprochen habe. Ein solches treuloses Benehmen erbitterte den König Friedrich Wilhelm auf gerechte Weise, und der Krieg wurde von Preussen an Frankreich erklärt.

Napoleon kam dieser Kriegserklärung mit Freude entgegen, Rußland neigte sich auf die preussische Seite, England endete den Krieg, mit Schweden wurde ein Bündniß geschlossen, und Preussen schien dadurch der französischen Macht einigermassen gewachsen zu sein. Allein in Frankreich wurden die Kriegsanstalten auch auf das Lebhafteste betrieben, und der Rheinbund wurde aufgefordert, seine Kontingente auszurüsten. Am 25. September 1806 reiste Napoleon von Paris ab, und noch am 27. gab sich der preussische General Knobelsdorf Mühe, als Napoleon den Rhein überschritt, den abgebrochenen Frieden wieder herzustellen; allein Napoleon verwieß den Unterhändler auf den 8. Oktober, der werde das Ultimatum geben, und an diesem Tage begann der Krieg. In drei Abtheilungen brach das französische Heer gegen Preussen auf. Der rechte Flügel unter Soult und Ney, bei denen auch mehrere Bajern waren, zog von Nürnberg und Bamberg aus gegen Hof; der linke Flügel unter Lannes und Augereau über Schweinfurt und Koburg nach Saalfeld, das Centrum über Kronach nach Gera; bei diesem befand sich Napoleon mit seinen Garden, Bernadotte, Davoust und Murat. Die ganze confoderirte Armee war begeistert und zum Voraus des Sieges gewiß.

Nicht so vortheilhaft gestalteten sich die Auspizien für die

Preussen; denn sie standen sieggewohnten Heeren allein gegenüber. Zudem waren die Franzosen und Conföderirten an Anzahl weit stärker, als die Preussen; England konnte auf dem vesten Lande wenig nüzen, Rußland aber hatte seine Truppen nicht schnell genug zu Hilfe geschickt, mit einem Worte, um die preussische Monarchie stand es schlimm. Napoleon war am 2. Oktober in Würzburg, am 6. in Bamberg angekommen, wo er die Truppen durch feurige Reden und Proklamazionen begeisterte.

Die Generäle Mazanelli und Minucci befehligten die Bajern, welche aus 3 Infanterie-, 3 Cavallerieregimentern und 2 leichten Bataillons bestanden. Diese zogen sich zu eben jener Zeit über Nürnberg nach Baireuth gegen den rechten französischen Flügel hin. Die Preussen hätten nun, um ihre Magazine zu schüzen, einzelne Heereshaufen ihrer Feinde überwältigen sollen; das thaten sie nicht, und die Folge war ihre gänzliche Besiegung. Sie glaubten, Napoleon gehe vertheidigungsweise zu Werk, wo er angriffsweise verfuhr. In dem Gefechte bei Schleiz am 9. und in dem Treffen bei Saalfeld am 10. Oktober wurden die Preussen geschlagen. In dem Lezteren fiel der Prinz Ludwig Ferdinand von Preussen, und durch diese beiden Siege war die Armee des Königs auf ihrem linken Flügel umgangen. Schon begab sie sich auf den Rückzug; allein am 14. Oktober standen die Heere beider Mächte bei Jena sich gegenüber. Die Franzosen waren von Muth und Vertrauen beseelt zu weiteren Siegen; bei den Preussen herrschte Mangel und bange Verwirrung. Davoust und Augereau behaupteten ihre Stellungen bei Naumburg und Kahla, Lannes rückte nach Jena, Murat zog durch Naumburg zu dem Mitteltreffen, Ney nach Roda, Bernadotte gegen Dornburg, Napoleon selbst nach Jena.

Es war am 14. Oktober 1806, als Napoleon gegen 2 Uhr Morgens aufstand und einen Weg besichtigte, welchen er im Rauthale in einen Felsen zur Transportirung des schweren Geschüzes hatte hauen lassen. Gegen Morgen umhüllte dichter Nebel das Schlachtfeld. Die Schlacht begann. Bei Auerstädt

kämpfte der Herzog von Braunschweig an der Seite seines Königs gegen Davoust, bei Jena Hohenlohe und Richel gegen Napoleon. Der Herzog von Braunschweig fiel schon beim Beginne der Schlacht, durch seinen Tod ergriff das ganze Heer Verwirrung. Die Preussen zogen sich zurück, und bald war die ganze Armee in wilder Flucht. Mehr als 20,000 Mann wurden getödtet oder verwundet, 30,000 gefangen und 200 Kanonen erobert. Das war aber nicht alles. Schon am 15. Oktober kapitulirte Erfurt, und aufs Neue wurden 14,000 Preussen gefangen, unter denen sich der Prinz von Oranien und der verwundete Feldmarschall Möllendorf sammt 120 Kanonen befanden.

Die einzelnen geschlagenen Heereshaufen zogen nun gegen Magdeburg, wurden aber grösstentheils vernichtet. Ney zog fliegenden Marsches gegen jene Vestung, Davoust und Lannes gegen Berlin, und am 27. Oktober 1806 hielt Napoleon seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt des Königs von Preussen. Es war Mittags zwischen 10 und 11 Uhr, als der grosse Kaiser, von allen seinen Adjutanten und den Offizieren seines Generalstabes umgeben, durch die Strassen der Stadt auf den Markt zog. Murat und Soult drangen weiter den flüchtigen Preussen auf dem Fusse nach, und am 28. Okt. wurde Stettin mit 17,000 Mann zur Kapitulazion gezwungen, und 6,000 Mann Reiterei ergaben sich bei Pasewalk.

Blücher zog sich gegen Meklenburg und kam endlich überall verfolgt bis Lübek; diese Stadt wurde aber mit Sturm genommen, und Blücher war gezwungen, sich mit seinen noch übrigen 10,000 Mann und einigen anderen Abtheilungen dem weit überlegenen Feinde zu ergeben. Mit gleichem Glücke und gleicher Schnelligkeit wurde am 25. Spandau zur Uebergabe gezwungen, am 26. Stettin, am 29. Küstrin, und neun Tage später, am 8. November, Magdeburg mit 20,000 Mann Besazung, am 19. November Hameln, am 25. Nienburg und die Veste Plassenburg bei Kulmbach.

So war binnen einer Zeit von anderthalb Monaten fast die ganze preussische Monarchie von den Franzosen erobert. Neun

Millionen Menschen mehr gehorchten nach der Schlacht bei Jena dem französischen Kaiser. Derselbe theilte das gewonnene Land in vier Departements, stellte sie unter die Oberaufsicht eines Generalintendanten und ließ sich alle öffentlichen Beamten verpflichten. Am 9. Nov. forderte der Sieger von den Besiegten eine Kriegskontribuzion von 160 Millionen Franks.

Sachsen schloß mit Frankreich einen Separatfrieden gegen das Versprechen, im gegenwärtigen Kriege 6,000 und als neues Mitglied des Rheinbundes künftig 20,000 Mann Hilfstruppen zu liefern, dafür wurde der Churfürst zum Könige gemacht und die neue Würde in der lezten Woche des Dezembers 1806 durch ganz Sachsen feierlichst proklamirt. Die kleinen sächsischen Fürsten mußten, wenn sie nicht vernichtet werden wollten, ohnehin dem Rheinbunde beitreten. Diesen Beitritt erklärten auch die Fürsten von Anhalt, Schaumburg, Lippe, Detmold, Schwarzburg und Waldeck. Der Herzog von Braunschweig und der Prinz von Oranien wurden abgesezt. Der neutrale Churfürst von Hessen wurde aus seiner Residenz Kassel und aus seinem Lande gejagt. Hannover wurde militärisch besezt, ebenso Hamburg, Lübek und Bremen, mit einem Worte, ausser Holstein lag ganz Nordteutschland in den Händen des Kaisers. Und nun wurde aller Verkehr mit England verboten, alle englischen Unterthanen in Teutschland für Kriegsgefangene und alles Eigenthum derselben in diesem Lande für gute Prise erklärt. Hierauf ließ Napoleon einen Aufruf zur Revoluzion gegen die Preussen und Russen an die Polen ergehen. Schon in der zweiten Hälfte des Novembers war eine revoluzionäre Konföderazion gegründet, und im Taumel des Sieges nach allen Seiten verweigerte Napoleon alle Friedensbedingungen. Preussen oder vielmehr sein unglücklicher König mußten sich also lediglich auf russische Hilfe verlassen; aber die Kräfte dieser Macht wurden nun in einem Doppelkriege getheilt.

Napoleon hatte nehmlich die Pforte zum Kriege gegen Rußland gereizt, aber am 24. Nov. 1806 erklärte Kaiser Alexander an Napoleon den Krieg. Die Russen wurden in dem ersten Treffen in Polen geschlagen und zogen sich über die Weich-

sel bis an den Bug zurück, um Verstärkungen aus dem Inneren Rußlands zu erwarten. Da Napoleon den Polen ihre Unabhängigkeit versprochen hatte, so waffneten sich diese allgemein, und die Russen näherten sich Warschau. Allein, wenn auch die Franzosen in einzelnen Gefechten siegten, so merkten sie doch im Ganzen, daß sie hier keine Preussen vor sich hätten. Ein Gefecht war mörderischer als das andere, und keines entschied. Die Preussen kämpften mit Verzweiflung, die Russen als geborne Krieger.

Zulezt hatte auch die Schlacht bei Pultusk am 26. Dezember zu nichts weiter geführt, als daß beide Theile ermüdeten, Russen und Preussen sich an den Niemen zurückzogen, und Napoleon seine Stellungen an der Weichsel behauptete. Der Krieg hörte auf dieser Seite wegen Erschöpfung beider Theile eine Zeitlang auf. Aber erfolgreich war der Kampf gegen die Preussen in Schlesien geführt worden. Napoleon hatte dorthin seinen Bruder Hieronymns größten Theils mit den Truppen des Rheinbundes mit Bajern und Würtembergern geschickt. Die Bajern waren über Dresden unter den Befehlen der Generäle Mezanelli, Raglowich und Siebein nach Schlesien gezogen. Der Oberste Graf von Beckers war zur Belagerung der Plassenburg zurückgeblieben und hatte diese Veste, wie wir oben hörten, eingenommen. Der Generallieutenant von Sekendorf unter den Befehlen von Vandamme belagerte die Vestung Großglogau, die aber schon am 2. Dezember übergeben wurde. Hierauf zogen die Bajern und Würtemberger gegen Breslau, schlossen die Stadt aufs Engste ein, und als der schlesische Landsturm unter dem Fürsten von Anhalt-Pleß jene Stadt entsezen wollte, schlug ihn besonders der bajerische General Graf Minucci am 24. Dezember bei Strehlen, und Montbrun am 29. bei Ohlau, am 31. wurde er bei Schweidniz geschlagen, und so verlor denn Breslau alle Hoffnung auf Entsatz, und kapitulirte am 5. Jäner 1807. Die Besazung, welche aus 7000 Mann bestand, wurde kriegsgefangen.

Hierauf rückten die Belagerungstruppen vor Brieg, und am 15. Jäner ergab sich diese Vestung an Lefebre und Deroy,

Schweidnitz am 16. Februar an Vandamme, und der Fürst von Anhalt Pleß sah sich durch die unbegreifliche Nachlässigkeit und Feigheit der preussischen Besazungskommandanten aus allen vortheilhaften Stellungen verdrängt. Zulezt mußte er seine Stelle als Generalgouverneur von Schlesien an den Grafen von Götz abgeben. Dieser sammelte neue Korps, und ein solches wurde am 15. Februar 1807 von einem Regimente bajerischer Chevauxlegers und drei Bataillons Infanterie völlig geschlagen. Hierauf begann die Belagerung der Vestung Neisse. Diese suchte ein preussisches Korps von 2800 Mann zu entsezen, wurde aber von Bajern und Würtembergern unter Lefebre, von Beckers, Viereck und Scharfenstein gänzlich geschlagen. Den 7. Juni kapitulirte die Vestung und übergab sich an den General Vandamme. Den 18. Juni nahm der bajerische Oberstlieutenant von Dalwigk durch Kapitulazion die Vestung Kosel. Den 24. Juni erstürmten die Bajern unter Siebein, und die Würtemberger unter Lilienberg das veste Lager des Grafen von Götz, und am 25. schloß Graf von Götz mit Hieronymus Buonaparte eine Kapitulazion in Beziehung auf die Uebergabe der Vestung Glaz, diese sollte, im Falle kein Ersaz käme, am 26. Juli übergeben werden. Bis dahin aber war der Friedensschluß von Tilsit schon eingetroffen.

So zeichneten sich denn die Bajern in Schlesien höchst vortheilhaft gegen die Preussen aus. Zwar will man ihnen und fast nicht mit Unrecht den Vorwurf nicht seltener Gewaltthätigkeit und Grausamkeit machen; allein es gibt vielleicht keine Regel ohne Ausnahme.

Mit gleich günstigem Erfolge, aber mit größerer Hartnäckigkeit wurde der Krieg in Polen und Ostpreussen fortgeführt. Schon am 13. Jäner war der Anführer des polnischen Aufstandes in Pomerellen, General Komierowsky, von den Preussen gefangen worden, und nun hatte der russische Befehlshaber, Graf Bennigsen, den Plan, an die untere Weichsel und Oder vorzudringen, dadurch Graudenz, Kolberg und Danzig zu entsezen; allein Bernadotte stellte sich bei Mohrungen den Russen und Preussen entgegen, mußte sich aber nach einem heftigen Gefechte am 25. Jäner mit beträchtlichem Verlust zurückziehen.

Da kam Napoleon, und bei preussisch Eylau standen am 7. und 8. Februar 200,000 Mann sich gegenüber. Die Schlacht war mörderisch, und in der Nacht vom 7. auf den 8. standen Russen und Franzosen kaum 1000 Schritte von einander. Noch nie war mit solcher Wuth gekämpft worden. Selbst Verwundete rissen sich noch unter Faustschlägen bei den Haaren auf dem Boden herum, und erst gegen Mitternacht am 8. zog sich Bennigsen zurück. Auch die Franzosen mußten sich zurückziehen, und die mörderische Schlacht von Eylau hatte die beiden Hauptarmeen zur Waffenruhe gezwungen. Während derselben wurden wichtige Vestungen belagert und kleinere Gefechte geliefert. Graudenz und Kolberg konnten nicht genommen werden; Danzig wurde aber am Heftigsten beschossen. Unter den Belagerern befand sich auch eine Division Bajern seit dem 4. März unter dem Befehle Sr. Königlichen Hoheit, des Kronprinzen Ludwig. Derselbe war am 16. Mai von 8000 Russen bei Pultusk angegriffen worden, schlug aber die tapfern Kämpfer in die Flucht. Am 24. April wurde endlich Danzig eingenommen; 9000 Mann Besazung und 980 Kanonen fielen in die Hände der Sieger. Die Schweden beunruhigten den französischen Kaiser von Pommern aus, aber bald war es in den Händen der Franzosen. Schon am Anfang Aprils 1807 suchten die Kriegführenden wie die andern Mächte den Frieden herzustellen; allein die Bedingungen, unter welchen Napoleon unterhandeln wollte, konnte man nicht annehmen, und so wurde auch aus dem Frieden Nichts. Am 5. Juni wurden die Russen bei Spanden geschlagen, während am 6. Marschall Ney durch die Russen zurückgedrängt wurde. Am 9. Juni wurden aber die Russen wieder geschlagen, und am 10 fiel neuerdings ein blutiges Gemezel bei Heilsberg vor, die Russen zogen sich auf das rechte Ufer der Alle. Eben so blutig als hier war auch in Polen gekämpft worden, und am 12. sezte sich die ganze französische Armee in Bewegung, und bei Friedland standen sich Russen und Franzosen am 14. Juni zu einer entscheidenden Schlacht gegenüber, die Schlacht begann; den ganzen Tag hatte man auf beiden Seiten mit gräßlicher Erbitterung gekämpft. Schon war es Abends 6 Uhr, als 20 Kano-

nenschläge dem franzdsischen Heere das Zeichen zum Angriff in Masse gaben. Die Schlacht war so mörderisch, daß vielleicht die ganze Geschichte keine solche aufzuweisen vermag. Königsberg wurde eingenommen, und die Russen zogen sich in ihr Vaterland zurück, die Franzosen aber rückten unaufhaltsam gegen den Niemen vor.

Schon am 19. Juni 1807 schlug Napoleon sein Hauptquartier in Tilsit auf, wo am 21. zwischen den Russen und Franzosen ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde, und gemäß welchem ganz preussisch Polen von den Franzosen besezt wurde. Am 25. Juni kam Alexander mit Napoleon in Tilsit zusammen, und am 26. erschien in Tilsit auch der König von Preussen. Zwischen Rußland und Frankreich wurde nun am 7. Juli 1807 der Friede von Tilsit geschlossen. Mit Preussen unterhandelte man nicht viel, sondern Napoleon erklärte, er gebe dem Könige von Preussen nur aus Achtung für den Kaiser von Rußland einen Theil der von ihm eroberten Provinzen zurück, jedoch müßten alle polnischen Provinzen, welche Preussen seit dem 1. Jäner 1772 in Besiz genommen habe, unter dem Charakter eines Herzogthumes Warschau an den König von Sachsen abgetreten werden. Danzig sollte unabhängig, die Schiffahrt auf der Weichsel frei sein. Die Herzoge von Sachsen-Koburg, von Meklenburg und Oldenburg sollten zwar wieder in den Besiz ihrer Länder kommen, jedoch in den Häfen der Lezteren französische Besazungen bleiben. Rußland erkannte gemäß dem Tilsiter Frieden Joseph Buonaparte als König von Neapel, Ludwig Buonaparte als König von Holland, die Mitglieder des Rheinbundes in ihrer dermaligen Würde, und Hieronymus Buonaparte als König von Westphalen an, welches Königreich aus eroberten preussischen Provinzen größtentheils gebildet werden sollte. Am 9. Juli wurde dieser Frieden bestätigt und zugleich auch mit Preussen ein solcher geschlossen.

Der König von Preussen verlor 3108 □ Meilen Landes und 5 Millionen Einwohner. Ihm blieb nur noch die Hälfte seiner Staaten mit etwas mehr Einwohnern, als er verloren hatte.

Somit war die napoleonische Gewaltherrschaft bis zur Elbe ausgedehnt. Auch Pommern und die Insel Rügen wurden durch die Franzosen besezt, und am 18. August 1807 schuf ein kaiserliches Dekret aus Paris das Königreich Westphalen mit französischer Einrichtung, Verfassung und Eintheilung. Der neue König von Westphalen, Hieronymus Napoleon, gehörte natürlich zum Rheinbunde. Holland wurde vergrössert mit Ostfriesland und Jever, dagegen mußte es einige Bezirke an Frankreich abtreten. Andere Länder behielt Napoleon noch in seiner Hand, um sie nach Willkühr zu vertheilen oder zu behalten; Niemand hinderte ihn an beidem.

Die Gränzstreitigkeiten mit Oesterreich wurden auch ausgeglichen, und am 10. Dezember 1807 Braunau von den Franzosen geräumt. Die sieben Inseln und die Republik Ragusa besezte der Kaiser ebenfalls, ebenso das Königreich Hetrurien. Am 6. Juni 1808 schenkte Napoleon seinem Bruder Joseph den spanischen Thron und verlieh das Königreich Neapel an den bisherigen Großherzog von Berg, Joachim Mürat, zum Großherzoge von Berg aber ernannte er den ältesten Sohn des Königs von Holland, behielt sich jedoch bis zu dessen Volljährigkeit die Regirung vor. Kehl, Kassel, Wesel und Vliessingen schlug der Kaiser zu Frankreich, eben so die dem Papste genommenen Provinzen Ankona, Urbino, Macerata und Camerino, zulezt auch Hetrurien, Parma und Piacenza.

Es ist empörend, wenn man auf die Gewaltherrschaft und Vergrösserung der napoleonischen Macht einen Blick wirft; empörend, wenn man die Schläfrigkeit der Völker bedenkt, welche einem Tyrannen gegen ihr eigenes Interesse dienen konnten. Aber Napoleon scheint in dem Frieden von Tilsit seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Endlich mußte denn doch einmal ein Volkssinn erwachen und den Unersättlichen erdrücken.

§. 325.

Krieg mit Oesterreich.

Nicht um die Erwerbung von Ländern war's Napoleon allein zu thun; über die Erworbenen mit eiserner Hand zu herrschen, das war seine Aufgabe. Und er scheute sich nicht, sie mit aller Kraft zu lösen.

Als er nach Paris gekommen war, hob er das Tribunat auf, und das Volk schwieg; denn Napoleon sorgte durch seine Polizei recht gut für sein Stillschweigen. Gegen England gebrauchte er alle Mittel, um seinen Handel zu lähmen. Ruhig konnte der grosse Kaiser nicht bleiben, sein Sinnen und Trachten ging nach neuen Eroberungen, und da dieses nicht wohl mehr in Teutschland der Fall sein konnte, so warf er seine sehnsüchtigen Blicke, wie wir schon gesehen haben, auf Italien und die pirenäische Halbinsel. Er zwang Portugal zur Vollziehung des Kontinentalsystems, und am 29. Nov. 1807 schiffte sich die königliche Familie von Portugal nach Rio Janeiro ein. Die Franzosen aber nahmen das verlassene Land in Besiz. In Spanien wußte der Kaiser den alten König Karl IV. durch Drohungen aller Art zur Abdankung zu bringen. Ferdinand VII. bestieg den Thron. Und der junge König wurde von Napoleon ebenfalls zur Abdankung gezwungen. Mit einer Treulosigkeit, die alles gesezlichen Grundes ermangelt, schickte er Ferdinand VII. in das Staatsgefängniß nach Valencay, und am 8. Juni 1808 mußten die nach Bayonne berufenen spanischen Cortes den bisherigen König von Neapel als ihren König begrüssen. Neue Konstituzionen wurden gemacht, neue Geseze gegeben, und das Joch war geschmiedet. Die Verrätherei des Kaisers war zu empörend, als daß das spanische Volk dabei hätte gleichgültig bleiben können.

Es entstand eine Empörung, die sich mit jedem Tage vergrösserte, und die am meisten fähig war, den übrigen Mächten zu beweisen, daß, wenn einmal die Völker sich gegen den Eroberer erheben würden, es auch um den Glanz des Herrschers geschehen sei. Allein Napoleon glaubte, mit den Spaniern

bald fertig zu werden, und schickte daher nur ein Heer von 80,000 neu ausgehobenen meistens sehr jungen Truppen hinein. Es bildeten sich überall Juntas, und die Revoluzion machte täglich reissendere Fortschritte. Die Engländer trugen auch das Ihrige bei, und die Sache Napoleons schien in Spanien durch bedeutende Verluste sehr schlimm zu werden. Der neue König mußte fliehen, und im August des Jahres 1808 waren die Franzosen beinahe auf allen Punkten in Spanien geschlagen.

Auch in Portugal waffnete sich das Volk gegen die französische Tyrannei, und Wellington unterstüzte den Unmuth der Nazion mit seinem militärischen Talente auf alle Weise. Diese Umstände hielten jedoch den Kaiser Napoleon nicht auf, seine Gewaltherrschaft immer vester zu begründen. In Frankreich schuf er einen Erbadel und Majorate, errichtete eine Universität, wo die Jünglinge für tüchtige Soldaten und sklavische Beamte gebildet wurden. Was er mit Hetrurien und dem Papste trieb, haben wir oben gesehen. Er scheute sich nicht, auch die Kirche von seiner Zwingherrschaft abhängig zu machen. Der Papst machte Einsprüche, allein Napoleon steigerte seine Forderungen. Er verlangte sogar von dem heiligen Vater, Pius VII., er solle einen von dem römischen Stuhle ganz unabhängigen Patriarchen für Frankreich anerkennen, solle das napoleonische Gesezbuch im Kirchenstaate einführen, unbedingte Religionsfreiheit gewähren, die Bischöfe von aller päpstlichen Gewalt unabhängig erklären, alle Klöster aufheben, den Zölibat abschaffen und seinen Bruder Joseph Buonaparte zum Könige beider Sizilien krönen. Das alles konnte nun der heilige Vater nicht thun, und er thats auch nicht; daher fielen die französischen Truppen in das päpstliche Gebiet, stürmten nach Rom, besezten den ganzen Kirchenstaat, mißhandelten auf die unbändigste Art den heiligen Vater und seine Kardinäle, kurz gaben sich alle Mühe, die Herrschaft des Papstes zu vernichten. Das waren nun alles Umstände, welche Napoleons Plan, eine Weltherrschaft zu begründen, von Tag zu Tag klarer machten.

Oesterreich konnte die Vergrösserungen Frankreichs in Italien und auf der pirenäischen Halbinsel nicht gleichgültig anse-

hen. Seine Macht war überall von franzdsischen Bundesstaaten umgarnt, die alte Würde und Unabhängigkeit des habsburgischen Hauses war tief gefallen. So konnte es nicht bleiben. Religion und verjährte Rechte wankten unter dem Fußtritte des Eroberers. Oesterreich rüstete daher ein Heer von 400,000 Mann nach dem Muster des franzdsischen. Der Kaiser Napoleon fragte nach den Ursachen dieser Rüstungen; Oesterreich entschuldigte sich. Da aber Napoleon damals mit Spanien und Portugal, vorzüglich mit den Engländern daselbst, viel zu schaffen hatte, so suchte er auf anderen Wegen Oesterreich von einem Kriege abzuhalten, wenigstens so lange, bis er selbst neue Heere geschaffen haben würde. Er bestimmte daher mit dem russichen Kaiser eine glänzende Zusammenkunft in Erfurt. Dort wurde ein Kongreß gehalten, und dessen Resultat sollte der Friede mit England und ein inniges Bündniß mit Rußland sein. Die Unterhandlungen mit England wurden bald abgebrochen, und mit Oesterreich, sagte der Kaiser im Senate, lebe er im tiefsten Frieden; das hieß aber mit anderen Worten, Napoleon mußte erst Spanien zu beruhigen suchen, um dann seine ganze Kraft gegen den Nachbar aufzubieten, der es gewagt hatte, eine Armee von 400,000 Mann auszurüsten.

Die Rheinbundesglieder mußten auch ihre Kontingente stellen, und im Jäner 1809 waren die Franzosen Meister von Spanien, wo sie waren; wo sie aber nicht gewesen sind, blieb der Aufruhr. Das spanische Volk wurde nun einmal empört durch die Tyrannei des Einzigen. Oesterreich und Teutschland hatten aber durch das Beispiel Spaniens gelernt, daß der Unterdrücker durch Gesammtmassen wieder unterdrückt werden könne. Aber in Frankreich waren 80,000 Mann ausgehoben worden. Am 2. Februar 1809 forderte der Fürst Primas die Mächte des Rheinbundes auch unter Waffen.

Im Februar 1809 begannen die Bewegungen der Heeresmassen. Bei Ulm, an der Donau, der Iller und Günz sammelten sich die Armeen des Kaisers und der ohnehin abhängigen Bundesfürsten. Am 28. Februar verließ der französische Gesandte Andreossi Wien. Im März zogen die österreichischen Haufen,

welche gegen Aussen und im Juneren fast 500,000 Mann stark waren, vorwärts. Am 6. April verkündete der Erzherzog Karl seiner Armee den Wiederausbruch der Feindseligkeiten, und einen Tag früher hatte der russische Geschäftsträger, da sein Monarch mit Frankreich im Bündnisse stand, auch Wien verlassen.

Kaiser Franz aber erklärte seinen Völkern, er habe vergeblich den Krieg mit Frankreich zu vermeiden gesucht. Napoleon habe das Oberhaupt der Kirche mißhandelt, Spanien unterjocht, Italien geraubt, die teutschen Länder verschenkt und bedrückt, und jezt wolle er auch Oesterreich unterdrücken. Das teutsche Volk wurde aufgefordert, die Fesseln des fremden Eroberers zu zerbrechen; allein das teutsche Volk zerbrach sie noch nicht. Am 9. April begann der Krieg selbst. Ein großes österreichisches Heer rückte bei Braunau und Schärding, ein anderes bei Rosenheim und Wasserburg über den Inn; ein dritter Heereshaufen kam aus Böhmen, und am 10. und 11. April griffen auch die Tiroler zu den Waffen für Oesterreich gegen ihren König. Die Bajern standen in 3 Heereshaufen unter dem Oberbefehle des Marschalls Lefebre bei München, Landshut und Straubing; die Würtemberger unter dem französischen General Vandamme hatten sich bei Heidenheim, die Sachsen unter dem Marschall Bernadotte bei Dresden konzentrirt. Die Franzosen unter dem Marschall Oudinot zogen gegen Schwaben, die unter Davoust gegen Würzburg. Andere Divisionen unter Boudet und Molitor, unter St. Cyr und Legrand kamen vom Rheine her.

Schon am 15. März hatte der österreichische Gesandte unsern Hof verlassen. Erzherzog Karl schrieb noch am Anfang Aprils an unsern König Max, er möge dem Verlangen seiner Völker nachgeben und seine Heere mit denen Oesterreichs verbinden, um den gemeinschaftlichen Feind der teutschen Völker auch gemeinschaftlich zu bekämpfen. Allein wir wissen, daß Bajern sich nicht an Oesterreich anschliessen konnte. Proklamazionen wurden von den Oesterreichern an die Tiroler erlassen und diese auf alle Weise insurgirt. Unter dem 11. April erließ Maximilian I. einen Aufruf an seine Völker, worin er sie aufmerksam machte, daß Oesterreich unter dem Vorwande, Bajern

frei zu machen, nur die Unabhängigkeit des Vaterlandes vernichten, seine Kräfte zerstören und seinen Umfang verringern wolle; kurz man gab sich alle Mühe, die Absichten Oesterreichs zu verdächtigen; allein das mußte man thun, weil Napoleon schon in der Nähe war. Im Grunde waren die Bajern auch nicht so gut Oesterreichisch gesinnt, daß sie sich ein Mißtrauen auf die Königlichen Worte hätten erlauben sollen; zudem versprach der König allen ausgezeichneten Kriegern tüchtige Belohnungen, und sicherte den Töchtern getödteter oder verwundeter Offiziere den dritten Theil aller Damenstiftspräbenden zu. Gegen die insurgirten Tiroler wurde ein freiwilliges Jägercorps unter dem Oberbefehle des Grafen von Oberndorf errichtet, und die alten Gebirgsschüzencorps erneuert.

Am 13. April verließ der Kronprinz mit seinen Truppen die Hauptstadt und am 16. rückte der österreichische General Fellachich mit zwei Regimentern und mehrern Gränzern nach München, zog dann auf der Strasse von Freising und Landshut gegen die bajerische Division Deroy, vereinigte sich aber vorher mit dem 5ten österreichischen Armeecorps unter Erzherzog Ludwig, und erzwang am 16. den Uebergang über die Isar. Der König war schon am 11. April von München nach Dillingen gereis't. Dort traf ihn Napoleon, und versprach ihm, in vierzehn Tagen werde er ihn in seine Hauptstadt zurückführen und grösser machen, als je einer seiner Vorfahren gewesen wäre. Sein nächstes Ziel war die Besiegung der Heeresabtheilung unter Erzherzog Ludwig und General Hiller. Diese war 60,000 Mann stark und stand bei Abensberg. Dort wollte der Kaiser ihnen eine Schlacht liefern, aber seine Franzosen wollte er für künftige Schlachten sparen, dagegen sollten die Bajern und Würtemberger eine Probe ihrer Tapferkeit ablegen.

Nachdem er am 20. April 1809 Morgens die Stellungen der Oesterreicher rekognoscirt hatte, versammelte er die Offiziere beider teutschen Corps um sich, und hielt folgende Anrede an die Unserigen:

„Bajern! nicht als Kaiser der Franzosen komme ich zu Euch, sondern als Beschüzer Euers Vaterlandes und des

teutschen Bundes. Bajern! Ihr kämpft heute mit den Oesterreichern allein. Kein Franzose befindet sich in Euern Reihen; sie sind im Hinterhalte, wovon die Feinde nichts wissen. In Euere Tapferkeit seze ich mein ganzes Vertrauen, die Gränzen Euers Vaterlandes habe ich zwar schon erweitert, aber ich sehe gegenwärtig wohl ein, daß ich noch viel zu nachgiebig gewesen bin; daher will ich künftig Bajern so groß machen, daß Ihr meiner nicht mehr bedürft, wenn Ihr gegen Oesterreich kämpft. Seit zweihundert Jahren wehten Bajerns Fahnen gegen Oesterreich, und wir wollen ihm jezt das Uebel, welches es Euerm Vaterlande zugefügt hat, in Wien vergelten, wo wir bald sein werden. Oesterreich wollte Euer Land in Baronien zerstückeln, Euch auflösen und unter seine Regimenter stecken. Bajern! dieser Krieg ist der lezte, den ihr gegen Oesterreich führen werdet. Greift Euere Feinde mit gefällten Bajonetten an und vernichtet sie!"

Mit gleichen Exklamazionen sprach er zu den Würtembergern. Der Kronprinz von Bajern und der General Neubrunn von Würtemberg wiederholten die Reden Napoleons in teutscher Sprache. Da begann die Schlacht. General Wrede warf von der Siegburgerbrücke aus eine Division der Oesterreicher aus allen Posizionen hinter Siegburg zurück, und General Lefebre zog mit den Divisionen Kronprinz und Deroy die Hauptstrasse von Abensberg nach Landshut, Marschall Lannes durchbrach mit zwei französischen Divisionen den linken Flügel der Oesterreicher. drängte das 5te und 6ste Corps derselben, während Vandamme nachdrucksvoll die schon von Wrede geschlagene Division der Oesterreicher in die rechte Flanke nahm; somit war die Schlacht bald gewonnen. Nach ihr umarmte Napoleon unsern gegenwärtigen König Ludwig im Angesichte des bajerischen Heeres und sprach: es thut mir leid, nicht vollkommen teutsch zu sprechen, um diesen braven Truppen in ihrer Muttersprache danken zu können.

Die Oesterreicher flüchteten nun gegen Landshut, wo sie am 21. April von Napoleon vorne und von Massena, der auf

dem rechten Ufer der Isar herbeigeeilt war, im Rücken angegriffen und noch einmal geschlagen wurden. Bessieres verfolgte die Flüchtigen mit dem größten Theile der Reiterei. Da zog aber Erzherzog Karl mit seinen Massen, nachdem er Regensburg genommen und sich der Höhen von Abbach bemächtigt hatte, gegen die Franzosen bei Schierling. Er hatte sich mit Kollowrath vereinigt und den Franzosen ein blutiges Gefecht geliefert. Napoleon kam nun am 22. April Nachmittags 2 Uhr mit den beiden Divisionen von Lannes, mit dem Corps von Massena, mit den Cuirassierdivisionen Nansouty und St. Sulpice, dann mit den Würtembergern und Bajern auf dem Schlachtfelde bei Eckmühl an. Napoleon konstituirte seine Truppen sogleich zur Schlacht. Der Kampf war hartnäckig von beiden Seiten. Besonders wirksam spielte eine auf einer Anhöhe vortheilhaft aufgestellte Batterie der Oesterreicher von 16 Kanonen. Der Kaiser gab also dem bajerischen General Seidewitz den Befehl, diese Batterie zu nehmen. Sie wurde genommen und Napoleon belohnte den tapfern Anführer tapferer Truppen mit dem Kreuze der Ehrenlegion. Hierauf ließ Napoleon Eckmühl mit Sturm erobern, und die Oesterreicher flohen gegen Regensburg und Straubing zu. Vor Regensburg wollten sie sich wieder sammeln, allein obgleich die Oesterreicher sehr tapfer gekämpft hatten, was ihnen alle ihre Feinde rühmlichst bezeugen mußten, so drangen die Franzosen doch unaufhaltsam vor. Napoleon, so erzählt Constant ausführlich, wurde, etwa 1200 Schritte von Regensburg entfernt, verwundet. Er glaubte nämlich, als die Oesterreicher von allen Seiten die Flucht ergriffen, daß auch die Schlacht geendigt sei, und ließ sich vor der Stadt sein Frühstück zurecht machen. Das war am 23. April.

Er ging auf den Ort, wo das Frühstück bereitet war zu, als er sich plözlich nach dem Marschall Berthier umwandte und rief: ich bin verwundet. Der Schuß war so stark gewesen, daß der Kaiser umfiel, aber sich, durch die Seinigen unterstüzt, doch wieder sezen konnte. Man sagte, ein Tiroler Scharfschüz habe des grossen Feldherrn Ferse getroffen. Um nun allen Schrecken und Unruhe unter dem Generalstabe und dem Heere

zu verscheuchen, gab er sein Frühstück auf, ließ den herabgeschnittenen Stiefel liegen, sezte sich zu Pferde, durchritt alle Linien seines Heeres und feuerte dasselbe zur Eroberung von Regensburg an. In dieser Stadt wollten sich nämlich die Oesterreicher halten, um den Rückzug ihres Heeres zu decken. Schon hatten sie den größten Theil ihrer Artillerie und gegen 20,000 Gefangene verloren. Heftig war daher das Feuer der Franzosen gegen die Stadt. Endlich entdeckten sie einen Eingang in den Stadtgraben, kamen so auf eine Stellung, wo sie sogleich Bresche schiessen konnten, und bald war Regensburg mit Sturm genommen, mehrere Tausende der Oesterreicher wiederholt in der Stadt gefangen, und 134 Gebäude wurden in Regensburg, 79 aber in Stadtamhof ein Raub der Flammen. Erzherzog Karl zog sich gegen Waldmünchen und Böhmen unaufhaltsam zurück. Somit stand den Franzosen die grosse Heerstrasse nach Wien offen. Napoleon verkündete nun auch, binnen vier Wochen würde er in Wien Frieden machen.

Während nun die Schlacht bei Eckmühl und die Schlacht bei Regensburg vorfiel, war der Marschall Bessières mit den Generalen Molitor und Wrede in der Verfolgung jener Oesterreicher begriffen, welche bei Abensberg geschlagen worden waren. Wrede wurde aber am 24. April bei Neumarkt an der Rott von dem österreichischen General Hiller angegriffen und mit Verlust nach Vilsbiburg zurückgeworfen. Die Oesterreicher zogen sich nun ungehindert gegen Braunau weiter in ihr Land zurück. Die Hauptmacht der Franzosen aber wendete sich von Regensburg aus in Eilmärschen gegen Wien. Am 26. schlug Massena die Oesterreicher bei Schärding und rückte gegen Passau vor. Am 23. hatte der österreichische General Jellachich, welcher von der Hauptarmee versprengt worden war, München verlassen, und am 24. kam Maximilian Joseph in die Hauptstadt zurück. Da sich aber Jellachich derselben noch einmal näherte, so floh der König am 26. schnell wieder nach Augsburg. Erzherzog Ludwig und Hiller hatten sich durch die Truppen des Feldmarschallieutenants Kienmayer verstärkt und nahmen ihren Rückzug über Altötting, Burghausen und Braunau; ihnen nach Napoleon. Jellachich,

der sich hinter den Inn zurückgezogen hatte, wurde bei Tittmanning von Wrede vertrieben und im Sturmschritt gegen Salzburg und aus dieser Stadt hinausgejagt. Am 30. April zog Kronprinz Ludwig mit seiner Division in Salzburg ein und besezte die Stadt, um die Trümmer des Fellachichischen Corps zu beobachten. In drei Zügen drangen also die Franzosen und ihre Bundesgenossen gegen die österreichische Kaiserstadt vor. Erzherzog Ludwig wurde bei Ebersberg von der Division Claparede angegriffen und zum Rückzuge durch das Städtchen und über die Brücke gezwungen. Am 4. Mai zog Napoleon durch Ebersberg, welches einen schrecklichen Anblick darbot. Selbst Napoleon schien über die Folgen der dort verübten Gräuel eine Thräne unterdrücken zu müssen. Am 7. Mai traf der französische Vortrab schon in der Nähe von Wien ein. Die Stadt wurde beschossen und am 13. feierte Kaiser Napoleon noch einmal seinen Einzug in die unglückliche Residenz. Am 13. April hatte er Paris verlassen und am 13. Mai war er in Wien eingezogen.

Die Teutschen staunten über die Thaten des grossen Eroberers, aber in mancher Seele wurde der Unmuth gegen den Tyrannen laut. Der Krieg war aber auch in Oesterreich mit einer oft unmenschlichen Erbitterung geführt worden, und der vorsichtige Beobachter konnte etwa schon merken, daß Napoleons Riesenmacht den Wendepunkt erreicht habe. Es half nichts, daß der inkonsequente Kaiser die Ungarn zum Aufruhr forderte. Die Ungarn schwiegen und rüsteten sich für ihren Monarchen. Erzherzog Karl hatte die Trümmer seines Heeres in Böhmen wieder gesammelt, und rückte dann in Vereinigung mit Hiller von Krems gegen Wien, um diese Hauptstadt, deren Einnahme er noch nicht wußte, zu entsezen; allein schon zu Melk erfuhr er die unglückliche Katastrophe und lagerte sich nun mit seinem Heere östlich von Kronenburg am linken Ufer der Donau. Am 16. Mai versuchte nun Kollowrath bei Linz über die Donau zu kommen und den Franzosen in den Rücken zu fallen; allein die Würtemberger und Sachsen unter Van-

damme und Bernadotte schlugen die kühnen Oesterreicher und Böhmen zurück.

Napoleon sah nun, daß, wenn er Frieden machen wolle, er über die Donau gehen müsse, um dem Heere des Erzherzogs Karl eine Schlacht zu liefern. Zum Uebergange aber bestimmte er die Gegend bei Aspern. Am 20. Mai war die Brücke vollendet und am 21. ging das französische Heer über dieselbe und stelite sich am linken Ufer der Donau in Schlachtordnung. Massena stand mit dem linken Flügel bei Aspern, Lannes mit dem rechten bei Eßling und Bessieres hielt Enzersdorf besezt. Es war am 21. Mai, am heiligen Pfingstfeste, als Erzherzog Karl mit einem Heere von 75,000 Mann gegen die Franzosen herbeirückte und fest entschlossen war, ihnen eine Schlacht zu liefern. Nachmittags 3 Uhr begann dieselbe. Die erste Kolonne von Oesterreichern rückte gegen die Franzosen und drängte sie von Hirschstetten zurück und nun begann der blutigste Kampf um das Dorf Aspern. Gegen Abend hatten dasselbe die Oesterreicher erobert. Enzersdorf wurde auch von ihnen angegriffen und genommen, aber Eßling konnten sie nicht erobern. Die Nacht machte der für keinen Theil günstigen Schlacht ein Ende. Am 22. Mai Morgens vier Uhr begann das Morden auf Neue. Endlich eroberten die Oesterreicher das gänzlich ruinirte Aspern. Auf der Ebene zwischen Aspern und Eßling spieen 400 Kanonen in beide feindliche Reihen Tod und Verderben.

Endlich zerstörten die Oesterreicher die französische Schiffbrücke, welche von dem rechten Ufer der Donau in die Lobau führte, und schnitten dadurch den Franzosen die Zufuhr ihrer Munizion ab. Das war Morgens 9 Uhr, und in demselben Augenblicke griffen die Oesterreicher mit erneuertem Muth an, aber auch die Franzosen vertheidigten sich mit heldenmüthiger Tapferkeit; jedoch konnten sie nicht mehr an einen Sieg denken, sondern nur auf einen sichern Rückzug auf die Insel Lobau. Zu diesem Zwecke mußte Eßling behauptet werden. Die Oesterreicher gaben sich alle Mühe und griffen fünfmal stürmend an, diesen Plaz zu erobern, allein umsonst.

Nachdem man fünfzehn Stunden gekämpft und sich in allen

möglichen Waffenübungen versucht und gemordet hatte, nachdem die Oesterreicher allein 51,000 Kanonen- und Kartätschenschüsse abgefeuert hatten, 30,000 Franzosen auf dem Schlachtfelde lagen oder gefangen waren, selbst Marschall Lannes sein Leben verblutet hatte, blieb der Sieg für beide Theile unentschieden. Die Franzosen hatten sich auf die Insel Lobau zurückgezogen und waren in Verbindung mit dem rechten Ufer der Donau geblieben. Beide Theile bedurften der Erholung, um in einer neuen Schlacht neue Lorbeeren sich zu suchen.

§. 326.

Der Tirolerkrieg.

Die Franzosen hatten bei Aspern und Eßling nach der Schlacht von Eylau zum Zweitenmal die Erfahrung gemacht, daß ein empörtes Volk nicht wohl leicht zu besiegen sei. Die Oesterreicher, so sehr viele Nachtheile sie in früheren Kriegen erlitten hatten, waren dennoch ungebeugt, und die Schlacht von Aspern hatte den Beweis geliefert, daß sie für ihren väterlichen Monarchen im Nothfalle auch zu sterben wissen.

Wie in Teutschland, so waren die österreichischen Waffen auch in Italien glücklich gewesen; dort wurde Sahùc geschlagen, der Vizekönig Eugen bis an die Etsch zurückgeworfen, aber, nachdem Eugen neue Truppen an sich gezogen hatte, wurden die Oesterreicher wieder zurückgeschlagen; kurz Ende Mais 1809 konnte Napoleon wieder mit altgewohntem Uebermuthe sagen: seine eiserne Krone sei gerettet. Die unglückliche Schlacht von Eckmühl hatte auch diesesmal, wie vormals die Ungeschicklichkeit von Mak, die Oesterreicher aus Italien zurückgerufen und den Franzosen von dieser Seite den Sieg erleichtert.

Wie aber in Italien, so fiel der Kampf in Polen nachtheilig für die Oesterreicher aus. Erzherzog Ferdinand war zwar gegen die polnische Armee unter Poniatowsky anfangs siegreich vorgedrungen und hatte die Hauptstadt Warschau be-

fezt, allein ein allgemein angeordneter Landsturm zwang den Erzherzog zum Rückzuge, zudem, da sich die Russen selbst mit den Polen gegen die Oesterreicher verbunden hatten. Die Folge war der beständige Rückzug dieser Völker gegen Schlesien und Mähren.

Aber während die Oesterreicher in Italien, im Ganzen auch in Oesterreich und in Polen, Nachtheile aller Art erlitten, kämpfte für sie ein Völkchen und trug manchen Sieg zu ihren Gunsten davon. Dieses Völkchen waren die Tiroler. Wir haben schon unter Maximilian Emanuel einen Tiroler Aufstand mit allen seinen Schrecken gesehen. Wir sehen einen solchen jezt wieder. Wir haben schon damals gesagt, ein Volk, wie die Tiroler, könne man nicht unterwerfen, sondern nur gewinnen, und wir wiederholen unseren Saz hier auf's Neue. Die Geschichte soll eine unpartheische Richterin menschlicher Thaten sein, und von diesem Gesichtspunkte aus muß sie nicht allein den Kläger, sondern auch den Beklagten, nicht allein denjenigen, der eine That begeht, sondern auch jenen, an dem sie begangen wird, hören. Es empört freilich der Gedanke einer Insurrekzion das Gemüth, aber wie viele Insurrekzionen hat es nicht in der Welt gegeben, welche kommen mußten, und die durch keine Gewalt der Erde zu verhindern waren. Die Tiroler sind ein gemüthliches, allen feineren Künsten, höherer Civilisazion fremdes Volk. Denken wir uns in ihre frohen, durch bis zum Himmel emporragende Felsenmassen von dem flachen Lande abgeschnittene Thäler! Hier wohnt die Einfachheit, der Frohsinn, und keine Laune der Zeit beugt dieses kleine patriarchalische Geschlecht. Sie halten, wie an ihren Bergen, so auch an den ererbten Gewohnheiten ihrer Väter.

Tirol gehörte nicht zu Bajern; wir wissen, wie es dem Vaterlande entrissen wurde. Vor dem Preßburger Frieden gehörte es Jahrhunderte lang zu Oesterreich; Bajern war längst vergessen. Die Tiroler waren groß geworden mit den Habsburgern, und Kaiser Franz, so wie seine Vorgänger, fanden viele Freude an dem natürlichen Kernvolke, welches mit seiner Gutmüthigkeit eine wirklich kindliche Liebe zu dem Kaiserhause ver-

band. Man wagte nicht, seine Religion anzugreifen, nicht, seine Privilegien zu zerstören, oder allzudrückende Abgaben bei ihm einzuführen, und die Tiroler waren zufrieden. Wurde auch manche Stimme laut, so ließ man sie in dem Echo der Berge verhallen, weil man wohl wußte, daß auf einer freien Natur, daß auf Almen und Bergen die Freiheit der Rede auch gerne wohne. Die Tiroler waren riesige und gesunde Körper, besaßen ein scharfes Auge, um Meister auf der Jagd zu sein, sie liebten ihr Vaterland und begehrten nicht die französische Mode einzutauschen gegen der Väter Brauch und Sitte.

Ein solches Volk lebt offenbar in dem kindlichen Alter der Geschichte; es ist mehr mit der Natur verwandt, und nur die Natur darf auch und kann über dasselbe herrschen. Und nun kam der Preßburger Friede. Tirol fiel an sein altes Mutterland Bajern zurück. Das schmerzte natürlich dieses Völkchen, ungern trennte es sich von dem wohlthätigen Kaiserhause; allein es schwieg in der Hoffnung, die bajerische Regirung werde eben so väterlich in den gesunden Thälern regiren, wie die österreichische regirt hatte. Die Tiroler waren ja Unterthanen eines durch seine Herzensgüte weithin berühmten Königs. Allein die bajerische Regirung mochte glauben, auf das freie Bergvölkchen liessen sich die Grundsäze der napoleonischen Zwingherrschaft anwenden, und dieser Glaube wurde bitter getäuscht.

Man wagte es, neue Organisazionen, Besteuerungs- und Konskripzionsgeseze einzuführen; manche von dem Schwindel des Zeitgeistes hingerissene junge Beamte tasteten sogar die religiösen Gebräuche dieses Volkes an. Sie wollten eine Aufklärung, deren Wesen sie vielleicht selbst nicht kannten, in die frohen Thäler versezen, und die nächste Folge war der Unmuth der Tiroler. Nun hätte man, als man einsah, daß französische Revoluzionsprinzipien in jenen Thälern keinen fruchtbaren Boden finden, einlenken sollen. Dieß geschah nicht, und die Folge war, daß Oesterreich den Zunder des empörten Volkes zur Flamme schürte. Vor 1809 getraute man sich jedoch nicht, eine offene Empörung zu erregen; aber insgeheim wurden die

Verbindungen mit Oesterreich von einzelnen Partheihäuptern enger geschlossen und eifriger betrieben.

Schön war es von Oesterreich nicht, daß es mit seiner Politik die Treue der Tiroler gegen ihren König gefährdete, aber weil wir wohl wissen, daß die Politik selten auf Recht und Gerechtigkeit Rücksicht nimmt, müssen wir dieselbe wohl mehr bemitleiden als verdammen. Oesterreich kämpfte gegen den europäischen Zwingherrn um seine Existenz, und wenn man um ein solches Gut kämpft, fragt man nicht viel nach Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Waffen. Bajern war Oesterreichs Feind, und daher suchte das Wiener Kabinet die durch eine unkluge Politik und Behandlung insgeheim aufgereizten Tiroler zum offenen Aufruhr zu bringen. Es wurde daher eine Verschwörung organisirt, und an der Spize derselben stand Andreas Hofer, Sandwirth zu Passayer. Ihn unterstüzten der Major Teimer, Joseph Spekbacher, der Kapuziner Haspinger, Eisenstecken, Freiherr von Hormayr und andere.

Da nun der Krieg im Jahre 1809 begonnen hatte, und der Feldmarschallieutenant Chasteller mit einem Theile des achten österreichischen Heerhaufens aus Kärnthen durch das Pusterthal in Tirol einrückte und bis Brixen vordrang; so forderte derselbe die Tiroler zur allgemeinen Insurrekzion auf. Diese Insurrekzion, von einem Volke gegen seinen eigenen Monarchen gerichtet, war Verbrechen. Die Pusterthaler griffen schon am 10. April zu den Waffen und schlugen die bajerischen Truppen, welche am rechten Ufer der Eisach standen, zurück und nahmen einen Theil von ihnen bei Sterzing gefangen. Die sich Zurückziehenden wollten die Labritscher Brücke abtragen, wurden aber durch das Feuer der Pusterthaler, Rodenecker und Schönecker daran verhindert; sogar der bajerische Oberstlieutenant Wrede, welcher mit Verstärkung und drei Kanonen aus Brixen zu Hilfe geeilt war, konnte das Treffen zu keiner günstigen Entscheidung bringen. Selbst 3600 Franzosen waren nicht im Stande, die insurgirten Pusterthaler zu überwältigen. Die Insurgenten siegten, und Bajern und Franzosen mußten, wie wir oben hörten, sich zurückziehen, besonders deswegen, weil der Feldmarschalllieute-

nant Chasteller sich mit den Rebellen vereinigt und dadurch seine Macht über die ihrige überwiegend gemacht hatte. Und nun kam vollends Andreas Hofer mit den Landleuten aus den Gerichten Paßeyer und Sarentheim. Er hatte die Landbewohner um Innsbruck insurgirt und war den Pusterthalern zu Hilfe geeilt. Eine Kolonne von 380 Mann Bajern, die vom Hauptcorps abgeschnitten war, stellte sich am 13. April auf dem Sterzingermoose gegen die übermächtigen Tiroler und Oesterreicher. Allein troz der ausgezeichneten Tapferkeit dieser kleinen Schaar gegen fanatisirte Rebellen wurde sie doch gefangen genommen. Ueberall erhoben sich jezt die Tiroler. Im ganzen Innthale machte die Insurrekzion reissende Fortschritte. Vom Berg Isel und von Zirl wurde von den Rebellen das heftigste Feuer unterhalten, also auch hier die Besazung von Innsbruck gefährdet. Schon am 12. drangen Tiroler Haufen in die Vorstadt von Innsbruck, stürzten auf die Innbrücke und erstürmten die Hauptwache. Damals fielen der Oberst Freiherr von Dietfurt und der Oberstlieutenant Spanzky, mit ihnen viele tapfere Truppen unsers Vaterlandes; denn das war kein Kämpfen mehr, sondern ein Wüthen. Wenige von den Unserigen, besonders Dragoner, entkamen nach Hall, wurden aber dort ebenfalls gefangen.

Die Insurgenten vermehrten sich beinahe stündlich und strömten dem Andreas Hofer zu, der am Halse ein glänzendes Schild und ein Kreuz trug. Am 14. April rückten gegen 20,000 Tiroler und Oesterreicher in Innsbruck ein, und am 15. kam Chasteller ebenfalls dahin. Major Teimer erhielt das Kommando über die Rebellen; und nun wurde in der Hauptstadt am 15. eine provisorische Regirung, die sogenannte Schuzdeputazion eingesezt. An der Spize dieser Rebellenregirung stand Freiherr von Hormayr. Derselbe nahm von der Regirung im Namen des Erzherzogs Johann Besiz und konnte sich rühmen, die besondere Liebe der Insurgenten zu besizen. Der Aufstand wurde von nun an mit aller Energie und höchst erfolgreich durch Freiherrn von Hormayr betrieben. Wie die Regirung unsers Vaterlandes einen solchen Aufstand aber ansehen

mußte, ist leicht zu errathen. Die Tiroler waren Rebellen gegen ihre bestehende Regirung. Der Erzherzog Johann übersah jedoch das Ungesezliche der Tiroler Insurrekzion. Er hatte die Franzosen in Italien einigermaaßen besiegt, und nun glaubte er, sich politischer Rebellen gegen einen Bundesgenossen seines Erzfeindes Napoleon bedienen zu dürfen. Die Tiroler wurden daher selbst durch einen herzlichen Brief des Kaisers Franz aus Schärding zu den Waffen gerufen, und nicht umsonst. Der Aufruhr erstreckte sich bald über das ganze Land. Die Tiroler waren so fanatisirt gegen die Bajern, daß sie oft selbst die Gefangenen, und zwar auf die grausamste Weise, ermordeten, und in unsern Zeiten, mit Ausnahme der ersten französischen Revoluzion, hat es keine Periode gegeben, wo die Unmenschlichkeit mehr ausschweifte, als im Tirolerkriege.

Wie Andreas Hofer die Bajern bei Innsbruck, so hatte Spekbacher dieselben im Unterinnthale angegriffen. Hall wurde erobert, und wie wir schon oben hörten, die wenigen aus Innsbruck entkommenen Bajern sammt der Besazung von Hall selbst gefangen genommen oder ermordet. Die Insurgenten lechzten nach Bajernblut. Die Sieger von Hall schlossen hierauf die Festung Kufstein ein.

Am 20. April, an welchem Tage die Oesterreicher bei Abensberg besonders durch die Hilfe der Unserigen besiegt wurden, siegten die Tiroler bei Lavis über den italienischen General Fontanelly und die Folge dieses Sieges war die Einnahme von Trient. Roveredo, Bozen und Brixen waren ohnehin schon von den Oesterreichern besezt, und dadurch wurde die Verbindung zwischen Chasteller und Erzherzog Johann hergestellt. Die Franzosen wurden aus dem ganzen Lande vertrieben; auch die Vorarlberger hatten sich auf die Seite der Insurgenten geschlagen, und während Napoleon die Oesterreicher bei Eckmühl und Regensburg in die wildeste Flucht schlug, hatte Doktor Schneider die Landleute im Vorarlberg insgesammt zu den Waffen gerufen. Die Rebellen waren nun nicht mehr zufrieden mit der Befreiung ihres Landes, sondern sie stürzten auch über seine Gränzen gegen Bajern und Würtemberg heraus und besezten in

den ersten Wochen des Mais Füssen, Lindau, Kempten, Kaufbeuern, Immenstadt und andere Orte, wo sie raubten und plünderten; Teimer und der Sonnenwirth Riedmüller drangen sogar bis Memmingen, Stockach und unter die Mauern von Ulm. Am 11. Mai nahmen die Rebellen ein Depot ihres Königs bei Mösskirch weg. Eiligst wurden daher von Bajern und Würtemberg Truppen gegen den Süden geschickt, um die übermüthigen, aber höchst tapfern Insurgenten zurückzutreiben und zu besiegen. Wir haben oben gesehen, wie der Generallieutenant Freiherr von Wrede gegen Salzburg zog, um den rechten Flügel der Franzosen zu decken und den Erzherzog Johann zu beobachten. Jezt zog nun auch Lefevre nach der Schlacht bei Eckmühl und Regensburg über Salzburg heran, um in Tirol einzufallen. Die Bajern suchten Lofer und den Paß Strub zu umgehen, allein das war wegen der steilen Felsen und des tiefen Schnees auf den Bergen unmöglich. Die genannten Pässe mußten also von Vorne angegriffen werden. Freiherr v. Wrede ließ also am 11. Mai durch den Generalmajor Grafen von Minucci den Paß Strub erstürmen. Die Oesterreicher hatten sich hier mit den Tirolern vereinigt gehabt und höchst tapfer vertheidigt. Während der Paß Strub erstürmt wurde, rückte aber Generallieutenant Deroy durch das Unterinnthal vor, und verjagte die Insurgenten sammt den Oesterreichern von der Belagerung Kufsteins. Diese Festung hatte Oberstlieutenant Aichner gegen die Rebellen vertheidigt. Lefevre und Wrede rückten am 12. gegen den österreichischen Anführer Chasteller vor, und am 13. wurden die Oesterreicher und die Rebellen bei Wörgel vollständig in die Flucht geschlagen. 3000 Mann waren von den Bajern gefangen genommen worden. Die Sieger verfolgten nun ihre Feinde bis durch Rattenberg und unter dem hartnäckigsten Widerstand über Zill, Rothholz nach Schwaz.

In diese Stadt warfen sich die Rebellen sammt den Oesterreichern. Am 15. Mai wurde die rebellische Stadt von Wrede angegriffen. Fürchterlich waren die Bajern erbittert; kein Wunder, denn sie hatten gehört, mit welcher Grausamkeit die Tiroler ihre Landsleute behandelten. Nachdem man den Sturm

zweimal gewagt hatte, wurde Schwaz eingenommen und durch Flammen verheert. Chasteller zog sich zurück und die Tiroler Insurgenten mochten einsehen, daß ihre Sache verloren sei. Viele österreichische Offiziere von dem Corps des Feldmarschallliente-nants Chasteller blieben auf die Aufforderung Hofers im Lande zurück und sammelten sich unter die Fahnen des Grafen von Buol. Aber am 19. Mai zogen Wrede und Lefevre in Innsbruck ein, und sicherten allen bisherigen Rebellen, wenn sie sich selbst unterwerfen würden, vollkommene Verzeihung zu. Deputazionen aus den von Bajern besezten Gegenden gingen nach München, um die Gnade des Königs anzuflehen. Jedermann von den Siegern hatte geglaubt, die Tiroler seien nun vollkommen unterworfen, weil sie so eifrig Deputazionen an ihren tief beleidigten König schickten. Allein die Führer der Insurrekzion, Freiherr von Hormayr und Andreas Hofer, kannten ihre Leute besser. Die Tiroler hatten ihre eigenen Grausamkeiten gegen die Bajern vergessen und sich nur an die Grausamkeiten der Bajern selbst erinnert. Rache war daher ihr Losungswort. Lefevre und Wrede zogen mit den größten Theil ihrer Truppen ab, und die bajerischen Berichte verkündeten bereits die Unterwerfung des gesammten Tirols.

Der König kehrte in seine Residenz, die er nicht ohne gegründete Furcht vor den Insurgenten verlassen hatte, von Augsburg am 17. Mai wieder nach München zurück. Die Unterwerfung fand auch deswegen Glauben, weil ein Insurgentenhaufen das Algai geräumt und sich durch ganz Schwaben bis in die Nähe von Nürnberg durchgeschlagen hatte, wo er aber von den Franzosen gefangen wurde. Wrede und Lefevre glaubten also auch, die den Insurgenten angebotene Verzeihung habe gefruchtet, und Deroy sei stark genug, um mit 6000 in Innsbruck zurückgelassenen Bajern allenfalls noch erfolgende Uebelstände zu beseitigen. Beide mußten ihre Divisionen zur Verstärkung der französischen Armee nach Oesterreich führen, und zogen, wie wir hörten, ab. Allein nach der mörderischen Schlacht von Aspern, wo sich die Franzosen auf die Insel Lobau hatten zurückziehen müssen, konnte es noch weit weniger,

als früher, in dem politischen Interesse Oesterreichs liegen, die Tiroler Insurrekzion nicht zu begünstigen.

Durch einen Kampf auf der Südseite hatte Oesterreich die Operazionen seiner Feinde geschwächt, und diese Insurrekzion, die bisher so vielen Nuzen geleistet, sollte daher und konnte auch nicht unterdrückt werden. Hofer feuerte somit seine Landsleute nach dem Abzuge der Bajern und Franzosen unter Wrede und Lefevre zum neuen Freiheitskampfe an. Niemand wird diese zweite Insurrekzion auch nur im Geringsten billigen können, wenn man bedenkt, daß der König schon den bei der ersten Insurrekzion Betheiligten, daß er den Deputazionen sogar seine Gnade zugesagt hatte. Aus vielen Gründen war aber die Insurrekzion nebst dem, daß sie ein Resultat schändlichen Undankes gewesen ist, auch noch höchst unpolitisch; denn die Franzosen waren zum Theil Meister in Italien und hatten Oesterreich besezt, zogen täglich mehr Truppenhaufen an sich, und man konnte also leicht voraussehen, welches Loos die Tiroler, die absichtlich die Gnade ihres Königs verscherzten, treffen würde, und daß Oesterreich wohl nicht recht gethan habe, ein biederes Völkchen der Rache seiner eigenen Sieger zu opfern. Jedoch hofften Oesterreich und die Tiroler Insurgenten das Beßte, und vergassen dabei die unglücksschwangere Zukunft.

Die zweite Insurrekzion brach Ende Mais 1809 aus. Hofer bot den Landsturm auf. Die Ober- und Unterinnthaler griffen schleunigst und in Masse zu den Waffen. Die Zahl der Rebellen wuchs stündlich, und schon am 23. Mai waren sie gegen 20,000 Mann stark. Hofer hatte sich mit dem Grafen Buol am Brenner vereinigt und Chasteller rückte mit seinen Oesterreichern, da die Franzosen ihm den Rückzug nach Kärnthen versperrten, durch das Pusterthal neuerdings gegen Innsbruck herauf. Schon am 25. Mai wurde die 6000 Mann starke Division unter Deroy angegriffen, der Angriff aber abgeschlagen. Am 29. wurde auf dem Berge Isel der Angriff wiederholt und die Bajern durch eine überlegene und wüthende Macht geschlagen. 1500 Mann Bajern waren in dem mörderischen Treffen geblieben. Deroy zog sich in der Nacht vom 29. auf

den 30. daher von Innsbruck gegen Schwaz über Kufstein nach Rosenheim zurück, wo er zur Deckung der Hauptstadt eine veste Stellung bezog. Oft auf ungebahnten Wegen, überall von den höher zielenden Tiroler Schüzen verfolgt, hatte er noch viele Verluste unterwegs erlitten, und er würde noch weit grössere erlitten haben, wenn nicht einer, der die Wege sehr genau kannte, (Friedrich) aus Klingenberg in Tirol) das Heer über dieselben geführt haben würde. Ein solcher Mann verdient allerdings auch in der Geschichte einen Ehrenplaz.

Tirol war also zum Zweitenmale von den Bajern geräumt. Die Insurgenten aber schwuren grausame Rache an ihren Landesbrüdern zu nehmen. Die Vorarlberger hatten sich auch wieder gewaffnet und den General Picard zum Rückzuge gezwungen. Der bajerische Oberst, Graf Arco, wurde ebenfalls, nachdem er die Scharniz eingenommen hatte, bei Mittenwald und Loitasch, dann bei Walgau mit nicht unbedeutendem Verluste bis nach Kochel und Benediktbeuern zurückgeschlagen. Major Teimer rückte mit seinen Insurgenten nach Murnau, zog sich aber wieder zurück, als der Generalmajor Vinzenti von Tölz aus dem Grafen Arco zu Hilfe zog, und beide zwischen dem Kochel- und Wallersee auf dem Kesselberg veste Posizion nahmen. Die Insurgenten brachen nun an der nördlichen Seite von Tirol und Vorarlberg öfters heraus gegen Kempten, Lindau, sogar nach Konstanz, nahmen die dortige Besazung gefangen und führten sie nach Bregenz.

Am 15. Juli wurden 2000 der Rebellen von Schneler und Koseriz bei Egloffsheim und Ißny geschlagen. Am 17. Juli wurden die Bajern und Würtemberger beinahe auf allen Linien angegriffen, allein die Tiroler überall geschlagen. Ueber ihre Berge hinaus war die Tapferkeit der Tiroler nicht mehr heimisch. Jedoch fürchtete man vielleicht nicht mit Unrecht einen Angriff der Insurgenten auf München und Augsburg, und da das eigentliche Heer, die grössere Masse des bajerischen Militärs, sich zum französischen Hauptkorps gezogen hatte; so war der König gezwungen, gegen seine eigenen empörten Unterthanen ein Institut ins Leben zu rufen, welches heute noch mit

stolzer Würde die bajerische Nazionalität zu zieren und dieselbe nöthigen Falls auch zu behaupten vermag.

§. 327.

Die Errichtung der Nazionalgarde.

Wenn ein Volk seine Nazionalität erkennt, seinem Königshause mit Liebe und Verehrung zugethan ist; so wird es nöthigen Falls auch König und Nazionalität, Fürst und Vaterland zu vertheidigen wissen. Allein dieser Vertheidigungsart sollte eine Regelmässigkeit gegeben werden, und das war allein möglich durch Errichtung der Nazionalgarde. Es erschien demnach am 6. Juli 1809 die Verordnung in Beziehung auf die Errichtung einer Nazionalgarde im Umfange des ganzen Königreiches. Vermöge dieser Verordnung wurde das ganze bajerische Volk zu den Waffen gerufen. Die Nazionalgarde selbst, also das bewaffnete Volk, wurde in drei Klassen eingetheilt: in die Reservebataillons, die mobilen Legionen und endlich die eigentliche Nazionalgarde. Die Reservebataillons sollten nöthigen Falls zur Ergänzung aktiver Armeen dienen; die mobilen Legionen Ruhe und Sicherheit während gefährlicher Zeiten im Inneren des Reiches aufrecht erhalten, aber ohne Rücksicht auf ihre Heimath in diesem oder in jenem Kreise gebraucht werden können; wo hingegen die eigentliche Nazionalgarde nur zum Sicherheitsdienst innerhalb ihrer Gerichtsbezirke verpflichtet wurde. Auf solche Art hatte Bajern bald ein mobiles Nazionalheer von 43,000 Mann auf den Beinen. Die Verordnung erschien an demselben Tage, als die Oesterreicher die Schlacht bei Wagram verloren.

§. 328.

Die Schlacht bei Wagram.

Die Schlacht von Aspern hatte in Teutschland so manches Gemüth, welches noch vaterländischen Stolz besaß, empört,

und allmählich sah man besser ein, daß es eine Schande für die Teutschen sei, sich von einem Fremden barbarisiren und zu Sklaven machen zu lassen. Allein nur in wenigen Herzen loderte die Flamme der Vaterlandsliebe empor, und selbst diese wenigen hatten vorläufig keine Hoffnung, aus den Schlingen der Tyrannei sich hervorwinden zu können. Mit Bedauern wurden manchmal die französischen Berichte über die Nachrichten der Oesterrreicher gelesen; man sympathisirte allmählich mehr mit den Oesterreichern, als mit den Franzosen.

So geht es in Teutschland; die Teutschen wollen Zeit haben, und wenn sie einen Beschluß fassen, dann ist aber auch an dem guten Resultate desselben nicht zu zweifeln. Die Leipziger Schlacht hat davon den schönsten Beweis geliefert. Aber doch gab es schon einzelne Patrioten, welche mit feurigen Kämpfern sich gegen Napoleon vereinigten. So der preussiche Hauptmann von Katt. Dieser hatte sich mit mehreren entschlossenen Männern verbunden und war bis Magdeburg vorgedrungen. Eben so kämpften für teutsche Unabhängigkeit der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, dann der Oberst Dörnberg und Schill. Allein von Preussen geächtet, von dem neuen König Westphalens vogelfrei erklärt, konnten diese patriotischen Männer wenig ausrichten. Erwischte man solche Leute, so wurden sie entweder wie Verbrecher hingerichtet oder zu harten Sklavenarbeiten verdammt. Die Oesterreicher rückten sogar am 20. April unter dem Oberstwachtmeister Mezger nach Nürnberg, wurden aber bald wieder von Junot zurückgedrängt. Am 11. Juni zogen die Oesterreicher in Baireuth ein und drangen sogar bis Bamberg und beinahe gegen Würzburg vor; allein der König von Westphalen schickte überlegene Streitkräfte, und die tapferen Feinde mußten sich zurückziehen.

Am 26. Juni kamen noch einmal österreichische Uhlanen unter ihrem Obersten Michanowitsch mit vier Kanonen nach Nürnberg und wurden von dem Volke jubelnd aufgenommen. Es brach beinahe ein förmlicher Aufstand aus; der Generalkommissär Graf von Thürheim, der Polizeidirektor Wurm und der Bürgermilitäroberst von Welken wurden nebst anderen Subaltern-

beamten arretirt und dabei beinahe pöbelhaft mißhandelt. Aber am 29. vertrieb der französische General Laroche dieselben, und am 29. wurden die Oesterreicher von den französischen Chasseurs à cheval und der bajerischen Besazung von Rothenberg bei Bezenstein angegriffen, ihnen zwei Kanonen abgenommen und sie über Streitberg nach Hollfeld und fechtend nach Böhmen zurückgejagt. Auch die Mergentheimer hatten sich gegen die Würtemberger empört, wurden aber am 26. Juni auf eine schreckliche Art gezüchtiget.

So zeigte sich nun an manchen Orten Teutschlands ein für die französische Parthei verderblicher Geist, und die Oesterreicher, welche von Böhmen nach Sachsen und Franken aus, also den Franzosen in den Rücken fielen, fanden nicht selten bereitwillige Arme zum Kampfe gegen Napoleon. Allein die heranrückende Armee des Königs Hieronymus verscheuchte die Oesterreicher ebenso, wie den spärlich erwachten Volkssinn der Teutschen. Zudem verließ das Glück den grossen Kaiser noch nicht, es begünstigte ihn vielmehr noch auf eine auffallende Weise.

Wir haben oben schon gehört, daß der Vizekönig Eugen mit seiner Armee aus Italien herausbrach, und dieselbe vereinigte er nun mit dem französischen Hauptheer unter Napoleon. Diese Vereinigung war am 27. Mai 1809 in Bruck erfolgt. Eugen hatte zwar am 16. April bei Sacile eine Niederlage erlitten. Da aber Erzherzog Johann den Tirolern zu Hilfe kommen mußte, so hatte die italienisch-französische Armee einen freieren Spielraum. Die Oesterreicher wurden daher am 8. und am 11. Mai, während sie die Piave und den Tagliamento überschritten, geschlagen, die österreichischen Magazine in Udine weggenommen, am 18. Mai bei Tarvis neue Vortheile von den Franzosen erfochten, Villach, Klagenfurt, Görz, Prewald, Laibach und Triest erobert, der General Jellachich bei St. Michael gänzlich geschlagen und somit der rechte Flügel der grossen französischen Armee mit Ausnahme von Tirol ganz sicher gestellt. Macdonald vereinigte seine dalmatische Division ebenfalls mit der italienischen Armee, und nun drangen er und der Vicekönig Eugen gegen Ungarn vor, wo Erzherzog Johann und der

Palatin bei Raab eine veste Stellung genommen hatten. Die Truppen des Palatin waren meistens ungarische Insurgenten, mehr tapfer in Worten, als in der That.

Am 14. Juni 1809 nun trafen die Franzosen auf die Oesterreicher und Ungarn; und als diese bald die Flucht ergriffen, wurden auch die Oesterreicher geschlagen und die Vestung Raab von den Siegern durch Kapitulazion am 22. Juni genommen. Diese Schlacht bei Raab war gleichsam das Vorspiel zu der folgenden Schlacht bei Wagram. Dort und gegen Enzersdorf hin ausgedehnt stand die österreichische Hauptarmee, indem sie von allen Seiten, wo es ihr möglich war, Truppen an sich gezogen hatte. Die Franzosen hatten aber Gleiches gethan, und binnen einer Zeit von zwanzig Tagen unter der Direkzion des Generals Bertrand Nichts versäumt, um sich die Vortheile einer künftigen Schlacht zu sichern. Drei Brücken waren über die Donau geschlagen, und von allen Seiten so sehr bevestigt, daß kaum eine äussere Gewalt mehr im Stande war, dieselben zu zerstören. Auf beiden Seiten der Donau, vorzüglich am linken Ufer, waren stark bevestigte Brückenköpfe errichtet und mit mörderischen Geschüzen bespickt. Die ganze französische Armee vereinigte sich bald bei Wagram, und am 1. Juli schlug Napoleon sein Hauptquartier statt in Wien auf der Insel Lobau auf. 150,000 Franzosen waren dort versammelt, um ihr Blut nöthigen Falls wieder für den Diktator des Continents zu versprizen. Das österreichische Heer bestand fast aus 100,000 Mann, erwartete aber noch den Erzherzog Johann, um durch sein Heer den linken Flügel der grossen Armee zu verstärken. Johann stand aber noch bei Preßburg.

Es war am 4. Juli Abends gegen 10 Uhr, als die Franzosen ein schreckliches Feuer gegen Enzersdorf und gegen die an dem Ufer von den Oesterreichern errichteten Verschanzungen begannen. Unter dem Schuze dieses Feuers ging auf schnell errichteten Brücken die ganze französische Armee auf das linke Donauufer über, und am 5. Juli war Enzersdorf in Asche gelegt und die Franzosen standen gegen die Oesterreicher in Schlachtordnung. Es entspann sich ein Gefecht, und Erzherzog Karl

zog sich hinter den Rusbach zurück. Am 6. Juli, beim Anbruche des Tages, begann auf der grossen Ebene von Wagram, das Marsfeld genannt, die grosse Schlacht. 150,000 Franzosen mit 584 Geschüzen standen 98,000 Oesterreichern mit 410 Geschüzen gegenüber. Der österreichische General Klenau begann mit dem rechten Flügel, welcher unter seinem Commando stand, den Angriff auf die Feinde. Derselbe wurde schnell bis hinter Enzersdorf mit einem Verluste von 10 Kanonen zurückgetrieben. Kollowrath drang ebenfalls vor und schlug die Franzosen unter Massena, welche einen Angriff auf Aderklann machten, mit einem Verlust von 400 Gefangenen und 4 Fahnen zurück. Auch Bellegarde und Rosenberg wollten vordringen; der Erstere hielt sich zwischen Wagram und Aderklann, Rosenberg aber wurde bis Neusiedl zurückgetrieben, wo er sich nur mit grossen Aufopferungen behaupten konnte; jedoch blieb im Ganzen die Schlacht noch unentschieden, denn während hier Vortheile errungen wurden, wurden sie dort verloren.

Napoleon richtete nun sein Augenmerk auf das Centrum der österreichischen Armee, und ließ Aderklann von Massena, Macdonald, Nansouty, den berittenen Garden und 100 Kanonen angreifen. Die Franzosen gaben sich alle Mühe, das österreichische Zentrum zu durchbrechen und dadurch die feindliche Armee zu theilen. Allein ohne Erfolg; denn die Oesterreicher kämpften mit fürchterlicher Tapferkeit und wurden selbst durch die Angriffe der Franzosen in Masse nicht zurückgeschlagen. So kam der Mittag, und Erzherzog Johann, welcher bis 12 Uhr auf dem Schlachtfelde erscheinen sollte, erschien nicht. Jedermann konnte wohl sehen, daß an seinem Erscheinen oder Nichterscheinen auch das Schicksal der Schlacht hing.

Nun drang der rechte Flügel der Franzosen immer weiter vor und überflügelte so den linken der Oesterreicher. Bald wurde die Posizion von Wagram genommen, die Oesterreicher sahen sich in der Flanke und im Rücken bedroht, und mußten ihre Stellung verlassen. Sie zogen gegen Kronenburg nach Znaim und Brünn zurück, und als die Franzosen das Schlachtfeld bereits eingenommen und besezt hatten, kam erst Erzherzog

Johann, zog aber gleich wieder ab gegen die March. Und so war denn die Schlacht von Wagram von Napoleon auf glänzende Weise gewonnen. Die Oesterreicher hatten gegen 24,000 Mann verloren und nur 7000 Gefangene gemacht. Die Franzosen zählten gegen 15,000 Todte; aber in ihren Händen waren 40 Kanonen und 10 Fahnen. Mit alterprobter Tapferkeit hatten auch die Bajern die Schlacht von Wagram mitgekämpft; General Wrede war sogar verwundet worden. Eine andere Abtheilung vaterländischer Truppen, nämlich die Division des Kronprinzen, war bei Linz zurückgeblieben und hatte am 7. Juli einen österreichischen Angriff mit höchst günstigem Erfolg zurückgeschlagen. Ebenso vertrieb eine Abtheilung Bajern, unter dem Kommando des Obersten Lindenau und in Verbindung mit einer französischen Cavallerie-Division unter Lasalle die Oesterreicher aus Korn-Neuburg.

Die Schlacht von Wagram hatte nun die Oesterreicher aus allen ihren Stellungen geworfen, und dieselben zogen sich unter beständigen Kämpfen nach Mähren zurück. Bei Znaim entspann sich eine neue Schlacht am 17. Juli, bei welcher auch die Bajern Antheil nahmen. Jedoch während des Treffens kam von österreichischer Seite der Fürst Johann von Lichtenstein in das französische Hauptquartier, und suchte Unterhandlungen um einen Waffenstillstand anzuknüpfen. Das Feuer der streitenden Theile hörte auf, und der Waffenstillstand kam mit vierzehntägiger Aufkündung auf vier Wochen zu Stande. Vermöge desselben sollten die Oesterreicher Tirol, Vorarlberg, Sachsen und das Baireuthische gänzlich räumen.

Nun sollte man glauben, Oesterreich würde sich Mühe gegeben haben, neue Streitkräfte zu sammeln, um sein Heil in einer neuen Schlacht zu versuchen. Zu dieser Hoffnung berechtigten einige günstige Diversionen der Engländer in Holland, dann eine russische Armee von 48,000 Mann, welche insgeheim schon mehr für die Oesterreicher als gegen dieselben bestimmt war, endlich die wieder ausgebrochene Insurrekzion der Tiroler und die nicht ungünstigen Bemühungen einiger schon oben genannter teutscher Patrioten im Rücken des französischen Heeres. Allein

das Schicksal schien alle seine Bitterketten auf das österreichische Kabinet auszuströmen, wie später der Friede von Schönbrunn bewiesen hat. Doch bevor wir diesen Friedensschluß behandeln, wollen wir noch einen Blick auf die zweite Tiroler Insurrekzion werfen.

§. 329.

Unterwerfung der Tiroler.

Wir haben oben schon bemerkt, daß die zweite Insurrekzion der Tiroler nicht allein den Charakter einer schroffen Ungesezlichkeit, sondern auch den einer leichtfertigen Politik angenommen hat. Der leztere Saz wurde auf eine höchst überraschende Weise durch den Waffenstillstand von Znaim für die Tiroler klar. Allein die Insurrekzion hatte, wie wir wissen, schon einen zu ernsthaften Charakter angenommen, als daß sie hätte sogleich entweder unterdrückt, oder von den Insurgenten aufgegeben werden sollen. Jezt kam der Befehl, die Oesterreicher sollten ganz Tirol räumen, und mit ihnen zog denn auch der vorsichtige Chef der provisorischen Regirung, Freiherr v. Hormayr, ab. Mit ihm noch mehrere Rebellenhäupter, und Hofer trug die ganze Last der Insurrekzion allein auf seinen Schultern.

Wir haben oben gesehen, daß die Bajern und Würtemberger an der nördlichen Seite des bergigen Hochlandes veste Position gefaßt hatten, daß König Maximilian sein Volk zu den Waffen rief, und nun steht die Division des Generals Deroy gegen Ende Juli schon in Salzburg, um in Verein mit einigen Franzosen und Sachsen, im Ganzen mit 40,000 Mann, in das insurgirte Land zu rücken. Die Pinzgauer hatten den Paß Lueg geräumt und nun traf die Division Deroy bei Daxenbach auf den ersten Widerstand der Rebellen. Diese wurden in den Rücken genommen und gänzlich in die Flucht geschlagen. Hierauf legten die Zillerthaler ihre Waffen nieder und die Bajern rückten ohne Widerstand über Zill, Mittersil und Kizbühl, am 21. Juli in Volders und am 1. Aug., 24,000 Mann stark, in Innsbruck ein. Gegen die Päße Lofer und Strub zog vom 27. Juli an die Di-

vision des Kronprinzen. Nirgends Widerstand. Ebenso rückten die Grafen von Arco und von Oberndorf unter den Befehlen des Brigadegenerals Montmarie durch das Achenthal über Schwaz ebenfalls nach Innsbruck. Auf gleich leichte Weise kam auch General Beaumont durch die Scharniz gegen die Hauptstadt der Tiroler angezogen. Und nun befanden sich in Innsbruck gegen 40,000 Feinde der Insurgenten. Oberbefehlshaber dieser allerdings bedeutenden Armee war General Lefevre. Derselbe verkündete allen Insurgenten, welche binnen einer Zeit von acht Tagen die Waffen niederlegen würden, völlige Amnestie. Diese Erklärung unterstüzte auch noch der österreichische General Buol, indem er der Insurgenten Regirung von Brixen aus den Waffenstillstand von Znaim und seinen daraus erfolgenden nothwendigen Abzug von Tirol zu wissen machte. Allein es half nichts, daß die Feinde der Insurgenten Massenweise in's Land drangen. Selbst das Beispiel der Pinzgauer, welche auf den Rath des hochverehrten Fürstbischofs von Chiemsee, Grafen von Truchses, die Waffen zum Theil niedergelegt hatten, konnte Nichts fruchten. Hofer dachte selbst im ernstesten Augenblicke nur an die Befreiung seines Vaterlandes. Ihn unterstüzten natürlich auch alle Haupttheilnehmer der Rebellion, besonders der Kapuziner Haspinger und der Führer der Vorarlberger Insurgenten, Doktor Schneider. Auch Speckbacher reihte sich wieder an Hofer an, und die Tiroler in den noch unbesezten Landestheilen griffen wieder insgesammt zu den Waffen. Das war mehr als unklug. General Beaumont rückte nun von Innsbruck aus gegen Vorarlberg durch das Oberinnthal, Arlberg und Pludenz. Schrecklich wurde von nun an der Kampf; denn es handelte sich nicht mehr um die Befreiung des Vaterlandes allein, sondern auch um Leben oder Vernichtung der Insurgenten.

Lefevre gab nun einem Theile des unter seinem Kommando stehenden Heeres Befehl, von Innsbruck gegen Sterzing aufzubrechen. Das geschah am 4. August gerade zu der Zeit, als General Beaumont einen Insurgenten Haufen bei Rankweil zersprengt hatte, und am 6. Aug. sich in Bregenz mit den Truppen des Königs von Würtemberg unter dem Befehle seines Kron-

prinzen vereinigte. Die Würtemberger hatten schon einen glänzenden Fang gemacht; denn in ihren Händen befand sich Doktor Schneider, der später von der Festung Asberg aus an Bajern abgeliefert wurde. Die Vorarlberger legten nach jener Vereinigung die Waffen nieder, und General Royer zog gegen Steinach und Sterzing, indem er Brixen besezen wollte. Eine Division Franzosen von Italien her besezte aber Trient; der baierische Oberst Graf von Wittgenstein nahm Posizion am Brenner und die Unterwerfung Tirols schien zu gelingen. Leider war sie vorläufig blosse Täuschung. Schon der Versuch des französischen Generals Rusca, welcher von Kärnthen aus durch das Pusterthal dem Herzoge von Danzig, Lefevre, zu Hilfe ziehen wollte, wurde durch das verlorne Treffen bei der Lienzer Klause am 7. August gänzlich vereitelt. General Royer, Befehlshaber eines herzoglich-sächsischen Regiments wurde ebenfalls am 4. Aug. bei Mittenwald von den Insurgenten angegriffen und das Gefecht wurde am 5., als die Bajern Verstärkungen erhalten hatten, auf eine fürchterliche Weise erneuert. Die Insurgenten hatten die Laditscher Brücke abgetragen und von allen Bergen ringsum stürzten Felsenmassen und Bäume herab, flogen überall Kugelregen auf die Feinde der Insurgenten, und in einem Nu hatte Lefevre 2000 Mann verloren.

Am 7. August wiederholte Lefevre den Angriff und wurde an diesem und dem nächsten Tage von Haspinger und Speckbacher mit so grossem Verlust zurückgeschlagen, daß seine Truppen eiligst nach Innsbruck flohen. Die Sache der Insurgenten schien sich günstiger zu gestalten. Bei Sterzing stand die erste Division der bajerischen Armee unter dem Befehl des Generals Raglowich, und auch diese mußte, um von den Insurgenten nicht auf allen Seiten eingeschlossen zu werden, den Rückzug über Steinach nach Matray ergreifen. Unterwegs verlor sie gegen 3000 Mann, und kam am 11. August Abends matt und müde nach Innsbruck. Dort standen am Isel die Tiroler unter dem Befehle von Hofer 20,000 Mann stark. Die dritte Division hatte schon mit den Insurgenten gekämpft und war gänzlich geschlagen worden. Am 12. August wurde der Kampf

erneuert und von beiden Seiten mit höchster Erbitterung gestritten, Lefevre aber gänzlich geschlagen. Von allen Seiten kamen jezt die Rebellen heran, und am 15. Aug. war Lefevre gezwungen, den Insurgenten Innsbruck zu räumen. Umsonst war es, daß General Montmarie sich alle Mühe gegeben hatte, über Hall, Schwaz und Rattenberg die abgebrochene Verbindung mit den Bajern wieder herzustellen; derselbe wurde bei Schwaz gänzlich geschlagen und in dem Treffen Graf von Arco durch einen Flintenschuß getödtet. Der Rückzug wurde daher und mußte beschleunigt werden; denn es wiederholten sich in Tirol alle Gräuel, welche einst in der Vendee so sehr gewüthet hatten. Deroy und Raglowich räumten daher am 14. und 15. Innsbruck, und am 15. hielt Hofer seinen feierlichen Einzug; indem er den Befehl gab, die fliehenden Feinde ohne Rast zu verfolgen. Brand und Verwüstung ließ Lefevre den Insurgenten zurück.

Am 16. kam das Heer nach Brixlegg, zündete diesen Ort an und erreichte endlich Salzburg, während die dritte Division nach Kufstein marschirte. Hofer hatte nun zum Voraus seinen Zweck erreicht, sein Vaterland war von den Feinden befreit. Er residirte in Innsbruck, und war von allen Tirolern als oberster Leiter und Befehlshaber der Regirung des Landes und der Truppen anerkannt. Bald verbanden sich auch die Salzburger Hochländer mit den Insurgenten, und Haspinger und Spekbacher streiften gegen Salzburg und Altbajern mit vielem Erfolge. Die Bajern wurden von Lofer und Luftenstein mit großem Verlust vertrieben und ein grosser Theil derselben in den Saalfluß gesprengt; andere bei Unken gefangen genommen, Reichenhall aber, Berchtesgaden und Hallein von den Insurgenten besezt. Die Tiroler eroberten auch den Paß Lueg, und fast hatten die Bajern alle Mühe, sich in Salzburg zu halten.

Nicht so vortheilhaft wie hier, ging es ihnen in Vorarlberg. Nur einzelne Punkte dieses Landes konnten sie besezt halten. Den Vorarlbergern selbst fehlte ihr früherer Chef, Schneider. Jedoch im Salzburgischen wurde Spekbacher mit 600 Schüzen bei Melleck von einem weit stärkern bajerischen Korps

angegriffen und fast zu Grunde gerichtet. Das war am 16. Oktober und am 17. rückte die Division des Kronprinzen, nach Zurückwerfung eines Insurgenten Haufens, in Lofer ein. Der Kapuziner Haspinger sah sich auf diese Art, um nicht abgeschnitten zu werden, auch genöthigt, das Salzburger Gebiet zu räumen, und sich durch Kärnthen in's Pusterthal zurückzuziehen. Von Kärnthen aber drang jezt ein bedeutendes französisches Corps gegen Tirol herein, ebenso General Peyri von Verona in das südliche Land der Insurrekzion. Trient wurde von ihm besezt und am 2ten Oktober die Insurgenten bei Lavis bedeutend geschlagen. Und nun forderte der Vizekönig von Italien, Eugen, in einer ernsten Proklamazion die Tiroler nochmal zur Niederlegung ihrer Waffen auf; aber alles half nichts. Nun blieb den Franzosen und Bajern nichts anders übrig, als mit überlegener Macht von allen Seiten in das, man darf wohl sagen, jezt muthwillig empörte Land zu ziehen. Von Kärnthen und von Brixen kamen die Franzosen. Die Bajern unter Oberndorf erstürmten den Paß Scharniz. General Wrede zog über Salzburg gegen St. Johann, Deroy vonKufstein, welches die Bajern immer noch besezt hielten, nach Wörgel, und somit drangen denn die Feinde der Insurgenten durch alle offenen nördlichen und südlichen Hauptpunkte gegen Innsbruck vor. Salzburg, Lofer, St. Johann, Kufstein und Wörgel waren also in den Händen der erbitterten Bajern. Die Franzosen aber rückten von Kärnthen und Italien aus mit grössern Massen in das insurgirte Land. Ueber Rattenberg und Schwaz kam Deroy sammt der Division des Kronprinzen vor Hall. Hier wollten die Insurgenten unsere Truppen aufhalten, wurden aber von der Uebermacht zurückgedrängt.

Das war am 25. Okt., und an demselben Tage Abends zogen die Bajern wieder in Innsbruck ein, und verkündeten den schon am 14. Okt. in Schönbrunn abgeschlossenen Frieden. Die Insurgenten mochten natürlich diesen Frieden, da sie ihre verzweifelte Sache schon weit genug getrieben hatten, nicht anerkennen. Hofer hatte Innsbruck verlassen und sich nach Steinach zurückgezogen, wo er neue Bewaffnungen und neue Rüstungen betrie-

ben hatte. Und nun sammelten sich die Insurgenten am Berge Isel. Dieser wurde jedoch von unserm gegenwärtigen König, damaligen Kronprinzen, und dem franz. General Grafen Drouet d'Erlon am 1. Nov. erstürmt. Die Insurgenten zogen sich zurück, ein Theil verschanzte sich aber auf dem Patschberge unter dem Kommando des Spekbacher; jedoch kamen die Franzosen von Italien und Kärnthen immer näher. Drouet forderte nun in derben Proklamazionen die Tiroler zur Niederlegung ihrer Waffen auf, und drohte jedem Insurgenten, der binnen einer Zeit von vierundzwanzig Stunden die Waffen nicht niederlegen würde, Tod, und ihren Wohnungen Verwüstung. Allein demohngeachtet blieb Spekbacher und schlug den Angriff der Bajern auf seine veste Stellung zurück. Ebenso mußten die Franzosen von Kärnthen und Italien aus manchen harten Strauß bestehen. Rusca und Baraguay d'Hilliers hatten unter vielen Anstrengungen Bozen und Brixen besezt. Ueberall fand man den hartnäckigsten Widerstand, und es ließ sich nicht absehen, wie man vor Gefangennehmung der Insurgenten-Chefs das Land wieder zur Ruhe bringen würde. Jedoch verkündete eine Proklamazion des Erzherzogs Johann schon am 8. Nov. die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden und die daraus folgende Unmöglichkeit, von österreichischer Seite den Tirolern zu helfen, also die Nothwendigkeit ihrer Unterwerfung. Ebenso kam auch vom Vicekönig Eugen eine Proklamazion aus Villach, welche die Insurgenten zur Niederlegung ihrer Waffen aufforderte, und unter dieser Bedingung volle Gerechtigkeit und Abhilfe aller gegründeten Beschwerden versprach.

Hofer mochte nun selbst einsehen, daß jeder fernere Widerstand nur noch einen grössern Ruin seines Vaterlandes herbeiziehen würde, und ermunterte seine Landsleute durch eine Proklamazion aus Sterzing vom 8. Nov., die Waffen niederzulegen. Allein, als dieses nicht geschah, als die Passayer, Oberinnthaler und Vintschgauer durchaus jeden Frieden verschmähten, erließ Hofer eine neue Proklamazion unterm 15. Nov., welche die Tiroler wieder zu den Waffen rief. Wirklich kostete es der Uebermacht erstaunliche Mühe und viele Leute, vorwärts

zu dringen. So fand General Rusca allenthalben Widerstand und wurde endlich bei Terlan überfallen und gänzlich geschlagen. Endlich eroberte unser Generalmajor, Graf von Minucci, die Posizion der Insurgenten von Zell und Graf von Bekers drang gegen Steinach unter beständigen bedeutenden Kämpfen und vielem Verluste vor. Baraguay d'Hilliers vermochte gegen die Passayer und Vintschgauer mehr durch Ueberredung und Güte, ein Mittel, daß man schon längst hätte gebrauchen sollen, als durch Waffengewalt. Endlich wurde auch das Oberinnthal von den Bajern am 17. Nov. nach bedeutenden Verlusten erobert.

Allmählig legten nun die fürchterlichen Insurgenten die Waffen nieder. Hofer verschwand. Er hatte sich in einer Sennerhütte auf den Passayeralpen verborgen gehalten. Am 27. Jäner 1810 aber spürten, durch Verrätherei eines sehr guten Bekannten des ehemaligen Insurgenten Chefs, die Franzosen diesen auf. Vorher hatte man schon 10,000 Francs auf seine Auslieferung gesezt. Als nun die Grenadiere in die Hütte traten, kam ihnen der tapfere Patriot selbst entgegen, und meldete, daß er allerdings der Andreas Hofer, gewesener Kommandant von Tirol, sei. 500 Mann umgaben seinen Wagen, als man ihn geschlossen nach Mantua führte. Doch Hofer verzagte nicht. Er verließ sich auf die in dem Frieden von Schönbrunn ausgesprochene Amnestie, und nöthigen Falls auf seine Landsleute. Allein der biedere Mann, dem man in Beziehung auf seinen guten Willen und seine Liebe zum Vaterlande und zum Volke keinen Vorwurf machen konnte, war verlassen. Die Politik, die sich oft über Menschlichkeit hinwegsezt und hinwegsezen muß, und die besonders damals von Seite Napoleons auf gewaltthätige Art geübt wurde, forderte die Unschädlichmachung dieses Mannes, und diese konnte allenfalls am Besten durch seinen Tod erzielt werden. Wie aber Hofer nie recht viel von Politik gewußt hatte, sondern mehr den Eingebungen seines stolzen Patriotismus folgte, so that er's auch jezt. Würde er je geglaubt haben, daß man sein Leben von Seite seiner Feinde gefährden könne, so hätte er sich allenfalls mehr Mühe gegeben, einen

bessern Schlupfwinkel auszukundschaften, als derjenige war, wo man ihn ohne viele Umschweife suchen mußte. Die Hoffnung konnte also diesen Mann freilich nicht verlassen; wäre das möglich gewesen, so hätte er sich gewiß, wie Freiherr von Hormayr, nach Oesterreich zurückgezogen, und die Wunden seiner Verirrungen von der Zeit und von bessern, einsichtsvollern Menschen heilen lassen. Das that er nicht, also blutete er für seine Grundsäze. Am 20. Februar wurde er zum Richtplaze geführt und mit beseligendem Vertrauen auf eine höhere Gerechtigkeit stürzte er, von den Kugeln seiner Ankläger und Richter durchbohrt, nieder.

Sein Verräther fühlte später, wie jeder solcher Niederträchtige es immer fühlen wird, so manche Gewissensbisse, und mußte selbst von Bajern versorgt werden, weil die Franzosen die versprochenen 10,000 Francs ihm nicht gaben. Von seinen Landsleuten verachtet und geflohen, von seinem eigenen Gewissen gequält und gepeinigt, von allen Guten verabscheut, starb er in der bajerischen Residenz, niedergedrückt von der herben Last einer beissenden Schuld. Und nun war die Tiroler Insurrekzion geendet.

Fragen wir im Rückblicke auf dieselbe, warum sie entstand, so müssen wir mit der für jeden Geschichtschreiber nothwendigen Gewissenhaftigkeit leider sagen, sie wurde gerufen. Wer möchte auch hier zunächst die Regirung unsers Vaterlandes in der damaligen Zeit ganz vertheidigen? Es ist ein gefährliches Ding, ein Volk, welches eigentlich am Innigsten mit der Natur verschmolzen ist, mit der Peitsche zu einer schwindelnden Aufklärung treiben zu wollen. Extreme führen jedesmal wieder zu Extremen. Es ist daher gleich gefährlich, wenn man ein reiferes Volk unreif, und ein unreifes plözlich reif machen will. Die Geschichte hat so oft den Beweis geliefert, daß die Zeit sich durchaus nicht über den Haufen werfen läßt, daß man aus dem Manne keinen Jüngling, noch weniger aber aus dem Knaben einen Mann sogleich machen könne. Beide Bestrebungen greifen in die natürlichen Geseze aller Menschenbildung ein, und beide werden jedesmal gerächt.

Als die franzöſiſche Regirung unter Ludwig XVI., ſtatt die höchſte Intelligenz im Staate zu bilden, die aufkeimende Intelligenz des Volkes meiſtern wollte, kam eine Revoluzion; und als man die Vendeer zu Republikanern machen wollte, empörten ſie ſich eben ſo wie die Tiroler, als man ihrer Väter Brauch und Sitte, ja ſelbſt ihre Religion mit ſchamloſer Neuerungsſucht angriff. Die Geſchichte der Völker iſt vor Jahrtauſenden ſo geweſen wie ſie jezt iſt; ſie macht die Menſchen glücklich und unglücklich, je nachdem dieſelben ihre Lehren befolgen oder nicht. Die Zukunft wird noch oft dieſen Saz erproben.

§. 330.

Der Friede von Schönbrunn.

Die Schlacht von Wagram hatte, wie wir hörten, zu einem Waffenſtillſtande geführt, und gegen Ende desſelben waren zwiſchen Champagny, dem Grafen Metternich und Nügent die Friedensunterhandlungen eröffnet worden; am 20. Okt. wurde der Friede ſelbſt in Schönbrunn abgeſchloſſen. Napoleons Gewaltherrſchaft hatte Oeſterreich noch einmal tiefe Wunden geſchlagen. Kaiſer Franz I. verlor 2000 □ M. Landes und vierthalb Millionen Menſchen. Was aber noch mehr war, als dieſes, er verlor ſeine lezten Seehäfen und damit auch den Rang einer erſten Macht. Der Rheinbund, Napoleon, Rußland, Sachſen und Warſchau bereicherten ſich durch den Schönbrunner Frieden. Bajern erhielt im Ganzen einen Gewinnſt von 257 □ Meilen und 398,000 Einwohnern. Das Herzogthum Salzburg und Berchtesgaden, dann das Inn- und Hausruckviertel fielen gemäß den Beſtimmungen des Friedens an Bajern; allein durch einen in Paris am 28. Febr. 1810 und am 7. April in Bozen abgeſchloſſenen und modifizirten Vertrag trat der König das ganze ſüdliche Tirol und die Landgerichte Lienz und Silian an das Königreich Italien und Illyrien ab. Durch dieſe Modifikazionen hatte Bajern zulezt nicht mehr als 200,000 Seelen gewonnen. Salzburg, Berchtesgaden, das Fürſtenthum Regensburg, die

Markgrafschaft Baireuth und andere gegen Würtemberg hin liegende Besizungen hatten dem Vaterlande eine bessere politische und militärische Abrundung gegeben. Bajern zog also aus dem Frieden von Schönbrunn allerdings manchen politischen Vortheil. Wohl ließ sich aber von Seite Oesterreichs erwarten, daß diese Macht mit ihren Verlusten in Zukunft nicht sehr zufrieden sein werde.

§. 331.

Organisazion des Königreichs Bajern in Beziehung auf seine Eintheilung und Generalkommissariate, Appellazionsgerichte und Landgerichte.

Bajern umfaßte aus frühern Eintheilungen und sogenannten Nazionalitäten, Bajern, Schwaben, obere Pfalz, Neuburg und Franken. Diese Eintheilung schadete mehr als sie nüzte; denn sie befremdete und trennte die einzelnen Volksstämme, statt sie zu vereinigen. Ueberdieß fehlte es dieser Eintheilung ganz besonders an der Gleichförmigkeit. Sie trug zur Vereinfachung der Regirung nichts bei, sondern hob vielmehr diese Vereinfachung auf. Um somit eine bessere Eintheilung und daher auch eine zweckmässigere Organisazion der Administrazion und Justiz herzustellen, hatte man nach dem Muster der französischen Departementseintheilung das ganze Königreich am 21. Juni 1808 in fünfzehn Kreise eingetheilt, und dieselben nach den vorzüglichsten Flüssen der Kreise selbst benannt. Es waren der Mainkreis, Pegnizkreis, Naabkreis, Rezatkreis, Altmühlkreis, Oberdonaukreis, Lechkreis, Regenkreis, Unterdonaukreis, Isarkreis, Salzachkreis, Illerkreis, Innkreis, Eisakkreis, Etschkreis. Für diese Kreise gehörten folgende Hauptstädte, in denen die Regirung oder das Generalkommissariat seinen Siz hatte; nämlich Bamberg, Nürnberg, Amberg, Ansbach, Eichstätt, Ulm, Augsburg, Straubing, Passau, München, Burghausen, Kempten, Innsbruck, Brixen und Trient. Für diese fünfzehn Kreise wurden neun Appellazionsgerichte errichtet; nämlich Trient für den Etschkreis, Innsbruck für den Inn- und Eisakkreis, Mün-

chen für den Isar- und Salzachkreis, Straubing für den Regen- und Unterdonaukreis, Memmingen für den Lech- und Illerkreis, Neuburg für den Oberdonau- und Altmühlkreis, Ansbach für den Rezatkreis, Amberg für den Naab- und Pegnitzkreis und Bamberg für den Mainkreis. Die Appellazionsgerichte bildeten die zweite Instanz in Justizsachen; Verwaltungssachen aber und Polizeiangelegenheiten wurden durch die Regirung oder Generalkommissariate als in zweiter Instanz entschieden. Jeder Kreis erhielt aber als erste Instanz für Verwaltungs-, Justiz- und Polizeisachen eine gewisse Anzahl Landgerichte, deren Geschäftssphäre durch das organische Edikt vom 24. Juli 1808 besonders geregelt wurde.

Offenbar ist diese Eintheilung kein geringes Meisterstück. Geschäftsvereinfachung und daher auch wohlthätige Regirung war die Folge. Da kam nun der Friede von Schönbrunn im Jahre 1809, und die Verträge von Paris und Bozen vom 28. Febr. und 7. Apr. 1810. Es wurde also eine neue Eintheilung nothwendig. Man hatte bisher die Erfahrung gemacht, das Königreich sei in zu viele Kreise eingetheilt und glaubte also diese Eintheilung verringern zu müssen.

Gemäß einer Verordnung vom 23. Sept. 1810 wurde also das Königreich von fünfzehn auf neun Kreise reduzirt. Diese Kreise waren nun der Mainkreis, der Rezatkreis, der Regenkreis, der Oberdonaukreis, der Unterdonaukreis, der Illerkreis, der Isarkreis, der Salzachkreis und der Innkreis. Für die genannten Kreise, und zwar für den ersten, war das Generalkommissariat in Baireuth, das Appellazionsgericht in Bamberg; für den zweiten das Generalkommissariat und Appellazionsgericht in Ansbach; für den dritten das Generalkommissariat in Regensburg, das Appellazionsgericht in Amberg; für den vierten das Generalkommissariat in Eichstätt, das Appellazionsgericht in Neuburg; für den fünften das Generalkommissariat in Passau, das Appellazionsgericht in Straubing; für den sechsten das Generalkommissariat in Kempten, das Appellazionsgericht in Memmingen; für den siebenten beide Stellen zweiter Instanz in München; für den achten das Generalkommissariat in Salz-

burg, das Apellazionsgericht in Burghausen; für den neunten galt Innsbruck als die Hauptstadt des Generalkommissariats und Appellazionsgerichtes.

Wenn nun überhaupt eine gute Landeseintheilung die Regirung und Justizverwaltung erleichtern soll und wird, so war es bei dieser leztern Eintheilung ziemlich der Fall. Nur ergaben sich in Folge der Zeit gegründete Beschwerden über die unzweckmässige Vergrösserung der Landgerichte und deren zu grosse Kompetenz in Verwaltungs- und Justizsachen. Das Volk war noch in Beziehung auf seine zivilrechtlichen Verhältnisse nicht gehörig und umfassend genug vertreten; doch dieser Mangel sollte von einer spätern Zeit beseitigt werden. Neben der oben bezeichneten Fixirung der Generalkommissariate und Appellationsgerichte schuf die Regirung in Nürnberg und Augsburg, als in zwei ihres Handels wegen sehr wichtigen Städten, noch eigene Kommissariate.

§. 332.

Organisazion der einzelnen Verwaltungszweige.

Es war sehr natürlich, daß die Regirung sich alle Mühe gab, die äussere Organisazion mit einer eben so kräftigen innern zu verbinden, nur Schade, daß ein zu rasches Feuer in allen Schöpfungen derselben zu erkennen ist, daß die französische Nachahmungssucht zu sehr auch in Bajern von dem Allgemeinen auf das Besondere hinüberschweifte, und dadurch nicht selten das Kleine zum Grossen gemacht wurde. Allein wer wollte verlangen, daß die bajerische Regirung in den Zeiten des französischen Uebermuthes nicht auch politisch und moralisch von dem bösen Geiste der Zeit fortgerissen wurde? Wie oft haben wir in der bajerischen Geschichte ein grosses Prinzip der Politik oder leider oft unreine Politik überhaupt kennen gelernt? Für eine Mittelmacht ist ein selbstständiges politisches Prinzip nach Aussen fast unmöglich, aber desto lebendiger kann sich ein solches Prinzip im Innern gestalten.

Die einfachste, natürlichste und daher auch einzig gesezliche Politik einer jeden Regirung muß darauf hinzielen, das Volk

zu erziehen. Jeder Erzieher aber muß nothwendiger Weise klüger sein, er muß mehr Intelligenz besizen, als Derjenige, der erzogen wird. Von diesem Gesichtspunkte schien denn auch die bajerische Regirung auszugehen. Sie versammelte daher tüchtige Männer um sich, deren Kenntnisse, Talente und Erfahrungen jenes Prinzip zu verwirklichen im Stande waren. Solche Männer sahen nun wohl ein, daß das bajerische Volk reifen dürfe, wenn es nicht aus den Fugen der Zeit herausgerissen werden wolle, ja reifen müsse. Bei diesen Bestrebungen wurden freilich grosse Fehler begangen, deren wir einen in der indirekten Erregung der Tiroler Insurrekzion schon kennen gelernt haben; allein aus Fehlern lernt der Mensch und der Staat. Jener Grundsaz, daß das Neue besser sei, als das Alte, war freilich nicht immer anwendbar und schadete mehr, als er nüzte. Allein unter den vielen Organisazionen finden sich auch manche, die das Bestreben der Regirung, das Volk zu einer höhern Civilisazion zu erheben, laut und feierlich beurkundeten, und in dieser Beziehung zollt jede gerechte Geschichte einer solchen Regirung auch den gerechtesten Dank.

Wir nennen unter den Organisazionen die Verordnung vom 29. Dez. 1806, welche das gesammte Stiftungs- und Kommunalvermögen dem Ministerium des Innern unterordnete; ein Mißgriff, denn es steht keiner Regirung das Recht zu, über Privatvermögen, und das ist alles dasjenige, welches Korperazionen und Individuen gehört, zu disponiren. Am 30. Dez. 1807 entstand eine eigene Generaladminisirazion des Stiftungs- und Kommunalvermögens; ein zweiter Mißgriff, der aus dem ersten erfolgte. Die Verordnung vom 13. Febr. 1807 schuf unter der Führung des hochverdienten Patrioten von Utzschneider und des Direktors Flurl eine Generaladmisirazion der Salinen, ein oberstes Bergamt unter Leitung des Freiherrn von Schwerin; dann die Verordnung vom 2. Nov. 1807 errichtete eine Generalzoll- und Mauthdirekzion für das ganze Königreich mit den Inspekzionen: Bozen, Augsburg, Nürnberg und Stadtamhof; dann die Errichtung einer Generallottoadminisirazion mit Filialadminisirazionen. Zweckmässig waren die Finanzdirekzionen

in den einzelnen Kreisen, dann die Errichtung der Generaldirekzion des Strassen-, Brücken- und Wasserbaues, einer Polizeisekzion bei dem Ministerium des Innern, einer Steuer- und Domainensekzion bei dem Ministerium der Finanzen, einer Lehen- und Hoheitsekzion bei dem Ministerium des Auswärtigen, endlich die Errichtung eines obersten Rechnungshofes.

Am 1. Mai 1808 erschien konkruent mit den bisherigen Bestrebungen der Regirung, das Volk zu einer höhern Reife zu führen, eine organische Verfassungsurkunde. Allein dieselbe konnte weder zu der Napoleonischen Zeit, noch auch zu der mindern Reife des bajerischen Volkes passen. Sie trat also auch nicht in's Leben, und wir müssen leider hier die Regirung einer gewissen Uebereilung beschuldigen. Am 31. Aug. 1808 wurde die alle Menschlichkeit und höheren moralischen Rechte empörende Leibeigenschaft gänzlich aufgehoben, Gemeinden gebildet, und am 4. Juni ward das organische Edikt über die Bildung eines geheimen Rathes und am 28. Juli 1808 ein Statut der Königlichen Familie, dann ein Reglement über die vier höchsten Kronämter erlassen. Am 19. März 1808 wurden die rechtlichen Verhältnisse der mediatisirten Standesherrn bestimmt, die Edelmannsfreiheit aufgehoben, und durch ein Edikt vom 28. Juli 1808 die gutsherrlichen Rechte vestgesezt; durch die Verordnung vom 22. Dez. desselben Jahres die Rechte des Adels modifizirt, die Fideikommisse aufgehoben und die Majorate eingeführt. Am 1. März 1806 war der militärische Max Joseph Orden gegründet worden. Am 19. Mai 1808 wurde der Verdienstorden des pfälzischen Löwen in den Civilverdienstorden der bajerischen Krone verwandelt. Am 8. Sept. 1808 wurde der Johanniterorden in Bajern gänzlich aufgehoben, und seine Güter einer Zentraladministrazion untergeordnet. Am 9. August 1806 erschien eine Verordnung in Beziehung auf die Bestrafung des Wilddiebstahls. Am 29. Aug. 1809 wurden die Konfiskazionen, mit Ausnahme bei Militärpflichtigen, gänzlich aufgehoben. Am 8. Okt. 1810 erschien eine provisorische Tax- und Sportelordnung. Am 24. Juli 1808 wurde ein organisches Edikt über die Organisirung der Landgerichte, der Stadtgerichte, der Pa-

trimonialgerichte, der Appellazionsgerichte und des Oberappellazionsgerichtes erlassen. Am 18. Mai 1809 erhielten Augsburg und Nürnberg eigene Handelsgerichte erster und zweiter Instanz. Die Verordnung vom 8. Juni 1807 verpflichtete alle Unterthanen zu gleicher Theilnahme an den Staatsauflagen und bestimmte eine Steuerrektifikazion, eine Konzentrirung der Staatskassen und Absonderung des Staatsschuldentilgungsfondes von der Staatskasse. Durch die Verordnung vom 21. Juni 1807 wurde eine Steuerrektifikazionskommission sammt Provinzialkommissionen der Art geschaffen. Die Verordnung vom 27. Jäner 1808 schuf die Steuerkatasterkommission, und schon am 13. Mai 1808 erschien ein allgemeines Steuerprovisorium für Bajern und Schwaben, und von nun an wurden in diesen Provinzen vier Hauptsteuern eingeführt; nämlich die Haussteuer, die Grundsteuer, die Dominikalsteuer und die Gewerbssteuer. Am 26. Nov. 1808 werden alle Personalsteuern in das Familienschuzgeld verwandelt. Am 23. Febr. 1809 wurde eine allgemeine Konkurrenz zu den Kriegslasten bestimmt; ferner die Steuerpflichtigkeit der Geistlichen geordnet; ebenso die verschiedenen Auflagen geregelt. Durch eine Verordnung vom 25. Aug. 1808 wurde dem Ministerium der Finanzen eine Steuer- und Domänensekzion untergeordnet. Am 8. Sept. 1808 wurde das statistisch-topographische Büreau organisirt. Die Schöpfung der Zentralstaatskasse fällt auf den 8. Aug. 1808.

Alle diese Institute wirkten nun, mit höchst wenigen Ausnahmen, sehr wohlthätig für das ganze Staatsleben. Allein die traurigen Kriegsjahre forderten neben dem Guten auch das Schlechte, neben dem Nüzlichen auch das Schädliche, und dahin gehörten die drückenden Auflagen und die demohngeachtet vermehrten Schulden des Staates. Im Jahre 1806 wurde ein Viertelprozent von allem Grundvermögen als allgemeine Kriegssteuer erhoben, in den Jahren 1807 und 1808 fünf ganze Landsteuern, am 4. März 1809 ein Achtel vom Hundert nach dem Kapitalwerthe als ausserordentliche Kriegssteuern; dann im Jahre 1809 wurde ein allgemeines Landanlehen ausgeschrieben, später ein gezwungenes Lotterieanlehen von acht-

zehn Millionen, an welchem alle Grundeigenthümer und besoldete Staatsdiener Antheil nehmen mußten. Dadurch wurden denn die Schulden auf eine schwindelnde Höhe gebracht, und wenn auch am 17. Nov. 1810 eine eigene Schuldenliquidazionskommission, am 20. Aug. 1811 aber eine Schuldentilgungskommission errichtet wurde, so vermehrten sich dieselben dennoch, statt daß sie sich verminderten. Die Ursache lag theils in den kostspieligen Kriegen, theils und ganz besonders in dem nicht selten etwas allzugrossen Staatsaufwande. Es war natürlich, daß die Regirung, welche einmal dem Prinzipe der Volksaufklärung gehuldigt hatte, auch die Folgen dieses Prinzipes erfüllen mußte; zu diesen Folgen aber gehört besonders die von der Regirung ausgesprochene Religionsduldung, welche die Toleranz manches protestantischen Staats beschämte. Dabei war die Gründung einer protestantischen Gemeinde in der Hauptstadt eine unerhörte Sache. Es wurde daher auch für Kirchenangelegenheiten eine eigene Sekzion beim Ministerium des Innern gebildet. Die Regirung sorgte aber auch, so viel als möglich, für das praktisch-moralische Wohl des Volkes. Sie beschäftigte daher durch Bauten und sonstige grosse Unternehmungen das Volk, und regulirte durch das Edikt vom 22. Febr. 1808 die Armenpflege, und trug den Polizeibehörden die strengste Aufsicht über alles Gesindel auf.

Um aber auch für die Sanität des Volkes vortheilhafte Anstalten zu begründen, wurde der Geschäftskreis der Stadt- und Landgerichtsphysikate näher bestimmt, und die Verordnung vom 29. Juni 1808 schuf die landärztlichen Schulen in München und Bamberg. Das organische Edikt vom 8. Sept. 1808 organisirte das ganze Medizinalwesen durch die Schöpfung der Medizinalräthe in den Kreisen und des Medizinalcommittee's in der Hauptstadt. Am 1. Febr. 1810 wurden die Hebammenschulen und die Zentralveterinärschule in München gegründet.

Die Regirung hörte auch nicht auf, auf alle mögliche Art den Ackerbau und die Industrie des Volkes zu begünstigen. Zu diesem Zwecke erschienen viele und sehr nüzliche Verordnungen. Alle Zweige der Industrie wurden aufgemuntert, und selbst im Fabrikwesen mit rühmlichen Eifer vorwärts gearbeitet. Am

9. Okt. 1810 erschienen die Statuten des landwirthschaftlichen Vereins und am 12. Okt. 1810 wurde, bei Gelegenheit der Vermählung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen mit der Prinzessin Therese Charlotte Louise von Sachsen-Hildburghausen, auf der Theresienwiese in München das erste Oktoberfest gefeiert, und dadurch die Landwirthschaft und Industrie in Bajern auf rühmliche Art aufgemuntert und befördert. Zu diesem Zwecke wurde auch das ganze Jagdwesen revidirt, ebenso das Bergwesen, das Postwesen organisirt, die einzelnen Münzstätten in ein Hauptmünzamt verwandelt. Am 28. Febr. 1809 ein gleicher Maaß-, Gewicht- und Münzfuß im Königreiche eingeführt, und der Getraidhandel im Innern des Landes gänzlich freigegeben. Ebenso bemühte sich die Regirung, die Gewerbe zu heben, die Mißbräuche derselben abzuschaffen und überhaupt das mittelalterliche Zunftwesen einer helleren Zeit anzupassen.

Um aber nicht allein durch gute oder mittelmässige Organisazionen zur Aufklärung des Volkes zu wirken, sondern die Elemente der Volksbildung aus dem Volke selbst hervorzurufen, so wendete die Regirung des Königs ihre ganze Aufmerksamkeit auch auf das Bildungswesen der bajerischen Nazion. Somit erschien am 1. Jän. 1806 der erste Lehrplan für die Elementarschulen, begleitet von einer Instrukzion für die Elementarlehrer. Die in dem Elementarunterrichte vorzutragenden Gegenstände waren unter folgenden Hauptgesichtspunkten begriffen: Gott, Natur, Kunst, Sprache, Zahl- und Maaßverhältnisse. Unter Leitung des geheimen Raths von Zentner wurde eine eigene Sekzion für das Unterrichts-, Erziehungs- und Bildungswesen dem Ministerium des Innern beigegeben. Alle Privaterziehungsinstitute aber wurden der Oberaufsicht der Staatsregirung unterworfen. Die Verordnung vom 28. Jäner 1809 trennte die Volksschulen von den höhern Studienanstalten. Diese zerfielen in Studienschulen und Studieninstitute. Von nun an gibt es für jeden Bajer, der sich einer höhern Ausbildung im bürgerlichen Leben sowohl, wie in dem Staatsdienste und in der Wissenschaft weihen will, Primärschulen, Progymnasien, Gymnasien und Lyzeen. Die höchste Bildungsan-

stalt blieb die Universität. Auch wurden Schullehrerseminarien in München, Amberg, Bamberg und Innsbruck errichtet. Ausgezeichnete Männer bearbeiteten die einzelnen Fächer der Wissenschaften. Dahin gehörten vorzüglich von Schelling, von Weiler, Rixner, die beiden Nüßlein, Wagner und Mailinger, zum Theil ausgezeichnete und von einem europäischen Rufe beehrte, zum Theil rühmliche und mit angestrengtem Fleiße und günstigen Erfolgen grössern Philosophen nacheifernde Männer. In der Philologie stehen Jakobi, Thiersch, Ast und Schlichtegroll am Zenith; vorzügliche Mathematiker, wie Späth, Magold und Klein erhöhten auch den Glanz dieser Wissenschaft in Bajern. Ausgezeichnete Physiker waren besonders Imhof, von Gehlen, Yelin, Siber, Fraunhofer und Pikel; als zum Theil ausgezeichnete Geschichtschreiber verdienen einen Ehrenplaz in der Geschichte der Maximilianeischen Periode Lory, Beßmayer, Westenrieder, Mannert, von Pallhausen, Lang, Lipowsky, Buchner, Zschokke, Jäck, Ignaz Rudhart, Freiherr von Aretin und Römer. Unter den Theologen zeichneten sich vorzüglich aus Dobmayer, Sailer, Prechtl, Brenner, Allioli und Hortig. Unter den Naturforschern verdienen mit Verehrung genannt zu werden: von Schrank, Moll, Goldfuß, Hoppe, Oppel, v. Voit. Unter den Rechtsgelehrten behaupten einen fast europäischen Ruf Kleinschrott, Feuerbach und Gönner.

Am 1. März 1807 erhielt die Akademie der Wissenschaften eine neue Konstituzion, nach welcher Jakobi, Schlichtegroll, v. Aretin, v. Moll und Westenrieder an die Spize gestellt wurden. Am 9. Juli 1809 wurde der Akademie eine Wahlordnung verliehen; kurz die Regirung bot Alles auf, um den Wissenschaften im bajerischen Volke Eingang zu verschaffen, und nicht umsonst; das bewiesen die schon oben angezeigten berühmten Männer. Am 13. Mai 1808 wurde die Akademie der bildenden Künste konstituirt. Dieselbe sollte bestehen aus vier Sektionen; der Malerei, der Bildhauerkunst, der Baukunst und der Kupferstecherkunst. Alles wurde aufgeboten, um Wissenschaft und Künste in Bajern auf einen nie gesehenen Glanz empor zu bringen. Während man sich aber mit den Künsten des Friedens

auf alle Weise beschäftigte, vergaß die Regirung des Königs nicht, das Militärwesen zu verbessern, und Bajern zu einer Achtung gebietenden Macht emporzuheben. Demgemäß war am 27. Sept. 1808 ein eigenes Kriegsministerium geschaffen, und das ganze Land in vier Generalkommandos abgetheilt worden.

§. 333.

Napoleons Fortschreiten zum höchsten Gipfel seiner Macht.

Durch den Frieden von Schönbrunn war Napoleon allmächtiger Gebieter in Teutschland. Die kleinern Mächte buhlten um seine Gunst, die grössern zitterten vor der unersättlichen Eroberungslust des Kaiserlichen Neulings. Die Engländer, welche vom mitelländischen Meere aus den Oesterreichern eine günstige Diversion gegen Neapel hatten machen wollen, waren zu langsam gewesen, und gegen die Niederlande wollten die englischen Unternehmungen auch nicht gelingen. Ein entscheidender Augenblick um den andern ging verloren, und Napoleons Riesenmacht gestaltete sich grösser. Verlor er auch ein Schiff und eine Insel um die andere, so blieb er doch auf dem Kontinente Meister. Allein in Spanien wollten die französischen Waffen keine recht günstigen Fortschritte machen. Die Empörung hatte dort überall um sich gegriffen und wurde von den Engländern freilich gröβtentheils zu ihrem Vortheile, aber im Ganzen doch gegen Napoleon benüzt. England und die spanische Centraljunta schlossen miteinander ein Bündniß, und gelobten sich wechselseitig nicht eher Frieden zu machen, als bis Ferdinand VII. zum König von Spanien erklärt worden wäre. Die englische Armee in Spanien wurde von Arthur Wellesley angeführt, und dieser Anführer ist der gegenwärtige Herzog von Wellington. Die Engländer aber mußten sich zu Corunna einschiffen, und es war für die Franzosen scheinbar nichts weiter übrig, als die Einnahme von Sarragossa, und nach einem in der Geschichte beinahe unerhörten Kampfe wurde die Stadt am 21. Febr. wirklich genommen.

Der österreichische Krieg ermuthigte jedoch die Spanier aufs Neue. Die Engländer kamen wieder und die Franzosen

erlitten mehrere Nachtheile. Allein Napoleon schickte grössere Haufen und sein Bruder zog noch einmal in Madrid ein.

Als vollends der Friede von Schönbrunn die Spanier überraschte, schien die Revoluzion zu ermatten. Napoleon harrte aus und die Spanier besassen nicht jene Hilfsmittel, um die Grösse des Eroberers wanken zu machen. Napoleon blieb aber nicht bei Spanien stehen, sein Gelüste wendete sich nach dem Kirchenstaate, und vier Tage vor der Schlacht von Aspern erklärte der französische Kaiser die päpstlichen Staaten als Provinzen des französischen Reiches. Der ehrwürdige Papst protestirte freilich feierlichst gegen alle diese Gewaltstreiche. Ja er sprach am 11. Juni 1809 sogar den Bann über Napoleon aus, dafür aber ließ ihn dieser gefangen nehmen und nach Savona abführen. Rom selbst wurde zu einer Kaiserlichen Reichsstadt erklärt.

So schritt denn der kühne Korse mit riesigen Schritten der Schöpfung eines alten römischen Reiches immer näher. Niemand hinderte ihn daran und Niemand konnte ihn auch hindern. Zwar wagte es ein teutscher Jüngling auf die Ermordung des Usurpators zu sinnen; allein sein Anschlag wurde vereitelt.

Könige und Fürsten eilten nach Paris, um dem Eroberer Weihrauch zu streuen, und Napoleon nahm solche Huldigungen, wie ein Gott, auf. Alles, sagte er, was sich den Franzosen widersezen wolle, werde besiegt und unterworfen werden; den weltlichen Einfluß des Papstes habe er aus wohlverstandenem Interesse für die Kirche vertilgt; gegen seinen geistlichen Einfluß werde er nie etwas unternehmen. Spanien wolle er bald von den erschrockenen Leoparden befreien, und den übermüthigen Empörern zeigen, was es heisse, ihrem Könige den Eid der Treue zu verlezen. Mit Holland müßten einige Veränderungen vorgenommen werden und von der Schweiz sei er ohnehin der Vermittler. Um nun auch einen Erben für seine Monarchie zu erhalten, und zugleich seiner Dynastie den Anstrich der Legitimität zu geben, erklärte er am 15. Dez. 1809 in Gegenwart seiner Familie, er wolle sich von seiner vielgeliebten Gemahlin Josephine trennen. Hierauf wurden Unterhandlungen mit Oester-

reich angeknüpft, und bald reiſte die Erzherzogin Marie Louiſe, älteſte Tochter des öſterreichiſchen Kaiſers, nach Paris, wo am 12. April 1810 ihre Vermählung mit Kaiſer Napoleon gefeiert wurde.

Am 6. Jäner hatte Frankreich mit Schweden Frieden geſchloſſen, und bald wagte es Napoleon ſeinen Bruder Ludwig, König von Holland, zur Abdankung zu zwingen, und dadurch Holland mit Frankreich zu vereinigen. Die Gewaltſtreiche des Kontinentalgebieters wurden täglich häufiger. So wurde die kleine Republik Wallis mit Frankreich vereiniget, ebenſo die Hanſeeſtädte Oldenburg und Ahremberg, und bald herrſchte Napoleon bis an die Elbe und ſtreckte ſeine Hand noch nach weitern Erwerbungen aus. Unglücklich gieng es auch den Spaniern und Engländern auf der pyrenäiſchen Halbinſel, und in der zweiten Hälfte des Jahres 1810 war Spanien ſo ziemlich unterworfen; nur in Portugal führte Wellington mit ausgezeichneter Tapferkeit den Krieg fort. Während dieſes geſchah, meiſterte Napoleon auch die franzöſiſche Regirung im Innern. In allen Geſchäften war er der eigentliche Geiſt. Alle Beamten dienten ſeinem überwiegenden Deſpotismus, und bald getrauten ſich die Schriftſteller zu lehren: weil es einen Gott gebe, könne es auch nur einen Kaiſer geben. Polizei und Zenſur bewachten alle Franzoſen mit Argusaugen. Alles ſtreute ihm Weihrauch; nur der ehrwürdige Papſt ſtand veſt gegen alle Angriffe des Kaiſers. Napoleon ſchuf Biſchöfe, der Papſt beſtätigte ſie nicht; Napoleon berief eine Kirchenverſammlung, der Papſt erkannte ſie nicht an; kurz, mit dem heiligen Vater lieſſen ſich wenige Gewaltſtreiche machen. Da begünſtigte aber das Schickſal den ſtolzen Kaiſer mit einem Erben.

Am 20. Mai 1811 gebar die Kaiſerin Marie Louiſe einen Sohn, und dieſes Ereigniß reizte die Franzoſen zu neuem Jubel. Mein Sohn, ſprach Napoleon zu den Abgeordneten des geſezgebenden Körpers, wird den Erwartungen Frankreichs entſprechen, er wird für die Kinder der Franzoſen dieſelben Geſinnungen hegen, die ich ſelbſt für ſie hege. Und ſo ſchien denn Napoleon wirklich den höchſten Gipfel ſeiner Macht errungen zu haben, als aber das Schickſal einen derben Strich durch ſeine

Rechnung machte. Mit eisernem Hasse gegen England ausgerüstet, hatte er zur gänzlichen Vernichtung des englischen Handels durch ein Dekret vom 5. Aug. 1811 alle Kolonialwaaren der Kontinentalsteuer von 50 Prozent unterworfen und am 19. Oktober desselben Jahres die Verbrennung aller englischen Waaren angeordnet. Eine maaßlose Albernheit und Ungerechtigkeit, zu welcher sich auch die Rheinbundesstaaten bequemen mußten.

So kam denn das Jahr 1812, und mit ihm der fürchterliche russische Krieg. Rußland war, wie wir wissen, ein treuer Bundesgenosse Frankreichs, aber nur zu seinem eigenen Nachtheile gewesen. Napoleon wußte dieses wohl, und deßwegen gab er sich auch alle Mühe, mit dem russischen Kaiser im guten Einverständnisse zu bleiben. Daher kam es, daß auch Napoleon gegen seine sonstige Gewohnheit schwieg, als Rußland die Moldau, Wallachei und einen Theil von Gallizien in Besiz nahm. Aber das Kontinentalsystem wurde für Rußland täglich drückender. Es war daher gezwungen, jenes System durch besondere Ukase zu umgehen, und als Napoleon einen Handelstraktat mit ihm abschliessen wollte, denselben unbedingt abzulehnen. Die Folge war eine Spannung zwischen beiden Großmächten und endlich Krieg. Frankreich gab sich Mühe, mit England einen Frieden zu schliessen, um desto besser allein gegen Rußland Krieg führen zu können; allein die Engländer erschauten die französische List und aus dem Frieden wurde Nichts. Das ganze Jahr 1811 verfloß zwischen Rußland und Frankreich unter gegenseitigen Rüstungen, Anfragen und Erklärungen. Am 12. Dez. 1810 und am 20. Dez. 1811 hatte Napoleon zwei Aushebungen veranstaltet, jede zu 120,000 Mann, und gemäß einer Uebereinkunft vom 5. März 1812 hatte sich Preussen anheischig gemacht, zu einem Kriege gegen Rußland 20,000, Oesterreich aber am 14. März 1812 30,000 Mann zu stellen. Die Rheinbundesstaaten mußten natürlich auch ihre Kontingente ausrüsten. Die Unterhandlungen über Krieg oder Frieden zwischen Rußland und Frankreich hatten übrigens schon im Febr. 1812 begonnen, und Rußland forderte unbedingt die Unabhängigkeit Preussens von jeder gegen das russische Reich gerichteten Ver-

bindung, die Räumung der preussischen Vestungen, die Reduzirung der Danziger Besazung, die Zurückgabe von Pommern an Schweden, die Entschädigung des Herzogs von Oldenburg ꝛc. Der russische Gesandte, Fürst Kurakin, verlangte auf diese Punkte eine bestimmte Erklärung oder Päße zur Abreise. Diese wurden ihm am 12. Juni 1812 gegeben und damit war der Krieg zwischen beiden Großmächten erklärt.

Auf russischer Seite waren Schweden und England, auf Seite Napoleons ganz Teutschland, Oesterreich, Italien, die Niederlande, Frankreich und zum Theil auch Spanien und Portugal. 240,000 Franzosen waren schon über den Rhein gegangen, 100,000 kamen sogleich nach; Bajern lieferte 30,000; Westphalen 25,000; Sachsen 25,000; Würtemberg 14,000; die Schweiz 12,000 und Italien 40,000; Oesterreich 30,000; Preussen 20,000, und so waren schon gegen den Mai 1812 350,000 Mann gegen Rußland im Marsche durch Teutschland und 80,000 bereits im Herzogthum Warschau versammelt. Am 9. Mai reiste Napoleon von Paris nach Dresden und dann zu seinem Heere. Am 22. Juni erklärte er an Rußland und am 25. Juni erklärte Rußland an Frankreich den Krieg.

§. 334.

Der russische Feldzug 1812.

Oberbefehlshaber im russischen Feldzuge 1812 war Kaiser Napoleon; erster Chef des Generalstabs Alexander Berthier; zweiter Chef des Generalstabs Divisionsgeneral Mouthon; Oberbefehlshaber der Artillerie Lariboissier; Chef des Geniekorps Divisionsgeneral Chasseloup. Dem Kaiserlichen Hauptquartiere waren beigegeben das 28ste französische Jägerregiment von 500, dann Truppen von Baden, Hessendarmstadt, Sachsen und Neuschatel, 6000 Mann. Die kaiserlichen Garden zu Pferd, aus Franzosen und Polen bestehend, bildeten 4000; die alte Garde zu Fuß unter Lefevre 6000; die junge Garde unter Mortier 16,000 und die Weichseldivision unter Claparede 6000 Mann.

Die Reservereiterei unter dem Oberbefehl des Joachim Mürat von Neapel bestand aus 4 Corps; das erste unter Nansouti aus 6500, das zweite unter Montbrün aus 7500, das dritte unter Grouchy aus 7500, das vierte unter Latour Maubourg aus 6000, also die ganze Reservecavallerie aus 27,500 Mann. Die Infanterie bestand, mit Zugabe leichter Reiterei, aus eilf Armeekorps; das erste unter Befehl des Marschall Davoust bestand aus 46,500 Mann Fußvolks und 2000 Reitern. Das zweite unter Marschall Oudinot aus 33,500 Mann Fußvolks und 2500 Reitern. Das dritte unter Marschall Ney aus 29,500 Mann Fußvolks und 3000 Reitern. Das vierte unter Vizekönig Eugen, bei welchem sich das 3., 4., 5. und 6. bajerische Chevaurlegersregiment befand, aus 37,000 Mann Fußvolks und 5000 Reitern. Das fünfte unter Fürst Poniatowsky, aus Polen bestehend, aus 27,500 Mann Infanterie und 2500 Mann Kavallerie. Das sechste Armeekorps Bajern unter dem Oberbefehle des Divisionsgenerals Gouvion St. Cyr aus zwei Divisionen, der 19ten und 20sten. Die 19te Division bestand unter dem Divisionsgeneral Deroy aus den 1., 3. und 4. leichten Infanteriebataillons, dann aus den 1., 4., 8., 9. und 10. Linieninfanterieregimentern, im Ganzen also aus 11,500 Mann zu Fuß; die 20ste Division unter Kommando des Divisionsgenerals Grafen von Wrede aus dem 5. und 6. leichten Infanteriebataillon, dann aus dem 2., 3., 5., 6., 7. und 11. Linieninfanterieregimente, im Ganzen also aus 12,500 Mann; die bajerische Reiterei war andern Armeekorps zugetheilt, folglich bestand das sechste Armeekorps nur aus 24,000 Mann zu Fuß; das siebente Armeekorps, Sachsen, unter dem Oberbefehl des Divisionsgenerals Regnier 14,000 Mann zu Fuß und 1500 Reitern. Das achte Armeekorps, Westphalen, unter dem Divisionsgeneral Vandamme aus 14,000 Mann zu Fuß und 1500 Reitern. Das neunte Armeekorps unter dem Marschall Victor aus 23,000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern. Das zehnte Armeekorps unter den Befehlen des Marschalls Macdonald, bei welchem sich auch das 13. bajer. Linieninfanterieregiment befand und mehrere Haufen preussische Kavallerie aus 25,000 Mann zu Fuß und 2500 Reitern. Das eilfte Armee-

korps unter dem Kommando des Marschalls Augereau, bei dem sich auch das 1ste würzburger Infanterieregiment befand, aus 47,000 Mann zu Fuß und 2500 Reiter; endlich das österreichische Hilfskorps aus 24,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern. Folglich zogen die dem Hauptquartier beigegebenen Truppen, dann die kaiserlichen Garden mit Inbegriff der Weichsellegion, hierauf die Reservereiterei; sodann eilf Armeekorps und endlich ein österreichisches Hilfskorps, im Ganzen also 379,000 Mann zu Fuß und 63,000 Mann zu Pferd, somit 442,000, also beinahe eine halbe Million Truppen, gegen Rußland. Gegen diese Massen standen etwa 300,000 Mann Russen unter Waffen, im aktiven Kriege aber und zwar gegen Frankreich nur 228,000, in Finnland 16,000, an der Donau 35,000 und am Caucasus 16,000.

Mit aller an den Namen Napoleon zauberisch gebundenen Begeisterung zogen die Franzosen und ihre Bundesgenossen in den Kampf, und jeder Soldat stritt bis zum Ende des Krieges mit preiswürdiger Tapferkeit, als gelte es sein eigenes Wohl und das Wohl des Vaterlandes. Am 22. Juni 1812 erließ Napoleon an seine fürchterlichen Massen eine Proklamazion aus Wilkowiszki, worin er sagt:

„Rußland hat in dem Frieden von Tilsit ewigen Bund und Krieg gegen England versprochen; jezt bricht es seinen Schwur. Es hat gefordert, die französischen Adler sollten über den Rhein zurückgehen, dann wolle es eine Erklärung seines auffallenden Betragens geben. Frankreich kann das nicht thun, ohne die Würde seiner Bundesgenossen dadurch verlezt zu sehen. Rußland wird von seinem Verhängnisse fortgerissen; sein Schicksal muß erfüllt werden! Sind wir etwa nicht mehr die Krieger von Austerliz? Es stellt uns die Wahl zwischen Schande und Krieg frei. Wir tragen kein Bedenken, den Krieg zu wählen! Also vorwärts über den Niemen, in sein eigenes Land! Der Friede, den wir schliessen, wird dem stolzen Einflusse Rußlands auf Europa Schranken sezen!“

Hierauf forderte Napoleon die Polen zu den Waffen und

versprach ihnen die Wiederherstellung ihres Königreichs, grösser noch, als es je gewesen sei. Am 23. Juni besichtigte Napoleon die Ufer des Niemen und um 8 Uhr Abends sezte die erste Division des ersten Armeekorps über; das übrige Heer folgte. Aber man denke sich das Erstaunen der Franzosen, als man in schlecht gebauten Städten und elenden Dörfern nichts weiter von menschlichen Wesen, als zerlumpte Juden fand. Bald fehlte nun die Zufuhr; denn Napoleon hatte geglaubt, er treffe in Rußland eben so leicht Nahrungsmittel für sein Heer, als er dieselben bisher anderswo gefunden hatte. Die Folge des Mangels war die Erbitterung der Soldaten und Raub und Brand, wo sie hinkamen.

Kaiser Alexander erließ von Wilna aus einen Aufruf an sein Volk, worin er sagte:

„Krieger! ihr vertheidigt euern Glauben, euer Vaterland und euere Freiheit! Euer Kaiser führt euch, und der gerechte Gott ist gegen denjenigen, welcher den Frieden bricht.“

Die Franzosen aber drangen vorwärts und schnell gegen Wilna. Die Russen zogen sich zurück und vermieden jede Schlacht. Am 28. Juni zog Napoleon in Wilna ein, und es ergingen neue Proklamazionen an die Polen; aber als diese die Wiederherstellung des polnischen Königreichs garantirt wissen wollten, gab Napoleon zweideutige Antworten, und der Eifer der Polen erkaltete. Das waren schlimme Auspizien für den bisherigen Helden und Eroberer. Die Russen zogen sich zurück und überliessen dem Feinde kahle Landstriche. Die Polen waren zu arm, um jene grossen Massen zu ernähren und Lebensmittel aus dem Innern Teutschlands herbeizuführen, dauerte lange, jedoch wurde Wilna zum Hauptorte aller Magazine vorläufig bestimmt. Von Wilna aus, wo der Kaiser sein Hauptquartier hatte, leitete er nun die Bewegung seiner Heere. Auch die Bajern mußten die Reserve in Wilna verstärken. Der russische General Doktorow vereinigte sich in den ersten Tagen des Juli mit der russischen Hauptarmee, und da die Franzosen nirgends ein Heer für eine offene Feldschlacht fanden und es ihnen an allen Lebensmitteln

gebrach, so wurden selbst die Vorstädte Wilnas nicht vor Plünderung verschont. Bei Witzky hatten sich endlich die Russen versammelt und begannen ihren Rückzug in Massa. Der Uebergang über die Dziesna wurde von den Franzosen und Würtembergern erzwungen, und bald rückten die Sieger über die Düna, da sie bei Drissa ein vestes Lager bezogen; wo die Franzosen hinkamen, verbrannten die Russen ihre Magazine und zogen sich zurück. Ueberall schwirrten die Kosaken herum, und thaten den Franzosen, die sich von dem Hauptheere entfernten, den größten Schaden. Bald zog Davoust in Minsk mit 36,000 Mann ein und hatte alle Magazine unversehrt getroffen. Bagration hätte die Franzosen in Minsk angreifen können, griff sie aber nicht an; diese rückten daher nach Mohilew. So wurden von den Franzosen und ihren Verbündeten bald Korüsow, Orsha eingenommen und immer näher auf Smolensk gezogen. Kleinere Gefechte fielen allenthalben vor; so bei Mir und Niesswiez. Die Kosaken unter Platow zogen nun immer weiter zurück gegen Smolensk, und bald kamen auch die Oesterreicher und rückten siegend gegen die Russen vor. Der russische General Tormassow machte eine Seitenbewegung gegen Polen von Volhynien aus; aber die tapfern Polen vertrieben ihn bald. Die Sachsen unter General Klengel wurden in Kobryn am 27. Juli von den Russen gefangen und die leichte russische Reiterei streifte bis Bialystok und gefährdete dadurch die Verbindung der Sachsen und Oesterreicher mit dem Herzogthume Warschau. Am Dnieper kamen endlich die Franzosen unter Marschall Davoust gegen die Russen unter dem Fürsten Bagration zu stehen.

Es war am 23. Juli, und Abends gegen 6 Uhr waren die Russen gezwungen, sich zurückzuziehen. Napoleon hatte aber schon am 10. Juli Wilna verlassen und seine Heerhaufen mußten vorrücken, um etwa die Russen zu einer Hauptschlacht zu bewegen. Am 26. Juli begann das Treffen bei Wittepsk. Dasselbe dauerte am 27. fort. Am 28., als Napoleon die Schlacht erneuern wollte, fanden aber die Franzosen keine Russen mehr, denn diese hatten sich in aller Stille gegen Smolensk zurückgezogen.

Napoleon schlug sein Hauptquartier zu Wittepsk auf. In drei Kolonnen waren die Russen zurückgezogen, und hatten sich am 12. Aug. bei Smolensk konzentrirt. An demselben Tage fiel das Treffen bei Horodeska zwischen Regnier und Tormassow vor, in welchem die Russen, mit vieler Mühe jedoch, wieder besiegt wurden. Bald war ganz Kurland in den Händen der Franzosen. Aber weniger glücklich erreichte sein Ziel der rechte Flügel derselben. Es war am 19ten Juli, als der preussische Oberst von Röder die Russen bei Eckau zurückschlug und immer näher gegen Riga rückte. General Essen vertheidigte diesen Plaz, und ließ, als der Feind näher rückte, die Vorstädte zerstören. Achthundert Häuser und vier Kirchen wurden auf solche Art ein Raub der Flammen. Während nun die Preussen vor Riga auf ihr Belagerungsgeschüz warteten, fielen auch mehrere Treffen an der mittlern Düna und Drissa vor. Dort stand Oudinot gegen Wittgenstein, und zu Oudinot stiessen bald auch die Bajern unter Deroy und Wrede, an ihrer Spize aber der französische General Gouvion St. Cyr.

Unendlich viel Ungemach hatten diese eines bessern Looses würdigen Truppen schon gelitten. Oudinot kam nun bei Jakubowo auf das Korps des Generals Wittgenstein. Es war am 30. Juli. Die Franzosen zogen sich hinter die Drissa zurück, ihnen folgte Wittgenstein. Am 1. Aug. entbrannte das Treffen aufs Neue und die Russen wurden zurückgeschlagen. Oudinot vereinigte sich nun mit neuen Abtheilungen bajerischer Truppen und zog gegen Pollozk.

Am 16. Aug. entspann sich hier eine höchst blutige Schlacht. Auf der Strasse von Newel wurden gegen Mittag am 16. die bajerischen Vorposten angegriffen und der Tag verstrich ohne sonderliche Entscheidung. Die Division Wrede mußte sich etwas zurückziehen und hinter der Polota aufstellen. Es war am 17. Aug. Morgens 9 Uhr, als die Russen auf der Strasse von Newel gegen den rechten Flügel von Wrede mit überwiegender Macht vordrangen. Wrede schickte ihnen die Brigade des Generals Beckers entgegen, ließ links von dem Dorfe Spas zwei Batterien aufführen und durch das 6ste Regiment diesel-

ben beschüzen. Die übrigen Truppen seiner Division behielt er in Reserve. Wittgenstein befahl nun das Dorf Spas zu erstürmen. Der Kampf war mörderisch, aber troz dem Kartätschenfeuer der bajerischen Batterie drangen die Russen bis an die Kirche des Dorfes vor. Jezt aber rückte das 2te Bataillon des 6sten Regiments zum neuen Kampfe herbei und die Russen wurden aus dem Dorfe wieder hinausgeworfen. Da wagten sie einen zweiten Sturm; derselbe wurde jedoch abgeschlagen, aber der General Vincenti schwer verwundet. Graf Spour trat an seine Stelle und dieser schlug auch noch den dritten Sturm ab. Viele Bajern waren geblieben und Wrede ließ die Erschöpften durch das 5te leichte Bataillon und zwei Kompagnien des 11ten Regiments ablösen; den Befehl über diese Truppen aber übertrug er dem Obersten Grafen von Buttler, der sich auch mit ausgezeichnetem Muthe in dem Besize des Dorfes behauptete, und da nun die Russen das Dorf Spas, welches an der Seite, wo sie es erobern wollten, in Brand gerathen war, nicht nehmen konnten, so wendeten sie ihre ganze Macht gegen Deroy, welcher hinter der Polota stand. Derselbe hatte Verstärkung durch das 5te und 11te Regiment erhalten, und behauptete mit aller möglichen Ausdauer seine Stellung bis zum Abend, wo die Russen das Feuer einstellten. Eben so heftig wie hier auf dem rechten wurde auch auf dem linken Flügel gekämpft. Dort wurde General Verdier verwundet und der Brigadegeneral Maison trat an seine Stelle. Wüthend kämpften die Russen, und nur die herbeigerufene Division Legrand war im Stande, das Treffen wieder herzustellen. Am Abend des mühevollen Tages wurde Marschall Oudinot durch eine Stückkugel an der Schulter so sehr verwundet, daß er dem General Gouvion St. Cyr den Oberbefehl abtreten und nach Wilna zurückkehren mußte, um dort die Heilung seiner Wunde abzuwarten.

Das Feuer hörte nun, als die Nacht anbrach, auf, und beide Armeen, welche sehr nahe aneinander standen, rüsteten sich zur neuen Schlacht auf den nächsten Tag, den 18. August. Während der Nacht wurde Wrede's Division von der Division Deroy abgelöst. Am folgenden Tag begann denn unter der

Leitung des Divisionsgenerals Gouvion St. Cyr die Schlacht aufs Neue. Der Befehlshaber hatte zu seinem Vortheile eine List ausgeführt. Er ließ nämlich das Gepäck des Heeres unter grossem Lärm über die Brücke der Düna zurückgehen und die Truppen am linken Ufer solche Bewegungen machen, als ob sie den Rückzug des Heeres decken müßten. Wittgenstein glaubte dieser List und gönnte seinen ermüdeten Truppen einige Ruhe. So verstrich der größte Theil des Tages. Während dieser Zeit aber hatten sich Franzosen und Bajern ganz nahe an die Russen hinangeschlichen, und Abends um 5 Uhr gab ein Kanonenschuß das vorher schon verabredete Zeichen zum kräftigen Angriff. Auf einer Anhöhe an der Polota rechts vom Dorfe Spas stand eine Batterie von 31 bajerischen Kanonen, welche das Feuer gegen die Feinde und gegen das Schloß Przesemience, worin Wittgensteins Hauptquartier war, eröffnete.

Mit altgewohnter Tapferkeit rückten die Bajern unter einem Hagel von Kartätschen und Haubizgranaten vorwärts; aber die Russen entgegneten den Angriff mit 100 Stücken ihrer ganzen Linie entlang und die Schlacht wurde nun allgemein. Wrede stürzte mit seiner Division wuthentbrannt gegen die linke Flanke der Russen und überflügelte so ihre Schlachtlinie. Während dieser Zeit sollte die Division Deroy in drei Brigaden aus dem Dorfe Spas herausbrechen und unter dem feindlichen Feuer ihre Linie entwickeln; eine blutige Aufgabe, denn kaum waren die ersten Bataillons von der Brigade des Generals Raglowich aus dem Dorfe herausgedrungen, als ein Hagel von Flintenkugeln, Kartätschen und Granaten die tapfern Bajern überschüttete und die Russen hinzurückten, um den Aufmarsch ihrer muthigen Feinde zu hindern. In demselben Augenblicke wurde General v. Raglowich schwer verwundet und der Befehl seiner Brigade kam in die Hände des Obersten v. Zoller. Nun eilte Deroy herbei und ließ die Bataillons hinter eine kleine Vertiefung zurückgehen, damit der Aufmarsch mehr gegen das feindliche Feuer gedeckt sei. Die Russen drangen nun heftiger heran und ihre Schüsse zielten sehr gut. In einem Nu fielen die meisten Soldaten aus der ersten Linie. Da wurde der Befehl zum

Bajonetangriffe gegeben; dieser Angriff wirkte; die Russen zogen sich auf ihre Hauptlinie zurück. In diesem Augenblicke aber erhielt General Deroy einen tödtlichen Schuß in den Unterleib und mußte vom Schlachtfelde weggebracht werden. Dadurch kam in die Bewegung der Bajern wieder einige Stockung; aber sogleich eilte Wrede herbei und übernahm das Kommando. General Siebein mußte sich mit seiner Brigade links gegen die Division Legrand hinziehen, wo das Vordringen eben auch viele Schwierigkeiten fand. Die Brigade des Obersten von Zoller mußte sich aber rechts hin bewegen, und die Brigade des Obersten von Wrede wurde als Reserve aufgestellt; und nun rückten das 1ste und 9te Regiment des Generals Siebein mit aller denkbaren Gewalt im Sturmschritte auf den Feind los. Das 1ste Regiment formte sich in Carrees und stürmte so auf die russische Reiterei ein, welche schon mehrere Bataillons der Division Legrand, die meistens aus Italienern, Portugiesen, Illiriern und wenigen Franzosen bestand, durchbrochen und ihnen mehrere Kanonen abgenommen hatte, trieb diese Reiterei zurück und nahm ihnen die Kanonen bis auf zwei wieder ab; das 9te Regiment aber erhielt von Gouvion St. Cyr den Befehl, im Sturmschritte einen Bajonetangriff auf das Schloß Prczesemience zu machen und dieser Angriff gelang aufs Vollkommendste. Das Schloß wurde genommen, und man fand noch die rauchenden Speisen auf dem Tische des Generals von Wittgenstein.

Aber dieses tapfere 9te Regiment hatte einen fürchterlichen Kampf bestanden, so zwar, daß sein Oberst Delamotte und seine beiden Majore, v. Treuberg und v. Ysenburg verwundet wurden, und zulezt der Hauptmann van der Monden das ganze Regiment führte. Die Russen waren aber mit dem Bajonet geworfen und ihr Geschüz genommen. Nun gewann auch die Division Legrand, aber nur mit Hilfe der Bajern, Boden. Gegen 8 Uhr Abends waren der linke Flügel und das Zentrum der Russen vollkommen überwältigt und auf der Strasse von Newel zum Rückzuge gezwungen. Gegen Ende der Schlacht wagten jedoch die Russen noch einen heftigen Angriff auf den linken Flügel der

Franzosen und rückten bis fast an Poloczk vor. Da kam aber General Merle mit einem Theile seiner Division, welche meistens aus Illyriern und Schweizern bestand, und die Nacht machte dem Morden ein Ende. Die Russen zogen sich in die Wälder zurück; sie hatten gegen 5000 Mann verloren, und unter diesen die Generale Berg und Gamen, dann den Generalmajor Kosatschowski. Grösser war der Verlust der Franzosen. Besonders aber hatten die Bajern viele Leute verloren, unter diesen den Divisionsgeneral Deroy, der am 23. Aug. an seiner Wunde starb, dann den General Vincenti. Ueber 1000 Russen, jedoch meistens Verwundete, blieben in den Händen der Sieger, aber auch die Russen hatten 500 Gefangene gemacht und den Franzosen zwei Kanonen abgenommen, wogegen diese aber zweiundzwanzig, natürlich meistens nur mit Hilfe der Bajern, genommen hatten. Wittgenstein rechnete sich die Ehre des Sieges zu, gestand aber zugleich in seinem Berichte, daß er sich zurückgezogen habe. General Siebein erhielt nun Befehl, auf der Strasse nach Newel die Russen zu verfolgen.

Am 22. Aug. 1812 traf er die Feinde im Walde bei Bieloie. Etwas zu rasch drang er in diesen Wald, wurde aber von den Russen, die natürlich eine sehr vortheilhafte Posizion hatten, mit einem Hagel von Kartätschen empfangen, so zwar, daß er selbst tödlich verwundet und der tapfere Oberstlieutenant Gedoni nebst vielen tapfern Bajern getödtet wurden. Siebein starb bald an seinen Wunden. Bis zum 22. August betrug der Verlust jedes der beiden Heere 8 bis 10,000 Mann. Unsere Armee hatte drei Generale und viele Offiziere verloren. General Raglowich, dann der Artillerieoberst von Colonge, zwei Oberste, zwei Oberstlieutenants und zehn Majore waren verwundet. Die Folge der mörderischen Schlacht bei Poloczk war, daß Gouvion St. Cyr die eroberte Stellung behauptete, Wittgenstein aber fortwährend Meister der beiden Strassen blieb, welche über Newel und Sewez nach Petersburg führen, wodurch er die Hauptstadt deckte und von Riga die Gefahr einer Belagerung abwendete.

Fragen wir, warum die Resultate jener Schlacht nicht

glänzender waren, als wir sie bisher sahen, warum besonders der Feind, der doch gänzlich geworfen war, nicht weiter verfolgt wurde; so müssen wir dieses traurige Resultat nur in dem Mangel der Reiterei finden; denn wie wir oben hörten, befanden sich bei dem zweiten Armeekorps blos 2500, bei dem sechsten aber gar keine Reiter; der Feind konnte also nicht verfolgt, sondern nur beobachtet werden. Wenn sich aber Wittgenstein gegen die bajerischen Gefangenen dahin äusserte, als sei er nicht, wie es im Kriege Sitte wäre, offen angegriffen, sondern überfallen worden, so ist eine solche Aeusserung lächerlich; denn im Kriege fragt man nicht wie, sondern ob man den Feind schlagen kann.

Während nun das zweite und sechste Armeekorps sich bei Poloczk verschanzt hielt und den Feind beobachtete, und während Napoleon in Witepsk sich Lorbeeren geholt hatte, hätte man glauben sollen, derselbe würde nach dem Rathe seiner einsichtsvollsten Generäle seine Stellung bevestigt und bei vorgerückter Jahreszeit das nächste Jahr zu weitern Unternehmungen erwartet haben; allein, Ruhe war für diesen Riesengeist Niederlage. Zwar hatte Alexander das russische Volk überall zu den Waffen gerufen. Selbst die heilige Synode flammte die Russen zum Kampfe für die Religion und zur Beschüzung des Thrones der Czaren. Moskau insbesondere wurde von seinem Kaiser zur Rettung der Ehre des russischen Namens aufgefordert und eine Begeisterung glühte bald durch das ganze Land; wo die Franzosen hinkamen, trafen sie Feinde, Feinde in Menschen und Elementen. Alexander war geliebt und wie ein Vater von seinem Volke verehrt. Allenthalben, wo er hinkam, griff man für den edelmüthigen Monarchen zu den Waffen. Bald standen 130,000 Mann Russen bei Smolensk, und nach dieser Stadt wollte Napoleon, um durch einen Schlag die russischen Heere zu vernichten. Bei Krasnoi wurde ein Haufen von 7000 Russen gänzlich geschlagen, und am 16. Aug. Vormittags naheten die Franzosen der alten Vestung Smolensk. Napoleon gegenüber stand der russische Oberbefehlshaber Barclay de Tolly. Am 17. Aug. gegen Mittag beschloß Napoleon, die Vestung erstür-

men zu lassen. Die Polen drangen zuerst in die Vorstadt Mato Ochozki. Die Russen wurden hinter die Hauptmauer der Stadt zurückgetrieben und bis 6 Uhr Abends waren die Franzosen Meister aller Aussenwerke von Smolensk; die Russen aber behaupteten sich nur noch in der Stadt. Bald stand diese in vollen Flammen. Barclay sah nun wohl ein, daß er sich hier nicht mehr halten könne, und nahm seinen Rückzug. Nur General Korf blieb noch einige Stunden in Smolensk, um die Franzosen zu täuschen, aber um 1 Uhr verließ auch er die brennende Vestung und um 2 Uhr hatten die Franzosen Bresche geschossen und in einem Nu war die Stadt von ihnen erstürmt. Die meisten Einwohner waren geflohen, und General Korf besezte nur noch die Vorstadt am rechten Ufer des Dnieper, nachdem er die drei Brücken hatte anzünden lassen. Napoleon befahl also dem Marschall Ney, die Feinde aus jener Vorstadt zu vertreiben, und dieses schwierige Unternehmen mußte besonders die 25ste Division der Würtemberger ausführen.

Gegen 7 Uhr Abends waren die Russen nach dem blutigsten Kampfe aus der Vorstadt gejagt und auch die zerstörten Brücken so ziemlich wieder hergestellt. Am 19. wurde auch das fürchterliche Feuer der Stadt gelöscht. Ney ging nun am 19. mit seinem ganzen Corps über den Dnieper und verfolgte den Feind. Er stieß bei Valutina auf den General Korf. Der Angriff wurde befohlen, und besonders durch die Tapferkeit der Würtemberger die Russen zurückgedrängt. Bald aber faßten die Russen wieder veste Posizion und Napoleon erschien auf dem Schlachtfelde selbst. Barclay, der nur sechs Werste vom Kampfplaze entfernt stand, schickte nun dem hart bedrängten Nachtrab 10,000 Mann zu Hilfe; aber auch Napoleon hatte Verstärkung von Smolensk kommen lassen.

Nachmittags am 19. Aug. entspann sich der Kampf heftiger, und am Abend hatten die Franzosen das Schlachtfeld besezt. Am 20. vertheilte Napoleon, mitten unter den Todten und Sterbenden, Ehrenzeichen an die Offiziere und Soldaten der Division Gudin. Die Russen zogen sich nun zurück, alles verheerend und verwüstend, wo sie hinkamen. Am 21. August

stellten sie sich auf dem linken Ufer des Dnieper bei Pnewa auf, als wollten sie eine neue Schlacht erwarten; allein die franz. Reiterei reichte hin, sie aus ihren Stellungen zu vertreiben und gegen Twer zurückzuwerfen. Während dieß geschah, befand sich Napoleon in Smolensk, und berieth sich mit seinen Generalen, was fer=ner zu machen wäre. Der vorsichtige aber immer tapfere Ney rieth, die Franzosen sollten sich an der Düna und an dem Dnie=per festsezen und hier sich defensiv erhalten, bis die Russen selbst angreifen und alsdann das Schicksal von Austerliz haben wür=den. Um das Heer anderweitig zu beschäftigen, solle man das südliche Polen erobern und Riga belagern. Das war gewiß der weiseste Rath; denn Jedermann konnte voraussehen, daß bei der kommenden Jahreszeit und bei der Unermeßlichkeit des rus=sischen Reiches, ferner bei der Verheerung des Landes durch die Russen selbst, die Franzosen in Rußland eher Gräber als Siege finden würden. Doch dem Rathe des besonnenen Ney stimmte Murat nicht bei, sondern derselbe rieth zum schnellen Vorrücken nach Moskau.

Napoleon befahl also, weil auch ihm das Vorrücken mehr schmeichelte, als das Vestsezen, einen allgemeinen Aufbruch. Am 25. Aug. kamen sie an die von den Russen und den mei=sten Einwohnern verlassene und angezündete Stadt Dorogobusch, dann nach Wiasma, welches ebenfalls in hellen Flammen lo=derte. Da übergab der Kaiser von Rußland den Oberbefehl über sein Heer dem alten Feldherrn Kutusow, welcher sich schon früher gegen die Franzosen ausgezeichnet hatte. Er war gegen=wärtig 70 Jahre alt und allerdings würdig, einem Napoleon gegenüber zu stehen. Dieser greise Feldherr entschloß sich nun, um die zweite Hauptstadt des Reiches zu retten, bei dem Dorfe Borodino, nnweit Mosaisk, eine Schlacht zu wagen. Höchst vortheilhaft nahm er mit den Russen seine Stellung. Vor ei=nem Walde auf Höhen, die Fronte durch drei grosse Schanzen, jede mit 10 bis 20 Stücken Geschüz besezt, gedeckt, erwartete er die Franzosen. Die Russen zählten 120,000, die Franzosen 140,000 Mann.

Schon am 5. Sept. 1812 stand das grosse französische

Hauptheer den Russen gegenüber. Napoleon ließ sogleich jene Schanzen, welche den linken Flügel der Russen vertheidigten, angreifen. Fürchterlich war das Blutbad und von beiden Seiten rückten immer neue Massen zum Kampfe hervor. Aber die Franzosen hatten die Schanze und den Hügel erstürmt, und keine Gewalt ihrer Feinde vermochte die Tapfern wieder zu vertreiben. Wie hier, war jenseits des Waldes gekämpft worden, voll Verzweiflung und Rache. In der Erbitterung hatte man sogar keine Gefangenen gemacht.

Am 6. September standen die beiden Heere in fürchterlicher Stille sich gegenüber, um sich zur neuen Schlacht zu rüsten. Kutusow begeisterte seine Truppen durch Religion, Napoleon durch die Erinnerung an Austerliz. Morgens um 7 Uhr begann die Schlacht. Der Hauptangriff der Franzosen war gegen den linken Flügel der Russen, unter Poniatowsky, gerichtet. Dieser hatte sich schon um 6 Uhr in Bewegung gesezt, um den Wald und die linke Flanke des Feindes zu umgehen; ihm gegenüber standen General Sorbier und Davoust. Um 7 Uhr rückte auch Ney vor, um die beiden grossen Schanzen am linken Flügel der Russen zu erstürmen. Vizekönig Eugen ließ das Dorf Borodino vom linken Flügel der Franzosen aus angreifen. Allein es war den Franzosen nicht leicht, die Russen aus ihren Stellungen zu werfen; endlich eroberte aber die Division Ledrü die erste Schanze links des Waldes und die Division Razout die zweite mittlere. Da stürmten aber neue Massen von Russen heran und eroberten den hintern offenen Theil der mittlern Schanze, wurden aber bald hinausgejagt, wobei der König Murat beinahe gefangen worden wäre. Gegen 11 Uhr waren die beiden Schanzen durch die klugen Anordnungen des Marschalls Ney und die Tapferkeit der Franzosen und Würtemberger genommen und behauptet. Aber auf dem linken Flügel, wo Vizekönig Eugen kommandirte, war ein beinahe härteres Stück Arbeit zu vollführen, nämlich die Eroberung der dritten größten und vestesten feindlichen Schanze. Das 3oste Regiment aus der Division Morand erstürmte dieselbe, wurde aber von den Russen wieder verjagt.

Der Kampf schien sich allmählich hier zum Nachtheile der Franzosen zu gestalten, da schickte aber Murat seine Reiterei dem Vizekönige zu Hilfe; allein Kutusow, der noch immer im Besiz der dritten grossen Schanze war, ließ nun ganze Massen auf die Franzosen rücken und die Reiterei wich. Da kam aber General Friand mit 80 Kanonen, und die Russen drangen zwei Stunden lang, unter dem heftigsten Kartätschenfeuer, nicht vorwärts, aber auch nicht zurück. Während nun beim Dorfe Semenowka fürchterlich gekämpft wurde, beschloß der Vizekönig einen Hauptangriff auf die grosse Schanze zu machen. Die erste, dritte und vierte Division sollten ihn ausführen. Anfangs stuzten die Tapfern über die von allen Seiten in ihre Reihen fliegenden Kartätschen; aber der muthige Eugen durchritt die wankenden Glieder, und in diesem Augenblicke kam die zweite Cuirassierdivision des Generals Watier und der Sturm begann. Das Gemezel war fürchterlich, und endlich, als der Vizekönig zwei Divisionen von Morand und die Division Broussier zum neuen Kampfe herbeiführte, wurde die Schanze erobert. Leichen lagen aufeinandergeschichtet, Waffen aller Art lagen umher, die Kanonen waren umgestürzt, die Laveten zertrümmert; kurz die Schanze bot ein Bild der grausenhaftesten Zerstörung dar. Die russischen Gardekürassiere machten zwar nochmal einen Angriff, um die grosse Schanze wieder zu erobern, allein dieser wurde abgeschlagen. Da zogen sich die Russen zurück und der Vizekönig ließ sie mit seiner Artillerie verfolgen. Nun wurde ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen, und der Oberst Bourmont aus seinem Gefolge hatte sich eben von seinem Pferde herabgelassen und vor dem Kopfe desselben ein Papier aufheben wollen, als eine Kanonenkugel den Hals seines Pferdes wegriß. Die drei Hauptschanzen der Russen waren also erobert und damit der Sieg der Franzosen fast entschieden. Gegen 7 Uhr Abends waren die Franzosen Meister des Schlachtfeldes. Die Russen zogen nach Mosaisk, und Napoleon, dessen Truppen unendlich ermüdet waren, wagte nicht, die tapfern Besiegten erfolgreich verfolgen zu lassen. Die Schlacht an der Moskowa zeigte das Bild der gräßlichsten Zerstörung.

Am 8. Sept. durchritt Napoleon das mit Blut getränkte Feld, und kein Fleck war auf dem grossen Raume, wo nicht ein Todter oder Verwundeter lag. Oberst Bourmont mußte das Schlachtfeld bewachen. Die Franzosen hatten gegen 40,000, die Russen gegen 30,000 Mann verloren, und beide viele Generäle, so zwar, daß die ganze Weltgeschichte Mühe hat, ein ähnliches Morden in ihren Spalten zu finden.

Am 8. Sept. rückte Murat in Mosaisk ein, und am 9. brach Napoleon mit dem Hauptheere auf der Strasse nach Moskau auf. Napoleon sah in der ganzen Umgegend Nichts als Verwüstung, Jammer und Elend, aber er freute sich auf Moskau. Bis dorthin hatten sich die Russen zurückgezogen, und Kutusow hielt einen ernsten Kriegsrath mit der bedeutungsvollen Frage, ob er das Heer in einer neuen Schlacht, oder ob er die Hauptstadt dem Feinde opfern sollte. „Wagen wir eine Schlacht, so werden wir dieselbe wahrscheinlich verlieren, und dann sind die Franzosen nicht allein Meister der Hauptstadt Moskau, sondern auch des russischen Reiches; denn wir haben keine Armee mehr. Schlagen wir uns aber nicht, sondern geben Moskau den Feinden Preis, zünden wir dasselbe an, und lassen wir die Franzosen auf diese Art mit den Elementen kämpfen, so haben wir den Sieg gewisser in den Händen.“ So sprach Kutusow, und seine Rede siegte. Das russische Heer zog sich durch Moskau zurück in gerader östlicher Richtung auf der Strasse nach Wladimir. Napoleon aber sah von den nahen Höhen am 14. Sept. Morgens die ehrwürdige Hauptstadt der alten Czaren, und der stolze Eroberer glaubte hier sein Ziel erreicht. In einer ungeheuern Ebene lag Moskau ausgedehnt, und als der König von Neapel vor dem äussersten Schlagbaum anlangte, schickte er Patrouillen ab, um die Stadt zu durchstreifen, und zu sehen, ob nirgends ein Feind sei. Der war aber nirgends; wenigstens sahen ihn die Franzosen nicht.

Die französische Reiterei rückte nun langsam und vorsichtig durch die öde und unheimliche Stadt; denn alle Thüren waren verschlossen und alle Fenster leer und die Strassen öde und stille, wie das Grab; nur bei dem Kreml hatte sich ein Pöbelhaufen

gesammelt und auf den anrückenden Feind Feuer gegeben, war aber von den Kartätschen der Franzosen schnell verjagt worden.

Nachmittags zog Napoleon ein, aber Niemand empfing ihn, nur die Flammen der Börse und mehrere Magazine leuchteten dem unheimlichen Einzuge des Eroberers. Doch sah man in diesen Flammen nichts Verdächtiges; nur Abends bemerkte man in südöstlicher Richtung einige Leuchtkugeln aufsteigen, deren Bedeutung man jedoch nicht kannte. Als nun Niemand da war, welcher die Einquartierung besorgte, ließ Napoleon die Häuser gewaltsam eröffnen und um den Kreml herum plündern. Erst am andern Tag wurden neue Abtheilungen von den vor der Stadt bisher gestandenen Truppen hineingelassen und denselben andere Quartiere der Stadt zur Plünderung Preis gegeben. Zwei Tage befanden sich die Franzosen in dem düstern und unheimlichen Moskau, als auf einmal an verschiedenen Theilen der Stadt Feuer ausbrach, und dieses Feuer sich immer mehr vervielfältigte und durch den Wind vergrösserte. Alle Feuersprizen waren zerstört und am 16. sah Napoleon das fürchterlichste Schauspiel, das er nie geahnet hatte, nämlich die zweite Hauptstadt des russischen Reiches durch ihre eigenen Bewohner in Flammen stehen. Napoleon mußte selbst eine Meile von Moskau sein Hauptquartier verlegen, weil Niemand mehr in diesem fürchterlichen Feuermeere bleiben konnte. Die Plünderung dauerte fort, so lange es möglich war; aber auch sechs Tage und sechs Nächte hatte der Brand gewüthet.

Das war ein fürchterliches Ereigniß, und ganz Europa empörte sich über dasselbe. Man fragte, wie war es möglich, daß die Russen eine Stadt, in welcher gegen 300,000 Menschen wohnten, selbst in Brand steckten; wie war es möglich, daß die Regirung ein solches fürchterliches Wagstück billigen konnte? Rostopschin, ein entschlossener Gegner der Franzosen, war der Urheber des grossen Brandes. Derselbe bereitete schon längst auf seinem Schlosse Woronowo allerlei Brennmaterialien, und zulezt verkündigte er, jeder Russe solle sich waffnen, und sei es nicht möglich, die Franzosen zurückzutreiben, so müsse Moskau verbrannt werden.

Zweitausend Verbrecher wurden zu dieser Mordbrennerei verwendet und der ungeheure Entschluß wurde ausgeführt; am 19. Sept. lag Moskau in Asche. Kutusow zog sich gegen Süden auf die Strasse nach Tula, um dem Feinde im Rücken zu sein, Winzingerode aber ging auf die Strasse nach Twer, und der russische Feldzug gewann die grausenhafteste Gestalt für die Franzosen; doch wir wollen noch einen Blick auf die Heere und ihre Bewegungen an der untern und mittlern Düna werfen.

Riga war noch immer von den Preussen bedroht; mehrere Gefechte fielen vor, aber ohne Entscheidung. Wittgenstein hatte seine Armee verstärkt und konnte bald angriffsweise zu Werke gehen. Ein übler Umstand im Rücken des französischen Hauptheeres. Bald hatte er eine Armee von 40,000 Mann beisammen, und mit dieser durfte er allerdings eine Schlacht wagen. Ihm gegenüber stand St. Cyr mit 30,000 Mann, meistens Bajern, die durch Mangel und andere Unglücksfälle bedeutend geschwächt, aber dennoch nicht muthlos waren. Wittgenstein wollte nun aus allen diesen Verhältnissen Vortheil ziehen und beschloß daher den Angriff. Schon am 14. Okt. wurde der rechte Flügel des 27sten französischen Armeekorps zurückgeworfen und die Russen rückten bis Borovoi vor. Am 15. zog auch Steinheil über die Düna. Am 18. Okt. kam es zur Schlacht; allein die Russen hatten es hier wieder mit Bajern zu thun.

General Wrede zeichnete sich hier besonders aus und die Russen kamen nicht gar sehr vorwärts; sie mußten sich um 6 Uhr Abends wieder zurückziehen. Allein St. Cyr sah wohl ein, daß, da es ihm an Verstärkung mangelte, er auch seine Stellung bei Poloczk nicht in die Länge behaupten könnte, und beschloß daher, dieselbe aufzugeben und über die Düna zurückzugehen. Steinheil stand aber schon am linken Ufer dieses Flusses und konnte den Rückzug der Unsrigen hindern, folglich mußte dieser erst geworfen werden. Wrede erhielt hiezu den Auftrag, und man hatte den rechten Mann gefunden. Er rückte sogleich über den Strom und ließ durch ein Bataillon des 19ten französischen Linieninfanterieregiments die vordersten feindlichen Posten angreifen und werfen. Dieß geschah. Wrede hatte bald

Raum für die Aufstellung seiner Division gefunden; allein Wittgenstein merkte, daß die Franzosen abziehen möchten, und beschloß daher einen Sturm auf Polocz̈k. Derselbe wurde mit fürchterlicher Wuth ausgeführt, aber die Erstürmer trafen nichts als eine Stadt in Flammen und eine einzige Kanone.

Am 20. Okt. griff nun Wrede das Steinheilische Korps an. Die Russen wurden bald nach einen Verlust von 2000 Gefangenen und mehreren hundert Todten über die Uszacz zurückgetrieben. Wrede erwartete nun Verstärkung, als diese aber nicht kam, ließ er die Russen nochmal angreifen und die tapfern Bajern schlugen sie wieder. Wrede hatte dadurch auf's Neue seinen Feldherrnruf beurkundet. Die Franzosen und Bajern zogen nun zurück, während St. Cyr jede neue Schlacht mit den Russen vermied. Wrede rückte mit dem sechsten Armeekorps gegen Arekowka; das zweite Armeekorps aber gegen Lepel. Wrede ließ die Batterie des Hauptmanns Weishaupt, sodann das Gepäck des Hauptquartiers und einen Kassewagen, in welchem sich 22 bajerische Regimentsfahnen befanden, gegen das Dorf Uszacz senden, weil er vermuthete, in diesem Dorfe wären noch Franzosen; allein Weishaupt traf Russen, wurde von ihnen umringt, und sammt seinen Leuten und Gepäcke gefangen. Wrede schlug noch einmal einen Angriff der Russen bei Kublicze zurück, und wurde von St. Cyr befehligt, die Strasse nach Wilna zu decken.

Wittgenstein wendete nun seine Hauptmacht vom sechsten Armeekorps hinweg gegen das zweite und neunte, und die Bajern hatten es in ihrer neuen Stellung vorzugsweise nur mit Kosaken zu thun. St. Cyr verließ das Heer, um seine Wunde zu pflegen, und statt seiner übernahm Viktor und gleich nachher Oudinot den Oberbefehl. Viktor beschloß nun, den schwächern Wittgenstein in seiner Stellung bei Smolnia anzugreifen und ihn bis an die Düna zurückzuwerfen. Die Franzosen nahmen also am 15. Nov. Smolnia siebenmal mit Sturm und verloren es wieder. Die Schlacht war fürchterlich, aber sie entschied zum Nachtheile der Russen nicht. Gleich traurig für die Franzosen wurde im Süden des Kriegsschauplazes, wo Schwarzenberg

stand, gekämpft. Die Russen erzwangen am 21. Sept. den Uebergang über den Styr, und Schwarzenberg mit seinen Oesterreichern, Sachsen und Polen mußte sich zurückziehen. Beständige Kämpfe beunruhigten diesen Rückzug.

Am 16. Nov. fiel das Treffen bei Wolkowysz vor, wo der Verlust der Russen auf 5000 Mann geschäzt wurde. Die Russen mußten sich unter Sacken zurückziehen; allein im Ganzen waren auch hier die Russen Sieger. Das französische Hauptquartier sah also, wie wir oben hörten, dem fürchterlichen Brande ruhig zu. Napoleon aber, statt seine Heere so schleunig als möglich auf den Rückweg zu führen, blieb in der brennenden Stadt und dachte darüber nach, wie er den fürchterlichen Kutusow weiter verfolgen könne. Allein bald war an kein Verfolgen mehr, sondern nur an ein Verfolgtwerden zu denken. Kutusow hatte sich statt nach Wladimir seitwärts nach Kaluga gezogen. Murat wurde nun von Napoleon zur Verfolgung der Russen mit dem größten Theil der Reiterei abgesandt. Er bestand ein bedeutendes Treffen an der Strasse von Tula, und die Russen wagten gegenwärtig nicht mehr viel gegen die Franzosen. Man beobachtete sich wechselsweise, aber angreifen wollte kein Theil mit rechtem Ernste.

Während im Süden und im Norden für Napoleons Interesse so mancher Krieger sein Leben aushauchte, liessen es sich die Soldaten der grossen Armee in Moskau wohlsein; man verwandelte die Kirchen in Kasernen und Ställe, schwelgte von den zurückgelassenen Vorräthen, kleidete sich auf's Kostbarste in Pelz, kurz man lebte sorgenlose Tage, und dachte weder an den nahen Winter noch an die nahen Russen. Raub, Mord und Schändung war an der Ordnung des Tages. Es gab nichts Heiliges mehr, was in Moskau nicht unheilig gemacht wurde. Endlich mochte Napoleon selbst der Gräuelscenen überdrüssig werden, und er stellte daher den General Mortier zum Gouverneur der Stadt auf; allein es half nichts gegen die plündernde Wuth der Soldaten. Zudem hauf'ten umher die Kosaken unter Winzingerode, welche dort und da ein Häuflein

Franzosen aufhoben, und die öden Steppen durch Brand und Verwüstung noch fürchterlicher machten.

So nahte der Winter, und von Tag zu Tag fehlte es mehr am Unterhalt für das Heer. Kutusow stellte sich an, als fürchte er sich vor den Franzosen und als leide sein Heer den größten Mangel, um durch solche listige Nachrichten die Franzosen noch sorgenloser zu machen. Napoleon aber glaubte solchen Täuschungen und hoffte noch immer einen glänzenden Frieden machen zu können. Endlich als Napoleon dem Ungestüm seiner Soldaten, aus dem Lande der Schrecken heimzukehren, nicht länger Widerstand zu leisten vermochte, schickte er den General Lauriston ins Hauptquartier des russischen Oberbefehlshabers, um den Frieden abzuschliessen; allein Kutusow sagte plözlich, so lange könne vom Frieden keine Rede sein, als ein französischer Soldat auf russischem Boden stehe; nicht einmal einen Waffenstillstand ging er ein.

Das war für die stolzen Entwürfe Napoleons der härteste Schlag. Der Rückzug mußte also angetreten werden; er begann am 15ten Oktober. Napoleon wollte, um denselben zu sichern, Kutusow angreifen und gegen Kaluga zurückwerfen. Aber am 18. Okt. wurden die Franzosen in ihrem Lager bei Tarutino von den Russen selbst angegriffen. Die Franzosen kämpften tapfer, aber der Sieg war auf russischer Seite. Napoleon, der sich noch in Moskau befand, sah freilich ein, daß er mit Kutusow wenig Glück haben werde, und befahl also den allgemeinen Aufbruch. Kaum hatte die Welt noch ein solches Schauspiel gesehen. Ein Heer von 100,000 Mann, bundscheckig gekleidet, mit unermeßlichen Zügen von Wagen, Karren, Kibitchen und Droschken bedeckte die Heeresstrasse auf vier Stunden Länge. Dazu kamen Geschüz, Pulverwagen, Heergepäcke, Packwagen mit der moskowitischen Beute, Heerbeamte, Schauspieler, Kinder und Weiber, Krüppel, Kranke und Verwundete, kurz, die verschiedenartigsten Aufzüge. Die Kosaken des Generals Winzingerode umschwärmten überall das grosse Heer. Winzingerode selbst wurde, als er den Kreml angreifen wollte, gefangen, und wurde zum Kaiser in's Hauptquartier nach Vereja ge-

schickt. Später aber wurde er, sammt seinen Adjudanten Narischkin, zwischen Minsk und Wilna von Czernitscheff befreit. Am Abend des 25. Oktobers verließ auch der General Mortier die Hauptstadt Moskau, nachdem er die Pulverkammer unter dem Kreml hatte anzünden lassen. Am 24. Oktober siegten die Franzosen wieder über die Russen bei und in Malojaroslawetz. Am nächsten Tage wäre Napoleon beinahe gefangen worden, indem ein Kosakenhaufen das Hauptquartier überfiel, aber durch die berittene Garde zurückgeschlgen ward.

Der Zug ging nun immer weiter rückwärts, und wo er hinkam, wurde Alles verheert, so zwar, daß oft, ja meistens der Nachtrab der Armee nur auf Trümmern fortziehen konnte. Von nun an begannen die fürchterlichen Leiden der napoleonischen Truppen. Kutusow hatte jezt die Absicht, Smolensk vor den Franzosen zu erreichen, allein die Langsamkeit der russischen Infanterie und die Schnelligkeit der französischen vereitelte zum Theil sein Vorhaben. Bald war das Hauptquartier Napoleons in Wiasma. Unweit dieser Stadt wurden die Franzosen von den Russen angegriffen und geschlagen. Von nun an gesellte sich aber zu dem Unglück des Krieges auch noch der Kampf der Elemente.

Vom 6. Nov. an stieg die Kälte auf einen unerträglich hohen Grad. Wie viele erfroren sind, wer kann es wissen? In diesen Tagen des Elendes, der höchsten Verzweiflung und des gränzenlosesten Jammers gehorchte man ungerne und gab auch ungerne Befehle, ausser es ging gegen den Feind. Jeder sorgte da für sich selbst. Am 9. November kam endlich die ermattete Heeresmasse in Smolensk an. Der Zustand derselben bot den herzzerreissendsten Anblick dar, und man durfte wohl sagen, Napoleon gebot über Bettler. Bei Dorogobusch wurden die Franzosen unter Ney wieder angegriffen, aber meistens siegten sie. Von nun an begannen auf allen Seiten die Kämpfe, sowohl von Seiten der Russen, als auch von Seiten der Elemente. Am 14. Nov. hielt Napoleon in Smolensk einen grossen Kriegsrath und es wurde beschlossen, den Rückzug auf das Schleunigste fortzusezen.

Am 15. brach das Heer wieder auf, und Ney bekam den Befehl, die Nachhut desselben zu übernehmen. Ein schwieriger aber für den entschlossenen Marschall allerdings auf sehr glänzende Weise auszuführender Auftrag. Vor Krasnoi standen plözlich die Russen, zogen sich aber nach heftigen Kämpfen zurück. In diesen Gefechten zeichnete sich besonders der Vizekönig Eugen aus. Da es nun täglich mehr an Pferden gebrach, so schuf Napoleon die heilige Schaar. Ney ließ am 17. Nov. nach seinem Abzuge aus Smolensk einen grossen Theil dieser Stadt in die Luft sprengen, wodurch viele zurückgebliebene Kranke und Verwundete der grossen Armee auf die unbarmherzigste Weise vernichtet wurden. Am 18. Nov. traf Ney auf den Höhen von Krasnoi die Russen in der vortheilhaftesten Stellung. Kutusow ließ den kühnen Marschall auffordern, sich zu ergeben. Ney antwortete auf diese Aufforderung mit Sturm; allein es half nichts, die Russen konnten nicht überwältigt werden. Ney faßte daher in der Nacht den Entschluß, seitwärts über den Dnieper zu gehen. Dieser Fluß war gefroren und brach ein, während die Franzosen hinübergingen; ein entsezliches Schauspiel. Ney schlug sich überall durch, bis er am 22. Nov. Morgens um 6 Uhr in Orsza mit 800 Mann, die ihm von 16,000 übrig geblieben waren, einrückte.

Napoleon empfing den Fürsten der Moskwa auf's Ausgezeichnetste. Hätte nun Kutusow die Franzosen fortan und ernstlich verfolgt, so würde er dieselben, mit wenigen Ausnahmen, alle zu Gefangenen gemacht haben; allein der alte Heerführer glaubte, weil er der Ruhe bedürfte, müßten auch seine Soldaten dieselbe pflegen und somit entkamen die Franzosen immer noch grösseren Verlusten, als sie bereits schon erlitten hatten und noch erleiden mußten. Schon nach dem Abzuge von Smolensk bestand das Napoleonische Heer nur mehr aus 40,000 Mann, und von diesen waren 8000 von der Garde allein noch bewaffnet. Diese Masse rückte nun gegen Polen, dessen Einwohner ihnen allerdings Unterstüzung zukommen lassen konnten und gerne zukommen liessen; allein Wittgenstein und Tschitschagow hatten die Ufer der Berezina besezt; ein schwieriger Umstand, da über-

dieß auch Minsk von den Russen eingenommen worden war. Borissow war übrigens auch von den Franzosen wieder eingenommen worden.

Am 27. Nov. ging Napoleon mit den Garden über die Berezina, und am 28. wurden die Russen von Oudinot und Ney geschlagen. Allein alle Siege der Art waren für die Franzosen Verluste; denn es handelte sich immer nur um den Rückzug, und wer mit dem kräftigern Theile des Heeres nicht mit fort konnte, war jedenfalls verloren. Bourgeois erzählt von der fürchterlichen Schlacht an der Berezina Folgendes:

„Vom Morgen an, sobald man die schreckliche Kanonade vernommen, welche die Annäherung des Feindes verkündete, hatte Schrecken und Verzweiflung die ganze sich noch auf dem linken Ufer befindliche Masse ergriffen; jeder stürzte sich mit Wuth gegen die Brücke hin. Man kannte sich nicht mehr; wie im Wahnsinne trieb sich alles umher. Mit Säbelhieben bahnte man sich einen Weg, stieß alles vor sich her zu Boden. Wagen wurden im Gedränge übereinandergestürzt, die hingefallenen Pferde, umgesunkenen Menschen wurden erbarmungslos zerquetscht, und mitten unter diesem abscheulichen Lärm hörte man kaum das Geschrei Derer, die mit Füssen getreten, und die Flüche, die überall ausgestossen wurden. Viele wurden in den Fluß durch die nachdrängenden Haufen gestossen, andere sprangen freiwillig hinein, in der Hoffnung, sich durch Schwimmen zu retten. Nur wenige erreichten das jenseitige Ufer, die meisten konnten keinen vesten Fuß fassen und wurden nach erschöpften Kräften vom Treibeis fortgerissen. Man lief überall an dem Fluß herum, um einen Uebergangspunkt zu finden; aber alle Bemühungen waren vergeblich, überall sah man dieselben Gefahren und Hindernisse. Welches Bild soll man von den Gräueln und Blutscenen entwerfen, als die von dem Feinde geworfenen Kugeln mitten unter den erschrockenen Haufen niederfielen, der so dicht zusammengedrängt war, daß jeder Schuß fürchterliche Verheerun-

gen anrichten mußte? Während des gräßlichen Geschreies, während des Aechzens gefallener und zertretener Menschen und Pferde, hörte man das Pfeifen der Kugeln, das Zerspringen der Haubizen, das Aufschlagen auf die Packwagen, welche sie zertrümmerten und deren umhergeschleuderte Splitter, die die mörderischen Wirkungen der Kartätschen vervielfältigten und schreckliche Verstümmelungen hervorbrachten. Das Ganze war nunmehr ein gräßliches Blutbad, ein wahres Schlachten, wo die, welche das mörderische Feuer des Geschüzes nicht traf, von ihren Kameraden zu Boden geworfen wurden und Freunde einander selbst mordeten. Wer am Leben blieb wurde gefangen, und diese Gefangenschaft war qualvoller als der Tod selbst."

Bourgeois war ein Augenzeige der Schlacht an der Berezina und ein Augenzeuge des darauffolgenden Rückzuges. Pfuel berichtet über diesen Folgendes:

„Beinahe Alle warfen jezt die Waffen von sich; die Meisten besassen weder Schuhe noch Stiefeln, sondern Decken, rohe Häute, Tornister oder alte Hüte mit Strohflechten um ihre Füsse gebunden. Das nächste Beßte, das einer fand, hing er sich um Kopf und Schultern, um gegen die Kälte eine Hülle mehr zu haben. Alte Säcke, zerrissene Strohmatten, frisch abgezogene Pferdehäute ꝛc.; glücklich, wer irgend ein Stückchen Pelz erobert hatte. Mit untergeschlagenen Armen und tief verhüllten Gesichtern gingen Offiziere und Soldaten in dumpfer Betäubung neben einander her. Die Garden unterschieden sich in Nichts mehr von den Uebrigen, sie waren, wie diese, zerlumpt, verhungert und ohne Waffen. Alle Gegenwehr hatte aufgehört; der blosse Ruf: Kosak, brachte ganze Kolonnen in kurzen Trab, und mehrere Hunderte wurden oft von wenigen Kosaken zu Gefangenen gemacht. Der Weg, den die Armee zog, füllte sich mit Leichen, und jeder Bivouak glich am andern Morgen einem Schlachtfelde; so wie einer vor Ermat-

tung hinstürzte, fielen die meisten über ihn her, und zogen ihn, noch ehe er tod war, nackend aus, um sich mit seinen Lumpen zu behängen. Alle Häuser und Scheunen wurden verbrannt, auf jeder Brandstätte lagen ganze Haufen von Todten, die sich herangedrängt hatten, um sich zu wärmen, und aus Kraftlosigkeit dem Feuer nicht mehr entfliehen konnten. Die ganze Landstrasse wimmelte von Gefangenen, die Niemand mehr beachtete, und noch nie erlebte Scenen des Gräuels sah man hier; von Rauch und Schmuz ganz schwarz, schlichen sie wie Gespenster auf den Brandstätten unter ihren todten Kameraden herum, bis sie hinfielen und starben. Mit blossen Füssen, in denen der Brand schon war, hinkten noch Manche auf dem Wege bewußtlos fort; andere hatten die Sprache verloren, und viele waren vor Hunger und Kälte in eine Art wahnsinniger Betäubung gefallen, in welcher sie Leichname rösteten und verzehrten, oder sich selbst Arme und Hände abnagten. Manche waren so schwach, daß sie nicht einmal mehr Holz beitragen konnten. Diese sassen auf ihren todten Gefährten, dicht gedrängt, um irgend ein kleines Feuer, das sie gefunden, herum und starben, so wie dieses erlosch. Man sah, wie viele im Zustande der Bewußtlosigkeit freiwillig in's Feuer hineinkrochen und wimmernd sich verbrannten, in dem Wahne, sich zu wärmen; wie andere ihnen nachkrochen und den nämlichen Tod fanden ꝛc.“

Das waren freilich trübe Erfahrungen, die Napoleon auf diesem fürchterlichen Rückzuge eines Steppenlandes machte. Er entschloß sich deshalb, in der Ueberzeugung, der tiefgesunkenen Armee nun durch eine Neue nüzlich sein zu können, zur schnellsten Rückkehr nach Paris, um die schon ermattete Begeisterung der Franzosen auf's Neue zu entflammen. Wie eine Bombe, sagte der Eroberer, werde ich nach Paris fallen. Er eröffnete deshalb am 6. Dez. seinem Generalstab in Smorgonnie seinen Willen, und übertrug dem Könige von Neapel, Murat, den Oberbefehl. Hierauf sezte er sich unter treuer Begleitung auf

Schlitten, und fuhr, so schnell als es möglich war, über Wilna, Warschau, Glogau nach Dresden.

Schon am 19. Dez. wehten die kaiserlichen Fahnen von den Tuillerien. Das unglückliche Heer warf meistens die Waffen weg und die Bajern unter Wrede waren allein noch fähig, die Nachhut zu übernehmen. Eine halbe Stunde vor Wilna mußte der kühne vaterländische Feldherr durch zwei Reihen russischer Reiter sich durchkämpfen, und die Kosaken raubten manchem unglücklichen vaterländischen Sohne das Leben. Mürat flog nun nach Kowno und Wrede ging bei Balwierziski über den Niemen. Mit wenigen Bajern kam er am 29. Dez. an die Weichsel. Die Russen rückten nun immer weiter gegen Preussen vor. Allein schon am 30. Dez. schloß der General York, welcher die Nachhut des unter General Macdonald stehenden zehnten Armeekorps bildete, mit dem russischen General Diebitsch einen Waffenstillstand. Am 31. Dez. reihete sich an diese Verbindung auch die zweite Abtheilung des kurländischen Heeres unter General Massenbach. Damit war denn Preussen von der Napoleonischen Partei abgetreten und aus beleidigten Freunden hatte der französische Kaiser tiefgereizte Feinde erhalten.

Der Schluß des Jahres 1812 sah keinen Feind mehr auf russischem Boden, und die Völker, besonders die gereizten Preussen, lauschten theils mit banger Furcht, theils mit glühender Begeisterung der Dinge, die da kommen sollten. Die Brigade des bajerischen Generalmajors von Zoller warf sich in die Vestung Thorn, die andere Brigade nahm eine veste Stellung bei Gneisen und Wrede kam am 17. Febr. nach München zurück.

Die ersten Monate des Jahres 1813 verflossen mit dem Rückzuge der Franzosen hinter die Weichsel. Macdonald gab sein Kommando ab, ebenso Mürat an den weit ihm überlegenen Vizekönig Eugen, und auch der tapfere Ney kehrte nach Paris zurück. Eugen vereinigte bald die Reste des zweiten, dritten, vierten und neunten Armeekorps, verwandelte Wittenberg in eine Vestung und schlug sein Hauptquartier in Posen auf. Die Russen zu langsam, um die Ordnung dieser Trümmer zu hindern, kamen aber auch allmählig weiter gegen Teutschland heraus.

Ihr Heer bestand am Ende des Jahres aus etwa 118,000 Mann. Das französische Heer aber, welches beim Beginn des Feldzuges 400,000 Mann gezählt hatte, zählte nicht viel mehr über 30,000, mit Einschluß der Besazungstruppen. Einen solchen Rückzug, wie der der Franzosen und ihrer Verbündeten aus Rußland war, vermag die Geschichte nicht mehr aufzuzählen; und auch wir wollen dem traurigen Bilde keine Betrachtung mehr beifügen.

§. 335.

Die Völkerschlacht bei Leipzig und der Napoleonische Sturz.

Während die Franzosen in Spanien und in Rußland Nachtheile aller Art erlitten, und in Frankreich die Willkührherrschaft immer vestern Boden faßte, Malet eine Verschwörung in Paris organisirte, der Polizeiminister Savary von den Verschwornen verhaftet wurde, aber durch die Langsamkeit derselben ihr Vorhaben vereitelt, und Malet mit seinen Bundesgenossen hingerichtet, mehrere tausend Personen aber verbannt wurden; konnte kein Element und keine Niederlage den Muth des Kaisers beugen. Um die Religion seiner Völker nicht gegen sich zu haben, suchte er das Verbrechen gegen den heiligen Vater theils durch Heuchelei, theils durch Drohung wieder gut zu machen. Würdig eines Kirchenfürsten hatte sich Pius VII. bisher gegen Napoleon benommen, keine Rache des grossen Kaisers gefürchtet und seine leidenschaftlichen Drohungen mit ächt christlicher Duldsamkeit verachtet. Napoleon zwang ihm aber doch ein Concordat ab, welches jedoch, da der Kaiser seine Grundlagen eigenmächtig veränderte, der Papst nicht annahm. Ueberhaupt glaubte Napoleon alle weltlichen und geistlichen Gewalten von nun an nur an seine Persönlichkeit zu fesseln, auf die Zeit nahm er keine Rücksicht mehr, und darum ging er zu Grunde.

Die Russen zogen nun immer weiter heraus, die Trümmer der französischen Armee ebenfalls. Eugen kam im Februar

nach Berlin, und hatte allerdings schon die bittere Erfahrung gemacht, daß das preussische Volk entschlossen sei, sich an den Franzosen zu rächen. Auch die Reste der Bajern zog der Vizekönig noch an sich und vereinigte sich an der Elbe mit dem General Grenier, wodurch seine Armee bald 40,000 Mann zählte.

Am 5. März waren die Russen schon in Berlin eingezogen, und die Kosaken umschwärmten den Vizekönig auf allen Seiten. Der König von Preussen hatte sich aus Breslau zurückgezogen und ein allgemeiner Freiheitsruf durchbrauste die preussischen Länder. Friedrich Wilhelm verband sich mit Alexander, um im heiligen Kampfe für die Freiheit des teutschen Vaterlandes von dem übermüthigen Joche des Korsen zu siegen oder rühmlich unterzugehen. Stündlich vermehrten sich Lüzows schwarze Jägerschaaren mit Freiwilligen und General York ward bald zum Oberbefehlshaber der preussischen Militärmacht ernannt.

Am 27. und 28. Febr. wurde zwischen Kutusow und Hardenberg ein Defensiv- und Offensivallianztraktat abgeschlossen, wodurch sich Rußland zur Stellung von 150,000, Preussen von 80,000 Mann verbindlich machte. Ebenso rief man das teutsche Volk zum Kampfe für die Befreiung von dem französischen Joche auf, und drohte jenen, welche sich diesem Aufrufe nicht fügen würden, mit Verlust ihrer Länder. Der König von Preussen verkündete überdieß noch seinem Volke, es solle zeigen, daß Gott und sein vester Wille ihm die Wiederkehr einer glücklichern Zeit allein sichern könne. An Frankreich wurde somit der Krieg von Preussen erklärt. Allein Napoleon war entschlossen, den lezten und tüchtigsten Schlag auszuführen; denn im Senate wurde bald verkündet, Frankreich werde 400,000 Mann an der Elbe, 200,000 Mann in Spanien und eben so viel Truppen in dem Departement der Hanse, am Rhein und Italien haben. Doch dieser Krieg sei der lezte. Bald werde der Kaiser seine Freunde und Feinde kennen. In Kurzem begann auch das großartige Schauspiel eines Völkerkampfes gegen einen Tyrannen, welcher die Zeit an seine Persönlichkeit zu fesseln glaubte, der den unglücklichen Wahn hegte, er könne allein über die Völker mit der Geisel der Willkührherrschaft gebieten, und es schien

wirklich, als wollten die Umstände seiner Rache nochmal ein Opfer bringen; denn langsam bewegten sich die Russen und die Teutschen fürchteten sich noch immer vor der Sprache des Eroberers. Sachsen konnte für das preussisch-russische Bündniß nicht gewonnen werden; denn Friedrich August erklärte mit völliger Bestimmtheit, er wolle seinem angenommenen Systeme treu bleiben, obgleich Kutusow den Fürsten und Völkern Teutschlands Unabhängigkeit und Freiheit verkündete.

Bald war die Elbe in den Händen der Preussen und Russen. Blücher zog sich nach Sachsen, Dresden wurde genommen und die Verbündeten konzentrirten sich allmählig bei Leipzig; aber auch Napoleon war nicht unthätig beblieben, denn er vermuthete jezt schon, daß Oesterreich von seiner Partei abfallen könnte. Am 15. April reis'te Napoleon von St. Cloud nach Mainz und am 2. Mai war der Kaiser gezwungen, die Schlacht bei Lüzen zu kämpfen.

Bevor wir aber eine neue Schlacht auf dieser Ebene erzählen, die ohnehin schon durch Tilly und Gustav Adolph berühmt genug ist, wollen wir einen Blick auf unser Vaterland werfen. König Max rief unterm 28. Febr. die Nationalgarde zu den Waffen, wodurch bald ein Corps von 21,600 Mann beisammen war; am 20. März wurde auch ein Regiment Nationalchevaurlegers errichtet, und da zahlreiche Adressen von jener Nationalgarde einliefen, welche zum innern Dienste bestimmt war, so wurde auch diesen Truppen die Erlaubniß ertheilt, ausser dem Vaterlande kämpfen zu dürfen. Für diese Anstrengungen mußte die Regirung freilich wieder neue Opfer vom Volke fordern; daher wurde ein gezwungenes Lotterieanlehen und eine ausserordentliche Kriegssteuer erhoben. Graf von Wrede zog die neuen Truppen in Bamberg zusammen, und rückte mit alterprobtem Muthe dem Feinde entgegen.

Die Schlacht bei Lützen errang für Napoleon neue Lorbeere und die Verbündeten mußten sich zurückziehen. Aber der Rückzug war von der Art, daß Napoleon wohl einsehen konnte, es könne in Zukunft ihm, wenn die Kraft der Verbündeten stärker würde, nicht wohl gelingen, ohne viele Mühe neue Lorbeeren

zu erringen. Das linke Ufer der Elbe war denn nun wieder von den Franzosen besezt, und bald drangen sie auf das rechte vor. Am 17. Mai zogen die Verbündeten gegen Bauzen. Einzelne Treffen entschieden nichts. Ney vereinigte sich mit der französischen Hauptarmee. Am 20. Mai 1813 wurde die Schlacht von Bauzen gekämpft. Die Verbündeten wurden rechts von Napoleon überflügelt und der kräftige Sieger nahm sein Hauptquartier am Abend in Bauzen. Am 21. Mai wurde die Schlacht bei Wurschen fortgesezt. Napoleon siegte auch hier auf das Glänzendste, denn die Russen und Preussen wurden zum Rückzuge nach Schlesien gezwungen. Die Verbündeten wurden verfolgt, aber bald nahm der Kaiser sein Heerlager zu Markersdorf, die Verbündeten aber verschanzten sich bei Schweidniz. Die Franzosen besezten Breslau und Napoleon schien den alten Ruhm wieder zu erneuern. Das war aber an andern Orten, wo die Hauptarmee nicht stand, nicht der Fall.

Am 4. Juni wurde in dem Dorfe Boschwiz ein Waffenstillstand geschlossen mit sechstägiger Aufkündung. Während diese Kriegsthaten ausgeführt wurden, sammelten sich die Bajern als eine Observazionsarmee bei Würzburg und wurden unter den Oberbefehl des Marschalls Augereau gestellt. Nun sollte ein Kongreß über den künftig abzuschliessenden Frieden gehalten werden; aber mit dem wirklichen Frieden war es dem französischen Kaiser nicht Ernst. Schweden trat zu den Verbündeten über. Sein Kronprinz, der ehemalige Marschall Bernadotte, hatte sich an die Spize der schwedischen Truppen gestellt. Dänemark schloß ein Bündniß mit Frankreich. Oesterreich blieb vorläufig unentschieden. Sein Kaiser versuchte alles Mögliche, um Napoleon zu gemässigten Friedensbedingungen zu bewegen. Der Waffenstillstand wurde bis zum 10. August verlängert und der Friedenskongreß bis auf den 12. Juli anberaumt.

Napoleon dachte jedoch an keinen Frieden, und somit erklärte Kaiser Franz an seinen unersättlichen Schwiegersohn am 12. Aug. den Krieg. Derselbe wurde daher mit neuen Kräften unternommen. Preussen führte in den Kampf für seine Existenz etwa 160,000 Mann, die Russen 100,000, die Oesterreicher

300,000, die Schweden etwa 20,000 Mann. In Prag versammelten sich die Verbündeten, wohin auch Moreau von Newjork gekommen war. Napoleon hatte diesen großartigen Mächten in Teutschland und Italien gegen 500,000 Mann gegenüberzustellen. Wrede kommandirte die Bajern als eine Beobachtungsarmee bei Altheim unfern von Braunau. Andere Söhne unseres Vaterlandes befanden sich bei dem nördlichen französischen Armeekorps. Der Kampf begann in Schlesien in der Mitte des Augusts 1813. Blücher wurde zurückgedrückt, aber bei Kazbach ließ der preussische General die Franzosen am 26. August Nachmittags 2 Uhr angreifen. Mörderisch wurde gekämpft und die Franzosen gänzlich geschlagen. Die schlesische Armee der Verbündeten rückte vorwärts. Schlesien war von dem Feinde bald gänzlich befreit. Auch der Kronprinz von Schweden, Karl Johann, siegte gegen Oudinot im nördlichen Preussen. Weniger war dieses der Fall von Böhmen aus, wo auf österreichischer Seite Schwarzenberg kommandirte. Die Schlacht bei Dresden entschied gegen die Verbündeten. Dort verlor Moreau ein Bein und die Wade des andern; fünf Tage darauf starb er. Hier war fürchterlich gekämpft worden.

Am 30. Aug. wurde Vandamme, welcher sich zu weit nach Böhmen gewagt hatte, gefangen. Demnach gab es, während Napoleon auf der einen Seite siegte, auf der andern für ihn bedeutende Nachtheile. Bei Jüterbok siegte der schwedische Kronprinz über die Franzosen auf glänzende Art. Ney war fürchterlich von seinem frühern Schlachtenfreund geschlagen worden. Napoleon wollte die Nachtheile, welche seine Nordarmee erlitten hatte, wieder gut machen, und rückte daher gegen Blücher; allein dieser zog sich gegen Schlesien zurück. Ein Angriff auf die Truppen der Verbündeten in Böhmen mißlang. Karl Johann war auch über die Elbe gedrungen, und bald sah sich Napoleon auf einen immer engern Kreis in Sachsen beschränkt. Partheigänger, wie Thielemann und Andere, entstanden allenthalben, und neben dem grossen erhob sich gegen die Franzosen ein kleiner Krieg. Czernitschef drang gegen Westphalen vor, und Hieronymus Napoleon floh über den Rhein.

Während nun allenthalben die Verbündeten kleine Siege errangen, in grössern Schlachten aber von Napoleon Nachtheile erlitten, jedoch die Völker mehr auf ihre Seite brachten, schlossen Oesterreich, Rußland und Preussen am 9. Sept. 1813 einen neuen Vertrag, und endlich kam zwischen Oesterreich und England ebenfalls ein förmliches Schuz- und Truzbündniß zu Stande. Auch mit Bajern begann man Unterhandlungen zu pflegen und die vaterländische Regirung merkte aus allen Zeichen der Zeit, daß es gut sein dürfte, jezt die Partei des in eine fürchterliche Enge getriebenen Eroberers zu verlassen. Unter solchen für Napoleon allerdings bedenklichen Umständen vereinigte sich die schlesische Armee der Verbündeten mit der nordischen, und der Kaiser sah endlich ein, daß es gut sein dürfte, sich zurückzuziehen. Aber die Verbündeten hatten die Absicht, die einzelnen Heereshaufen Napoleons zu schlagen, wogegen Napoleon immer einer Hauptschlacht, im Vertrauen auf sein militärisches Glück und Talent, entgegensah. Einzelne Gefechte wurden bei Leipzig geliefert, aber die Verbündeten zogen sich zu einer Hauptschlacht zusammen.

Am 16. Okt. stand die österreichische Haupt- und die schlesische Armee auf den Feldern von Leipzig und Napoleon in Wachau. Sein Heer belief sich auf 180,000 Mann. Napoleon leitete die Schlacht selbst; er stand unter einer Baumallee, vor sich auf einem Feldtische die Karte der Gegend, wo gekämpft wurde, um sich Caulincourt und Berthier, in geringer Entfernung aber die Garden. Um 9 Uhr begann der Kampf; es war ein heiterer Tag. Die Verbündeten unter Wittgenstein drangen vor. Die Franzosen zogen sich auf Wachau und Markkleeberg zurück. Dieser Ort wird von den Preussen erstürmt, von den Franzosen wieder erobert, von den Preussen nochmal erstürmt und behauptet. Russen und Preussen erstürmen auch Wachau, aber ein kühner Angriff der Franzosen in ihrer Flanke wirft sie zurück. Die Franzosen dringen vor; das Centrum und der rechte Flügel der Verbündeten weichen, auch der linke Flügel der Verbündeten, unter General Merveld, kann keine grossen Vortheile erringen. Das französische Heer dringt schon ge-

gen Köbern; da kommt die österreichische Reserve unter dem Befehl des Erbprinzen von Hessen-Homburg. Der Kampf wird wüthender; die Franzosen stürzen in das Dorf Güldengossa, werden aber von den Preussen und Russen wieder herausgeworfen. Murat läßt daher eine Batterie der Verbündeten, welche schreckliche Verheerungen anrichtet, mit Massen von Kürassieren nehmen; da kamen die Gardekosaken und die französische Linie wird durchbrochen und geworfen. Napoleon glaubt aber in dem Augenblick, als Güldengossa von den Seinigen besezt ist, die Schlacht sei gewonnen, und verläßt den Kampfplaz, um nach Leipzig zu reiten. Die Schlacht ist aber nicht gewonnen, sondern die ermüdeten Kämpfer rüsten sich zu neuem Streit.

Gegen 5 Uhr Nachmittags läßt Murat neue Massen gegen Güldengossa rücken, aber das Dorf kann nicht erobert werden. Ueber diesem Gemezel bricht die Nacht herein, und der Donner des Geschüzes schweigt. Die Verbündeten hatten auch noch Auenhain mit fürchterlichen Verlusten erstürmt und besezt, ebenso Güldengossa. Markkleeberg ist von den Franzosen und Oesterreichern zugleich besezt, und auf dem linken Flügel der Verbündeten wurde Merveld gefangen. Aus Seyfartshain waren die Franzosen ebenfalls vertrieben, und nun behaupten beide Heere so ziemlich ihre Stellungen, die sie am Morgen innegehabt hatten. Auf andern Orten hatten die Verbündeten gegen die Franzosen ebenfalls mit größter Tapferkeit gefochten. So Blücher und York.

Um Leipzig herum war also am 16. Oktober auf drei Seiten mit der größten Erbitterung gekämpft worden. Leipzig selbst wurde von Soldaten zu Fuß und zu Pferd nach allen Seiten hin durchzogen, und am Abend merkte Napoleon, daß es ihm hier nicht so gar gut gehen werde; denn er schickte den gefangenen General Merveld zu den Verbündeten, und begehrte gegen die Räumung der Vestungen an der Elbe, Oder und Weichsel einen sichern Rückzug; doch umsonst. Am 17. Okt. erwarten die Verbündeten ihre Verstärkungen durch Bennigsen und Colloredo, Napoleon aber bleibt in seiner Stellung, um gewissermaaßen den Schein des Sieges zu erhalten. Wenige

Kämpfe fallen an diesem Tage vor. Napoleon beschließt den Rückzug; doch zu spät. Als er den Befehl zum Aufbruch ertheilt, beginnt der Kanonendonner von Seite der Verbündeten, und er ist gezwungen, eine neue Schlacht zu liefern. Diese Schlacht aber nennt man die Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Okt. 1813.

Es ist Morgens 8 Uhr, als der Donner der Geschüze zu dröhnen beginnt. Auf mehreren Punkten wird gekämpft. Die Franzosen schlagen sich wie Riesen. Die Verbündeten besizen jedoch eine weit grössere Macht. Der linke Flügel des Napoleonischen Heeres bei Debliz kann nicht geworfen werden, obgleich immer neue Truppen zum Kampfe herbeiziehen. Holzhausen wird von den Verbündeten genommen und verloren. Probstheida behauptet mit dem heftigsten Kartätschenfeuer Mürat. Blücher dringt bei Mokau über die Parthe; die Franzosen ziehen sich zurück. Sacken rückt gegen Leipzig, aber die Russen müssen sich nach einem mörderischen Kampf zurückziehen. Die Sachsen gehen zu den Verbündeten über, doch Napoleon füllt die Lücke schleunigst aus. Volkmarsdorf wird von den Franzosen behauptet. Schönefeld wird von den Russen endlich gegen Abend erstürmt. Immer näher zieht sich die Napoleonische Heeresmasse gegen und nach Leipzig zurück. Der Rückzug derselben wird bald allgemein; Abends gegen 9 Uhr kommt Napoleon nach der Stadt und befiehlt den Rückmarsch gegen Lindenau auf's Neue, läßt aber Leipzig schnell durch Macdonald und Poniatowsky in Vertheidigungsstand sezen, um den Rückzug des französischen Heeres zu decken.

Schon am Morgen des 19ten rückt Schwarzenberg zum Sturm gegen Leipzig heran; die Franzosen halten sich. Napoleon zieht gegen Mittag auf der Strasse nach Lindenau aus der Stadt. Bald wird Leipzig erstürmt. Macdonald schwimmt über die Elster, denn Napoleon hat die Elsterbrücke in die Luft sprengen lassen. Poniatowsky ertrinkt in dem Flusse und Tausende mit ihm, welche auf diesem Wege sich retten wollten.

Leipzig ist um 1 Uhr Mittags erobert, und die Monarchen sammt dem Kronprinzen von Schweden ziehen als Sieger in

die Stadt. Die Sachsen jubeln, weil sie von dem Joche des Bezwingers befreit sind. Niemand kann sagen, daß die Franzosen bei Leipzig nicht mit ausgezeichneter Tapferkeit gekämpft haben, aber jeder muß gestehen, daß die verbündeten Heere auch einen glänzenden Beweis ihrer Tapferkeit ablegten. Napoleon wurde jedoch in der Leipziger Schlacht von den Verbündeten mehr erdrückt, als besiegt; denn die militärische Kunst selbst des größten Mannes muß scheitern, wenn eine doppelte, oder noch grössere Anzahl von Feinden, welche überdieß noch die Kriegskunst eigentlich nur von ihrem Gegner erlernt haben, seine geringern Massen allenfalls auch noch durch Tapferkeit erdrücken. Napoleon verlor in der Leipziger Völkerschlacht über 50,000 Mann, die meisten waren krank oder verwundet; ein Beweis von ihrer Tapferkeit und Ausdauer.

Ein sonderbares Schauspiel bieten von nun an die Organe der Zeit, die öffentlichen Blätter der rheinischen Bundesglieder dar. Wie doch die Menschen so wankelmüthig sind! Der Mann, den sie vor kurzer Zeit fast vergötterten, wird von ihnen jezt verhöhnt und nach allen Seiten mißhandelt. Das Unglück desselben reizte jezt plözlich zur allgemeinen Freude; eigentlich eine Uebertreibung, denn später besann man sich wohl, ob man den größten Mann der Zeit nicht vielmehr bedauern als beschimpfen sollte. Die Franzosen wurden von nun an verflucht, und man vergaß bald das jüngst gepriesene Glück, mit jenen tapfern Schaaren verbündet gewesen zu sein. Wir haben die Bajern als eine Reservearmee in dem Lager vor Braunau gelassen. Wir haben gesehen, wie sächsische Heeresabtheilungen, ohne bei ihrem Monarchen anzufragen, zu den Verbündeten übergingen. Eine Division vaterländischer Truppen, unter General Raglowich, war dem französischen Heere, welches gegen Berlin zu ziehen bestimmt war, zugetheilt. Dieselbe hatte am 6. Sept. die Schlacht bei Dennewiz mit gewohnter Tapferkeit mitgekämpft, war jedoch so sehr zusammengeschmolzen, daß eine Brigade unter den Befehlen des Generalmajors v. Maillot daraus gemacht werden mußte, welche zwar noch einige Zeit mit den Franzosen gegen die Verbündeten kämpfte, aber gemäß den Bestimmun-

gen des Vertrages von Ried von den Franzosen abfiel und über Leipzig nach Bamberg zog.

Am 9. Okt. kam nämlich in Ried, im Innviertel, zwischen unserm Feldherrn Grafen von Wrede und dem österreichischen General der Cavallerie Fürsten Heinrich XV., von Reußplauen, eine Uebereinkunft zu Stande, gemäß welcher Bajern dem Rheinbunde entsagte und seine Heere gegen Napoleon führte; dieser Vertrag wurde vom Könige am 12. Oktober bestätigt. Oesterreich sicherte dem neuen Bundesgenossen gemäß der Rieder Convenzion die volle Souveränetät über alle vor dem Kriege besessene Staaten zu. Am 14. Okt. wurden durch eine königl. Deklarazion die Beweggründe auseinandergesezt, und ein Tagsbefehl des Generals Grafen von Wrede vom 25. Okt. ermahnte die vaterländischen Truppen zur Ausdauer und zum Gehorsam in dem neuen Kampfe. Zugleich wurde bekannt gemacht, daß unter die Befehle des tapfern Feldherrn auch ein österreichischer Heerhaufen gestellt sei. Ein Aufruf des Königs vom 28. Okt. verordnete neuerdings eine allgemeine Landesbewaffnung unter den Befehlen Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen. Man muß sagen, daß die freiwillige Bewaffnung ausserordentlich schnelle und wirksame Fortschritte machte.

Zum Beweis, daß Bajern von der rheinischen Konföderazion abgetreten war, wurde schon am 23. Okt. eine königliche Verordnung erlassen, gemäß welcher das Kontinentalsystem aufgehoben und die Einfuhr englischer Waaren erlaubt wurde. Die bajerisch-österreichische Armee zog nun, gemäß den Folgen der Rieder Konvenzion, in Eilmärschen vom Inn herauf über Landshut, Neuburg, Donauwörth, Nördlingen, Dinkelsbühl, Ansbach und Uffenheim gegen Würzburg. Diese Vestung wurde von dem französischen Divisionsgeneral Turreau noch besezt gehalten. Die Belagerung begann daher von den umliegenden Bergen am 24. Oktober, und am 26. wurde die Stadt gemäß Kapitulazion an den Grafen von Rechberg übergeben. Die Besazung selbst zog sich in die Veste Marienburg zurück, und wurde von dem Korps des Generals Grafen von Spretti blokirt. Die Hauptarmee aber sezt ihren Marsch über Aschaffenburg nach

Hanau fort, welche Stadt schon am 28. Okt. Morgens von dem ersten Chevauxlegersregiment besezt wurde. Und nun wollen wir einen Blick auf den französischen Rückzug werfen.

Am 20. Okt. kam Napoleon nach Weißenfels und ging mit seinem Heere auf zwei Brücken über die Saale. Am 21. Okt. kam er nach Freiburg, wo der Uebergang über die Unstrut von den Oesterreichern und Preussen sehr gefährdet wurde. Am 22. kamen die Franzosen nach Erfurt und bald standen die allenthalben umherjagenden Kosaken an der Spize der fliehenden Armee selbst. Ueberall wurde sie gedrängt und viele Tausende von ihr zu Gefangenen gemacht. Endlich kamen die Franzosen über Gotha und Schlichtern gegen Hanau herangezogen. Die Bajern hatten nördlich von Hanau die Kinzigbrücke besezt, wurden aber durch die Uebermacht anfangs zurückgedrängt. Von der Gelnhauser Strasse her, welche man unbesezt gelassen hatte, drangen die erbitterten Franzosen in bedeutenden Massen heran. Es war am 28. Okt. Die Bajern glaubten, es sei blos ein geringes feindliches Korps, aber bald hörte der General Graf von Wrede, Napoleon ziehe auf dieser Heeresstrasse mit seinen Truppen heran. Die Bajern erhielten Verstärkungen, und gegen 3 Uhr Nachmittags zogen 4 bis 5000 Franzosen zu Fuß, nebst 5 Schwadronen und 8 Kanonen gegen unsere Truppen. Da jedoch die Division Delamotte erst Abends um 8 Uhr bei Hanau eintreffen konnte, so räumten die Bajern, der Uebermacht ein wenig weichend, die Stadt, und stellten sich bei Auenheim auf; als aber Delamotte mit seiner Infanterie angekommen war, besezten die Unsrigen Hanau wieder. Selbst die Vorstadt und die Kinzigbrücke wurde von ihnen genommen. Auch Frankfurt besezten die Bajern. Einzelne Gefechte fielen vor, entschieden jedoch wenig.

In der Nacht vom 29. auf den 30. Okt. erhielt Graf von Wrede die Nachricht, daß der Feind mit seiner ganzen Macht im Anzuge sei; es wurde daher eine Rekognoszirung vorgenommen, und beschlossen, wenn auch mit weit weniger Streitkräften, die Franzosen aufzuhalten. Auf die Division Delamotte, welche die Vorposten des Wredeschen Heeres bildete, und in der Gegend

von Rügingen stand, erfolgte früh Morgens 8 Uhr der Angriff der Franzosen. Die Bajern schlugen sich tapfer, wurden aber durch die Uebermacht zum Rückzuge gezwungen. Die Franzosen bestanden aus 60,000 meistens Kerntruppen zu Fuß und gegen 12,000 Reiter. Die Verbündeten hatten gegen 28,000 Mann unter Waffen. Diese kämpften, um einen geschlagenen Feind nochmal zu schlagen, die Franzosen aber kämpften um Sein oder Nichtsein.

Der rechte Flügel der Verbündeten stand auf den beiden Ufern der Kinzig von dem Vorwerke bis an die Bulauwaldung. Oesterreichisches Fußvolk bildete die Reserve dieses Flügels hinter der Lamboybrücke. Das Centrum dehnte sich vom rechten Ufer der Kinzig bis nach Gelnhausen aus und hatte den Lamboywald vor sich. Der linke Flügel, der meistens aus Reiterei bestand, stand links von der Gelnhauser Strasse gegen den Pupenwald zu. Seine Reserve bestand aus Kosaken. Die Reserve der ganzen Armee befand sich aber hinter dem linken Kinzigufer links von dem Rothenbacher Hohlweg. Eine Brigade Oesterreicher war im Innern der Stadt aufgestellt. Es war Morgens 10 Uhr am 30. Okt., als das frühere Vorpostengefecht sich allmählig in eine Schlacht verwandelte. Diese begann mit einer starken Kanonade auf der Strasse nach Gelnhausen, wo die Franzosen, in dichte Massen gebildet, aus dem Lamboywald hervorkamen. Diese Massen stellten sich vor dem Walde auf, ohne sich sogleich zu entwickeln. Vorläufig wurde man aber nicht handgemein, sondern beschoß sich blos in der Ferne mit Kanonen. Endlich kam der Mittag und damit auch die heftigere Schlacht. Mehrmals drangen die Franzosen hervor, wurden aber immer mit bedeutenden Verlust zurückgeschlagen. Das Centrum der verbündeten Armee wurde mehrmalen angegriffen, aber umsonst. Die Schlacht blieb bis Nachmittags 3 Uhr unentschieden. Da stürzten die französischen Gardekürassiere in dichten Massen auf der Gelnhauser Strasse zwischen dem Pupenwalde und dem sogenannten Eichenwäldchen hervor, und troz des verheerendsten Kanonenfeuers aus der bajerischen Batterie des Centrums bildeten sie drei Linien, deren erste auf

den linken Flügel der Verbündeten mit fürchterlicher Wuth stürzte, aber zurückgedrängt wurde. Dieses Zurückdrängen schien jedoch nur eine List zu sein, denn kaum hatten sich die Kuirassiere auf das Centrum der Infanterie geworfen, und kaum war die bajerische Reiterei ihnen nachgestürmt, so erblickten die Bajern am linken Flügel eine französische Batterie von Zwölfpfündern, und waren plözlich ihrem ganzen Feuer ausgesezt.

Von nun an konnte die verbündete Armee keinen Gesammtangriff mehr machen, denn der linke Flügel war durch die fürchterlichen Hiebe der Gardekuirassiere, dann durch ihre Seitenbewegung gegen das Centrum, endlich durch die plözlich aufgestellte mörderische zwölfpfündner Batterie gänzlich zur Flucht gezwungen. Der linke Flügel floh also über die Kinzigbrücke in die Stadt. Die Franzosen rückten in geschlossenen Massen näher heran. Der Kampf rings um Hanau wurde mörderischer. Das Centrum der Verbündeten mußte weichen. Bedeutenden Verlust hatte es schon vor der Lamboybrücke, mehr aber noch auf derselben erhalten. Mancher tapfere Bajer stürzte über die Kinzigbrücke hinab und ertrank; weniger hartnäckig als auf dem linken Flügel und dem Centrum war der Kampf auf dem rechten Flügel gewesen. Uebrigens endete das Treffen mit dem Einbruche der Nacht. Die Verbündeten bivouaquirten in der Gegend der Aschaffenburger Strasse nahe beim Lehnhof. Die Oesterreicher blieben unter Gewehr, und in Hanau glaubte man, nun sei aller Kampf vorüber. Die Bewohner täuschten sich. Morgens um 2 Uhr flogen französische Granaten in die Stadt und plözlich brach an mehreren Orten Feuer aus. Endlich, als Wrede sah, daß der Andrang der Stürmenden nicht mehr aufzuhalten sei, ließ er Hanau räumen. Die Einwohner ergriffen die Flucht oder verbargen sich in ihren Häusern, und am 31. Okt. früh 8 Uhr rückten die Franzosen ein. Wrede hatte seine Stellung hinter Kinzig an diesem Tage genommen. Der linke Flügel hatte Hanau, der rechte die Kinzigerbrücke vor der Fronte. Der rechte Flügel wurde von dem französischen vierten Armeekorps angegriffen und zurückgedrängt, jedoch mußten die Sieger bald wieder weichen, denn die Verbündeten drangen

in grössern Massen gegen sie heran. Der linke Flügel hatte blos einige Kavallerievorpostengefechte und Plänkeleien zu bestehen. So dauerte das Kämpfen den ganzen Tag, ohne eine Entscheidung herbeizuführen.

Die grösseren Haufen der Franzosen zogen während dieser Zeit an der Kinzigbrücke vorüber über Wilhelmsbad und Hochstädt. Die leichte Reiterei kam schon Mittags 11 Uhr nach Frankfurt, wo auf der Sachsenhauserbrücke sich ein neues Gefecht entspann. Hanau war während dieser Zeit immer noch von den Franzosen besezt, und Napoleon traf um 3 Uhr Nachmittags in Frankfurt ein. Um 4 Uhr beschloß der General Wrede, Hanau zu erstürmen, weil er der französischen Angriffe müde wurde. Er stellte sich daher selbst an die Spize eines österreichischen Grenadier- und eines Jägerbataillons, und in wenig Minuten waren die französischen Truppen, welche jedoch aus fast lauter Italienern bestanden, aus der Stadt gejagt; aber ausserhalb derselben standen noch mehrere französische Massen, die unausgesezt mit Granaten herüberfeuerten. Da wollte auch der tapfere Feldherr der verbündeten Armee, im Feuereifer des plözlichen Sieges, die Kinzigbrücke erstürmen, welche noch von den Franzosen besezt war. Kaum hatte er die Mitte dieser Brücke erreicht, so verwundete ihn ein Schuß in den Unterleib, und er mußte zurückgebracht werden. Dieses für die Oesterreicher und Bajern so traurige Ereigniß spornte besonders den Muth der Leztern auf einen hohen Grad; dieselben rückten im Sturme vor und eroberten die Brücke. An Wredes Stelle übernahm der österreichische General Fresnel den Oberbefehl. Der hölzerne Theil der Brücke wurde jedoch von den Franzosen in Brand gesteckt und dadurch die weitere Verfolgung des Napoleonischen Heeres gehindert.

Am Abend befanden sich alle franz. Heerhaufen in der Umgegend von Frankfurt, und am 1. Nov. eilte Napoleon nach Mainz; Wrede's Armee aber besezte Frankfurt, und zog, als die grösseren Heere der Verbündeten herbeirückten, über Darmstadt nach Mannheim. Der Nachtrab von Bertrand wurde aus seiner vesten Stellung bei Hochheim vom General Giulay am 9. Nov. vertrieben.

Napoleon bot nun alles auf, das linke Ufer des Rheins gegen die herandringenden Heerhaufen der Verbündeten zu vertheidigen; denn die meisten Franzosen waren zwar aus Teutschland verjagt, aber noch mehrere Vestungen hielten sie besezt, und Davoust befand sich noch im Norden von Teutschland. Jedoch wurden die Vestungen Modlin, Zamosc und Danzig, welches General Rapp auf's Ehrenvollste vertheidigte, auch bald eingenommen und in Italien wurde Eugen auch immer weiter zurückgedrängt. Gouvion St. Cyr, der mit 30,000 Mann in Dresden war, mußte sich zulezt unbedingt an die Alliirten ergeben. Auch in Spanien wankte die Napoleonische Herrschaft von Tag zu Tag mehr. Selbst Murat verband sich mit den Feinden seines Protektors, um ihre Partei später wieder zu verlassen.

Sonderbar erscheint der nochmalige theilweise Aufstand der Tiroler vor, besonders aber nach dem Vertrage von Ried. Am 11. Dez. stürmten nämlich 3000 Insurgenten nach Innsbruck, vertrieben die bajerischen Truppen und bemächtigten sich der vorhandenen Kriegsgeräthschaften. Der österreichische Feldmarschall Graf von Bellegarde ermahnte sie freilich zur Ruhe und zur Unterwerfung; allein Kluibenschedel, der die Insurrektion vorzugsweise organisirte, wollte lange nicht nachgeben. Selbst der Generalkommissär Freiherr von Lerchenfeld sollte deportirt werden; allein seine würdevolle Haltung in diesen drohenden Zeiten des Sturms besänftigte die Empörer. Einzelne Haufen zogen im Lande herum, verübten Gewaltthätigkeiten gegen Beamte, legten aber endlich, als die Oesterreicher drohend einrückten, die Waffen nieder. Die Erbitterung der Insurgenten gegen oft mit Willkühr verfahrende Beamte soll Ursache an dieser Insurrekzion gewesen sein.— Während nun die Verbündeten dem französischen Kaiser gegen den Rhein nachrückten, kam dieser am 9. Nov. 1813 nach St. Cloud.

Die Franzosen, nach so vielen für die Chimäre ihres unersättlichen Herrschers gemachten Aufopferungen, sehnten sich nach Frieden. Napoleon aber wollte Krieg. Der feile Senat beschloß also neuerdings eine Aushebung von 300,000 Mann zu veranstalten. Die Verbündeten aber hatten schon in Gotha

mit dem französischen Gesandten St. Aignan Unterhandlungen über einen künftigen Frieden angeknüpft; allein, als man die Grundlagen dieses Friedens dem besser unterrichteten Senate mittheilte, stimmte dieser in den Zeiten der Noth für Krieg. Das war Napoleons Streben. Warum es so gewesen ist, darüber vermag nur der persönliche Charakter des Kaisers Aufschluß zu geben.

Wir sehen wohl, daß der sonst so kluge Napoleon vergißt, wie man die Zeit nicht beherrschen könne. Einzelne Stimmen erhoben sich freilich gegen die Anmassungen des Usurpators, allein umsonst; Napoleon hörte nicht. Raynouard fragte freilich, ob der Mütter Thränen und der Völker Angstschweiß auch Eigenthum der Könige seien. Napoleon nannte Männer, die solches sprachen, Verräther. Jezt müsse Frankreich seine ganze Kraft aufbieten, damit er in drei Monaten einen glänzenden Frieden schliessen könne. Während nun die Konskripzion in dem wildbewegten Frankenlande eifriger vor sich ging, rückten die Verbündeten immer näher und erklärten, sie führten nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen Napoleon Krieg.

Die Schweizer mußten ihre Neutralität den Verbündeten opfern, und diese zogen bei Basel über den Rhein. Genf wird genommen, und dadurch ist die Strasse nach Italien und dem südlichen Frankreich offen. Die schlesische Armee, unter den Befehlen von Blücher, ging ebenfalls am 1. Jäner beinahe ohne allen Widerstand über den Rhein, über welchen Graf von Wrede mit dem fünften Armeekorps schon am 21. Dezb. gegangen war. Die Vestung Hüningen wurde von den Bajern eingeschlossen, und Streifpartien bis gegen Kolmar und Bruntrut vorausgeschickt. Der Divisionsgeneral Graf von Rechberg aber schloß Befort am 24. Dez. ein. Hauptmann Heidecker überfiel das Schloß Blamont, und Landskrona ergab sich an den Obersten von Treuberg. Hüningen und Befort wurden belagert und der französische Marschall Viktor von Wittgenstein und Wrede immer weiter zurückgedrückt.

Tapfer kämpften die Bajern in vielen einzelnen Gefechten, und Wrede übertrug die Belagerung von Befort dem Feldmar-

schallieutenant Bianchi, besezte Colmar, berannte Schlettstadt, schlug die Franzosen bei St. Marguerite und bei St. Diez, nahm am 19. Jäner seine Stellung zwischen Chatenoy, Neuschateau und St. Christoph, um sich an Schwarzenberg anzuschliessen. Dieser warf den Marschall Mortier zurück, während Blücher Nancy und Toul besezte. Die Verbündeten rückten immer weiter vor, und bald waren alle Städte am Rhein, an der Maaß und an der untern Mosel, mit Ausnahme mehrerer, aber sehr wichtiger Vestungen, in den Händen derselben. Napoleon befand sich während dieser drohenden Ereignisse immer noch in Paris, während in ganz Frankreich die Bewaffnung der Nazionalgarden auf's Eifrigste betrieben wurde. Endlich am 25. Jäner reis'te der Kaiser zur Armee ab. Dieselbe befand sich in Châlons ꝛc. Seine Hauptabsicht war, die einzelnen Heereshaufen der Verbündeten zu trennen und einzeln zu schlagen.

Den lezten Beweis seines hohen militärischen Talentes, aber auch den höchsten wollte er liefern. Mit 60,000 Mann brach er also am 26. Jäner 1814 von Châlons sur Marne nach Vitry auf, und in einem Nu schlug er den russischen General Lanskoi bei St. Dizier und trieb ihn zurück. Hierauf wendete er sich gegen Brienne, wo Blücher stand. Schwarzenberg wollte diesem bedeutende Verstärkungen nach Bar sur Aube zuführen, und zu diesem Zwecke zog sich Blücher einigermassen zurück. Es war am 29. Jäner, als der tapfere preussische General von Napoleon mit seiner gesammten Macht angegriffen wurde. Die Russen wurden geworfen und Blücher mußte sich endlich auf La Rothiere zurückziehen. Da vereinigten sich mit ihm York und Wittgenstein, endlich auch Wrede, und Blücher nahm sein Heerlager in Trannes. Auf allen Seiten verstärkt, griff nun Blücher die französische Hauptarmee selbst an. Die Bajern kämpften in jener Schlacht unter Wrede bei Chaumenil und Gibrie. Die französische Armee wurde zum Rückzug gezwungen. Wrede erstürmte Ronay und Sein königl. Hoheit der Prinz Karl von Bajern nahm die veste Stellung des Marschalls Marmont, welcher den Rückzug des Heeres sichern wollte.

Napoleon besaß nach der Schlacht von La Rothiere etwa

noch 43,000 Mann, aber von allen Seiten strömten ihm neue Truppen zu. Hätten nun die Verbündeten den kräftigen Sieg benüzt, und mit aller Anstrengung die Armee des Kaisers verfolgt, so dürfte Napoleon auf glänzende Weise geschlagen worden sein; allein Schnelligkeit war leider die Sache der Verbündeten noch nicht. Sie hielten vielmehr in Brienne einen Kriegsrath und beschlossen, das gesammte Heer wieder zu trennen. Das wollte Napoleon; denn gegen die gesammte überwiegende Macht vermochte er weniger, als gegen einzelne ihm mehr gleichstehende Kräfte. Blücher zog also über Frere-Champenoise gegen die Marne, und Schwarzenberg über Vandoeuvre gegen Troyes. Dort befand sich Napoleon und hatte beschlossen, der Heeresabtheilung Schwarzenbergs eine Schlacht zu liefern. Allein plözlich zog sich dieser, obgleich schon die Vorpostengefechte begonnen hatten, nach Vandoeuvre zurück, in der Absicht, vorläufig die Kommunikazion des Kaisers mit Paris zu unterbrechen, und dadurch sich mehr bei der französischen Hauptstadt zu konzentriren. Wirklich streiften die leichten Truppen des schlesischen Heerhaufens schon bis Ferte sous Jouarre. Napoleon aber zog sich an die Seine zurück und Schwarzenberg folgte ihm. Da wurden in Chatillon Friedensunterhandlungen begonnen; allein der Kaiser fand die Bedingungen theils zu drückend, theils glaubte er, die Verbündeten umgehen und ihre einzelnen Heerhaufen auch einzeln schlagen zu können. Während dieser Zeit rückte aber die schlesische Armee immer näher an die französische Hauptstadt, und mit jeder Stunde stieg die Gefahr. Da wollte Napoleon einen entscheidenden Schlag wagen. Blücher war zu weit vorgedrungen, und dieser sollte überflügelt werden. Der kaum gefaßte Beschluß wurde ausgeführt. Was Niemand ahnete geschah; Napoleon nämlich überflügelte die Verbündeten, wo man geglaubt hatte, er sei überflügelt.

Am 10. Februar 1814 wurde plözlich der russische General Alsuwief bei Champaubert angegriffen und zum Rückzuge gezwungen, Alsuwief aber selbst gefangen. Durch die Niederlage desselben war das Armeekorps von General Sacken im Rücken bedroht. Diese Drohung wurde von Napoleon sogleich ausge-

führt. Schon am 11. Febr. von allen Seiten angegriffen, entging Sacken nur durch die Dunkelheit der Nacht seiner völligen Vernichtung. Mortier verfolgte die Fliehenden auf allen Seiten und gefährdete ihren Uebergang über die Marne, während Napoleon ein neues Meisterstück gegen Blücher lieferte. Schnell brach er nämlich nach der Niederlage der Russen bei Marchais gegen Vauchamp, wo Blücher stand, der von den Unfällen der Russen wenige Nachrichten hatte, auf. Schon am 14. Februar griffen die Franzosen an, und Preussen und Russen wurden geschlagen; allein Napoleon war mit allen diesen Niederlagen der Verbündeten nicht zufrieden.

In unerhörten Eilmärschen kam er nach Meaux, vereinigte sich mit Oudinot und Viktor und zog gegen Nancy. Dort befand sich der Heerhaufen von Wittgenstein. Die Franzosen greifen an und die Russen werden geschlagen. Selbst der tapfere Wrede, welcher bei Villeneuve Le Comte stand, mußte sich vor dem Andrange Viktors zurückziehen. Auf diese Weise war Montereau blosgestellt und der Rückzug der Verbündeten durchaus gefährdet; gewiß ein Meisterstück Napoleonischer Taktik. Um nun auch die Würtemberger und Oesterreicher, welche Montereau vertheidigten, zu schlagen, und den Rückzug der Verbündeten durchaus zu gefährden, ließ Napoleon den Kronprinzen von Würtemberg angreifen und er wurde geschlagen. Zu gleicher Zeit waren die Russen und Preussen gegen Provins vorgerückt und von Oudinot auf gleiche glänzende Weise zum Rückzuge gezwungen worden.

Das waren nun allerdings Wendungen, welche den Napoleonischen Stolz erhöhten und die Hoffnungen der Verbündeten herabstimmten. Die Verbündeten suchten daher jezt selbst bei Napoleon um einen Waffenstillstand nach; ja es wurde sogar ein Eilbote abgesandt, um den Entwurf eines Friedens zu überbringen. Dieselben forderten aber bis zur Schliessung des Friedens die Besezung von Paris. Napoleon antwortete, er selbst sei jezt näher an Wien, als die Verbündeten bei Paris. Aus dem Waffenstillstande wurde also Nichts. Die Verbündeten fassen also den Entschluß, den Feldherrn des Jahrhunderts mit

gesammter Macht anzugreifen. Wittgenstein vereinigt sich daher an der Seine mit Blücher. Napoleon kommt, weicht aber der Uebermacht gegen Troyes. Zu dieser Zeit dringt Augereau bis nach Genf, und der Rückzug der Verbündeten wird allenthalben gefährdet. Napoleon greift sie bei Troyes an, und sie werden geworfen. Der Rückzug ist aber nur List, um sich mit einer neuen Armee zu verbinden. Napoleon bricht also gegen Blücher auf. Blücher flieht. Eine Hauptschlacht ist dadurch vereitelt.

Am 6. März wird General Sacken von den Franzosen geschlagen. Bei Laon trifft endlich Napoleon am 9. die vereinigten Heerhaufen der Russen und Preussen, 100,000 Mann stark. Napoleon muß sich zurückziehen. Gleichzeitig erringen die Verbündeten bei Bar sur Aube beträchtliche Vortheile. Bar wird von Wrede und seinen tapfern Bajern erstürmt. Die Franzosen fliehen nach Vandoeuvre. Macdonald wird bei Laferté geworfen. Troyes von den Verbündeten erobert. Napoleon erobert dagegen Rheims. Da kommen aber die Russen und entreissen ihm diese Eroberung wieder. Die Tapferkeit der Franzosen erringt jedoch den verlornen Plaz nochmals.

Der Kongreß von Chatillon wird aufgelöst, und die Verbündeten beschliessen die Vereinigung ihrer Armee zu Arcis. Schwarzenberg will hier eine entscheidende Schlacht kämpfen; aber Napoleon schlägt sie aus. Bald stehen die Oesterreicher zwischen dem französischen Heere und Paris. Die Gefahr wird dringend; da faßt Napoleon den kühnen Entschluß, sich nach Lothringen zu werfen und den Krieg in die Länge zu ziehen. Der Aufruhr wird dagegen in Frankreich auf alle Weise bestärkt und erweitert. Es ist nicht zu läugnen, daß die Verbündeten dadurch eine schwierige Stellung hatten. Es wird daher beschlossen, um der öffentlichen Meinung eine andere Richtung zu geben, Paris zu nehmen. Die Stimmung in der Hauptstadt war verschieden und zweideutig; Paris soll daher von der Nordseite angegriffen werden. Die Verbündeten gewinnen bald vor dem Kaiser einen beträchtlichen Vorsprung, und Marmont und Mortier ziehen sich zurück. In Kurzem stehen aber die Verbündeten unter den Mauern

der Hauptstadt. Die Kaiserin flieht mit ihrem Sohne nach Blois. Dadurch wird der Muth der Pariser geschwächt. Am 30. März beginnt der Kampf. Endlich werden die Franzosen geworfen, und am 31. März 1814 ziehen die Verbündeten mit 180,000 Mann, den Kaiser von Rußland und den König von Preussen an der Spize, in Paris ein.

Wrede war während dieser Zeit bei Meaux stehen geblieben, um die Nachhut des verbündeten Heeres zu vertheidigen. Napoleon erfährt die Donnerbotschaft am 31. März. Die Franzosen sind endlich der Bedrückungen des selbstsüchtigen Eroberers müde, und Napoleon wird von seinem eigenen Senate abgesezt. Mit ihm unterhandelt man nicht mehr. Ludwig XVIII. soll zurückgerufen werden. Napoleon befindet sich in Fontainebleau, und endlich vermögen ihn einige seiner Marschälle zu Gunsten seines Sohnes abzudanken; allein die Verbündeten gestatten diese Abdankung nicht.

Am 6. April wird daher der Bruder Ludwigs XVI., Ludwig Stanislaus Xaver, als Ludwig XVIII., zum französischen Thron berufen. Die Kaiserin Marie Louise unterwirft sich ebenfalls der neuen von den Verbündeten eingeführten Ordnung der Dinge, und geht in Begleitung des Fürsten Esterhazy nach Teutschland. Am 11. April bestimmen die Verbündeten für Napoleon die Insel Elba als besonderes Fürstenthum mit vollkommener Hoheit. Seine Verwandten erhalten den Titel Prinzen und Prinzessinnen.

Napoleon fügt sich endlich dem Beschlusse, und am 28. April schifft er sich Abends 9 Uhr am Bord einer englischen Fregatte nach Elba ein. Die Generäle Bertrand, Drouet und mehrere andere begleiten ihn. Man hat ihm einen Jahresgehalt von zwei Millionen Franken ausgesezt. Bei seinem Abgange sagte der kleingewordene grosse Mann:

„Nicht die Coalizion der Mächte, sondern die freisinnigen Ideen haben mich vom Throne gestürzt, ich kann mich nicht wieder erheben, ich habe die Völker beleidigt.“

Diese Worte, die aus der Seele eines Unglücklichen gespro-

chen worden sind, bedürfen keiner weitern Erörterung; sie sind eine Lehre für Jahrhunderte. Wir haben ihn gesehen den Mann, wie er die Zeit, in welcher er lebte, erkannt und an ihrer kräftigen Hand gewirkt hat. So lange er dieses that, war er groß. Sobald er aber anfing, den verderblichen Wahn zu hegen, auf seinen Schultern ruhe die Zeit selbst, er sei die Zeit, von diesem Augenblicke an wird er klein, und um so kleiner, je weiter er sich von der Zeit entfernte. Niemand, so lehrt die Geschichte, kann die Zeit überwältigen, und wenn dieses die Grossen der Welt, wie Alexander, Cäsar und Napoleon nicht zu thun vermochten, um wie viel weniger werden es erst die Kleinen können! Darin besteht aber auch die wahre Grösse eines historischen Menschen nicht, daß er es wage, die Zeit seiner Persönlichkeit zu unterwerfen, sondern vielmehr darin, daß man die guten Regungen der Zeit erkenne, und von ihnen belehrt herrsche oder regire, je nachdem es die Menschen, unter welchen man lebt, fordern.

Napoleon, der so viele Jahre hindurch die Gemüther der Völker, die Weisheit der Kabinete, kurz das öffentliche und Familienleben der Nationen beschäftigte, war doch nicht im Stande, den tief erregten Unmuth seiner Zeitgenossen an seine Siege zu fesseln, und er hatte Verstand genug, dieses einzusehen. Wir möchten beinahe sagen, der grosse Feldherr sei um so kleiner geworden, je höher er steigen wollte, und sein Fall war um so tiefer, je höher er gestiegen war. Die ächte politische Grösse, die wahre Weisheit der Kabinete und Fürsten bewegt sich nicht in Extremen, sondern hält die mittlere Bahn.

§. 336.

Der Pariser Friede.

Napoleon war gekommen, hatte gesiegt und ist gegangen. Sobald er anfing, die Zeit als etwas Fremdes zu betrachten, erkannte ihn auch die Zeit nicht mehr an. Sie war ihm, und er ihr fremd. Die Bevollmächtigten Oesterreichs und Englands

begleiten den politischen Schiffbrüchigen nach Elba. Fortan ließ sich der kleine Ehrgeizige — Kaiser nennen. Immer arbeitete er, baute und verschönerte, schloß Handelsverträge und militärisirte, schimpfte über die Bourbonen, unterhielt eine gute Polizei über die französischen Verhältnisse, wurde von seiner Mutter und Schwester Pauline besucht, schärfte die Fremdenpolizei; kurz der ehemalige grosse Kaiser verläugnete auch auf Elba weder sein Talent, noch seine Betriebsamkeit. Während dieses geschah, hatte Ludwig XVIII. den französischen Thron bestiegen. Am 4. Mai war er in Paris eingezogen. Am 1sten Juni wurde zwischen ihm und den Monarchen von Oesterreich, Rußland, Großbritannien und Preussen der erste Pariser Friede geschlossen. Durch denselben verlor Frankreich über 15 Millionen Einwohner. Es wurde wieder in seine Gränzen von 1792 zurückgewiesen. Die teutschen Staaten sollten fortan eine Konföderazion bilden. Die Schweiz und Italien, mit Ausnahme jener Landestheile, welche an Oesterreich zurückfallen sollten, fortan unabhängig sein.

Ludwig XVIII. gab aus besonderer Gnade seinen Völkern eine Verfassung. Die Gnade erregte Mißvergnügen, die Verfassung nahm man. Leider waren durch den ersten Pariser Frieden die politischen Verhältnisse der europäischen Staaten bedeutend umgekehrt, und Vieles mußte noch geordnet werden, zu welchem Zwecke man einen Kongreß nach Wien anberaumte.

§. 337.

Der Wiener Kongreß und der zweite französische Feldzug.

Das war für die Diplomaten eine harte Zeit. Nicht ein gordischer Knoten wartete auf seine Lösung, sondern viele. Nicht die Interessen Weniger sollten ausgeglichen werden; sondern die Vieler. Man konnte auf die Fürsten sehen, ihre Rechte berücksichtigen, aber es war gefährlich, die Völker dabei zu vergessen. Nicht die Fürsten hatten das Meiste gelitten, sondern die Völker. In der leztern Zeit schienen die Ereignisse

sich nicht mehr auf den Wink der Throne gestalten zu wollen; die Zeit ruhte vielmehr auf den Schultern des erwachten Volkssinnes. Die Völker hatten gekämpft um die Würde ihrer Fürsten und um die Vernichtung aller Willkürherrschaft, und die Völker wollten jezt auch für ihre Mühe belohnt werden.

Bajern besaß einen König, den es liebte und verehrte; aber auch Bajern hatte die Geisel des Weltenstürmers schwer auf seinem Nacken gefühlt. Harte Ereignisse waren vor dem braven Volke vorübergezogen. An der Regirung lag es, die frischblutenden Wunden zu heilen, die Drangsale des Krieges durch einen rühmlichen Frieden vergessen zu machen. Das war gewiß eine harte Zeit. Zentnerschwer lagerte sie sich mit ihren Folgen auf den ehrwürdigen Bau der Kabinete, wie auf den der Völker. Wer wollte die Wirren entwirren? wer dem Strom der Ereignisse gebieten? wer war im Stande, die guten Zeichen der Zeit zu erkunden, und auf ihrem Grunde eine bessere Zukunft zu rufen. Der Wiener Kongreß sollte und wollte dieses thun.

Am 28. Okt. 1814 wurde derselbe in der österreichischen Hauptstadt eröffnet. Die größten Monarchen wohnten ihm bei, und auch die Kleinern hatten nicht versäumt, ihre Ansprüche auf demselben geltend zu machen. Nach den Bestimmungen des Pariser Friedens war vor Allem die Unabhängigkeit und die Föderazion der teutschen Staaten ausgesprochen, also auch Bajern sollte fortan seine Unabhängigkeit behaupten, auch Bajern sollte fortan einen Föderativstaat des teutschen Volkes ausmachen. Die Truppen unsers Vaterlandes, die sich unter ihrem tapfern Feldherrn, Grafen v. Wrede, so viele und ausgezeichnete Lorbeeren errungen hatten, waren in ihr Vaterland zurückgekehrt, und der am 20. März 1814 zum bajerischen Feldmarschall ernannte Graf von Wrede wurde am 9. Juni zum Fürsten erhoben. *)

---

*) Karl Philipp Fürst v. Wrede, Besizer des Fürstenthums Ellingen, Herr der Herrschaften Engelzell und Mondsee, königl. Feldmarschall und Generalinspektor der bajer. Armee, Mitglied des Staatsraths und des Ministerkonseils, erblicher Reichsrath ꝛc. ꝛc., ist der Sohn

Schon vor dem Wiener Kongreß in dem Vertrage von Ried hatte sich Bajern anheischig gemacht, Tirol und die vorarlbergischen Herrschaften an Oesterreich abzugeben, und zur Entschädigung das Großherzogthum Würzburg und das Fürstenthum Aschaffenburg anzunehmen. Der Feldmarschall ergriff daher am 19. Juni 1814 von beiden Ländern Besiz. Zum voraus war auch bestimmt, daß durch Oesterreichs Vermittelung Mainz, nebst einem beträchtlichen Striche auf dem linken Ufer sammt der Rheinpfalz zu Bajern geschlagen werden sollte. Ein Umstand, der den bedeutenden Verlust fruchtbarer Gebirgsländer, als Militärstazionen, nie aufwog. Allein die Verhältnisse hatten leider auch für das Vaterland so manche nachtheiligen Folgen gehabt. Vorläufig wurden jedoch zur Feier des Friedens in der Hauptstadt allerlei Feste gehalteu, der König vom österreichischen Kaiser in München besucht, und man vergaß im Taumel des Entzückens so manchen bittern Ernst der Zeit über die errungenen Siege.

Am 18. Okt. feierte man auf allen Bergen den Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht, und die Mühen der Völker schienen vergessen. Während nun der Wiener Kongreß sich in europäische und teutsche Versammlungen theilte; während man Entwürfe einer neuen teutschen Verfassung machte und verwarf, während man Polen vergaß, Sachsen aber klein und Preussen groß machen wollte, Staaten niederriß und aufbaute, sich vereinigte und wieder trennte, während sich der Papst wegen verlezter Rechte des heiligen Stuhles und der teutschen Kirche gegen manchen Punkt der Kongreßakte verwahrte, während Ferdinand VII. den

---

des churpfalzbajerischen geheimen Rathes Freiherrn von Wrede und der Freifrau von Wrede, geborne Freiin von Jünger. Er wurde in Heidelberg am 29. April 1767 geboren, und ist unter vier Brüdern und zwei Schwestern der jüngste Sohn seiner trefflichen Eltern. Er war anfangs Hofgerichtsrath, dann Oberlandeskommissär, Oberforstmeister, Oberst, General, und wurde endlich Feldmarschall. Ein höchst würdiger Mann in den Annalen der Geschichte.

Thron von Spanien bestieg, in Frankreich aber die Parteien täglich erbitterter sich gegenüber standen, die Verfassungsurkunde jenes Reiches heimlich und öffentlich untergraben wurde; kurz, das Feuer der Zeit überall gährte; während in unserm Vaterlande der Hof Orden vertheilte und Kammerherren schuf, und man überall im tiefsten Frieden zu leben wähnte, sich aber allenthalben neuer Gährungsstoff häufte, neue Flammen entzündeten; arbeitete Napoleon im Stillen für eine Landung an der französischen Küste. Die Verbündeten und der sich sicher träumende französische König ahneten freilich solche Dinge nicht. Zwar wurde hie und da einiger Verdacht rege, aber umsonst. Die Grossen lachten und verhöhnten den Kaiser von Elba, während die Kleinen unmuthig auf das Treiben der Bourbonen blickten. Zwar hegte Ludwig XVIII. die rühmlichsten Gesinnungen für sein Volk, aber der Mann war doch nicht im Stande, den Vulkan zu dämpfen. Dieser wurde vielmehr von dem alten Adel immer mehr genährt. Man glaubte, jezt sei es Zeit, die Völker unter das Joch der absoluten Herrschaft zu beugen; da kam wie ein Bliz die Nachricht von der Entweichung Napoleons von Elba und von seiner Landung an der französischen Küste.

Am 26. Februar hatte er sich eingeschifft, und fuhr mit günstigem Wind gegen Frankreich. Siebenhundert Grenadiere und Jäger, 300 Korsen und 140 polnische Lanzenträger begleiteten ihn. Am 1. März landete er in der Nähe von Frejus. Ein kühnes Wagestück war es, im Angesichte der verbündeten Armeen, im Angesichte des Wiener Kongresses, ohne Heer, ohne Munizion, fast wie ein Abentheurer in ein Land zu dringen, welches zum Theile gleichgültig geblieben war, als Napoleon es verlassen mußte; allein das Glück wollte den kleinen Mann den Geschmack seiner ehemaligen Grösse noch einmal empfinden lassen, um ihn endlich um so heftiger zu stürzen. 25 Mann schickte Napoleon nach Antibes, diese wurden jedoch gefangen genommen und der Einfall schien keinen günstigen Erfolg zu haben. Allein Napoleon wurde durch ein einziges, seinen Wünschen nicht entsprechendes Ereigniß, nicht abgeschreckt. Der Marsch wird fortgesezt. Am 2. März steht er schon zwanzig Stunden

von der Küste. Am 3. kommt er nach Barenne; das Volk neigt sich allmählig auf seine Seite. Am 4. besezt er Digne. Es werden Proklamazionen an die Franzosen und die Armee gedruckt und verbreitet. Am 5. März kommt er nach Gap. Schon verkündet er, die Verbündeten hätten ihn nicht besiegt, sondern Marmont und Augereau hätten ihn verrathen; der Flug seiner Adler sei nicht mehr zu hemmen; unvergeßlich müssen ihnen die frühern sieggekrönten Schlachten sein; seine Proklamazionen athmeten mit einem Worte die höchste Begeisterung und Zuversicht auf künftige Siege.

Am 7. März kommt der Kaiser vor Grenoble; die Stimmung des niederen Volkes scheint für ihn zu sein; auch die Besazung neigt sich auf seine Seite. Am Abend des 7. März hält endlich Napoleon seinen feierlichen Einzug in Grenoble; sein Heer ist dadurch auf 10,000 Mann vermehrt; auch grobes Geschüz hat er hinlänglich gewonnen. Schon am 5. war die Kunde von Napoleons Landung nach Paris gekommen und hatte wie ein Donnerschlag die Gemüther erschüttert. Die Kammern werden ausserordentlich zusammengerufen; Napoleon für einen Empörer und vogelfrei erklärt; zur Treue gegen König Ludwig aufgemuntert; in Ausdrücken des reinsten Patriotismus vom Kriegsminister, Marschall Soult, die Armee zum bevorstehenden Kampfe gegen den Empörer aufgefodert; die Nazionalgarden auf's Neue organisirt. Als aber die öffentliche Stimme den Kriegsminister selbst als das Haupt der Verschwörung zu Gunsten Napoleons bezeichnete, nahm er seinen Abschied.

Am 9. März bricht Napoleon mit seiner Garde von Grenoble nach Lyon auf; an allen Orten wird er von dem Pöbel mit Begeisterung empfangen. Am 10. März rufen auch schon die Lyoner dem muthigen Kaiser ein Lebehoch zu, und am späten Abend hält Napoleon seinen Einzug in die zweite Hauptstadt des französischen Reichs. Von hier aus werden Verordnungen aller Art erlassen; alle Veränderungen des Königs in den Gerichtshöfen und der Ehrenlegion aufgehoben; alle Generäle und Offiziere im Bourbonischen Interesse abgesezt; der Hofstaat des Königs und der Prinzen dreissig Stunden von Paris

hinaus verbannt; den Bourbonen selbst mit dem Tode gedroht; der Adel aufgehoben; die Orden abgeschafft; die dreifarbige Kokarde als Nazionalfarbe erklärt; die Kammern aufgelöst; die Wähler des Reiches nach Paris berufen, und die Krönung der Kaiserin und ihres Sohnes anberaumt.

Am 13. März zieht Napoleon nach Autun und Avalon; überall wird er von dem Volke mit Begeisterung aufgenommen. In Paris wächst die Furcht von Stunde zu Stunde. Der König sezt seine Rettung nur noch in den Marschall Ney. Dieser verspricht, den Empörer todt oder lebendig nach Paris zu bringen; man vertraut ihm eine Armee an und Ney zieht gegen Lyon. Unterwegs erreicht ihn eine Proklamazion Napoleons und ein Tagsbefehl des Kaisers. Ney macht seine Truppen mit den Ereignissen bekannt, und jubelnd vereinigen sie sich am 18. März bei Auxerre mit Napoleon. Es ist vorauszusehen, daß die zur Vertheidigung der Hauptstadt Paris unter dem Kommando des Herzogs von Berry zusammengezogene Armee gleichfalls auf Napoleons Partei übergehen wird.

Am 18. März kommt Napoleon nach Fontainebleau und Ludwig XVIII. flieht aus der Hauptstadt. Nachmittags 1 Uhr am 19. ziehen die ersten Truppen des Kaisers in Paris ein und am 20. Napoleon selbst. Die Bourbonen sind geflohen, und überall gibt sich die wildeste Begeisterung für den kühnen Kaiser kund. Ein Regiment um's andere verbindet sich mit seiner Armee, und bald haben die Bourbonen und ihre Partei kaum einige Truppen mehr. Am 13. März jedoch erscheint plözlich in Wien folgende Erklärung:

„Napoleon habe durch seine Entweichung von Elba und durch seinen Einfall in Frankreich den einzigen Rechtsanspruch vernichtet, an welchem bisher noch sein Dasein geknüpft gewesen; er habe sich selbst jedes gesezlichen Schuzes beraubt und im Angesichte der Welt ausgesprochen, daß mit ihm weder Friede noch Waffenstillstand bestehen könne. Daher erklärten die Mächte, daß er sich von allen bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen, und als Feind und Störer der Ruhe der Welt sich

den öffentlichen Strafgerichten Preis gegeben habe. Vest seien sie entschlossen, den Pariser Frieden aufrecht zu erhalten und mit vereinten Kräften dem Könige von Frankreich oder der französischen Nazion alle nöthige Hilfe zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zu leisten.“

Dieser Erklärung folgte ein neues Bündniß zwischen Oesterreich, Rußland, England und Preussen. Diesem Bündnisse treten bald die übrigen Mächte bei, und unter ihnen verspricht Bajern 60,000 Mann in's Feld zu stellen. Im Ganzen rüsten sich fast eine ganze Million Streiter gegen Napoleon. Der König von Neapel, Murat, allein wagt es, auf französische Seite überzutreten. Der Papst verläßt Rom und Oesterreich erklärt dem kühnen und unvorsichtigen Murat den Krieg. Die Folge dieses Krieges ist die Vertreibung Murats und der Einzug Ferdinand IV. am 17. Juni 1815 in Neapel.

Das geschieht Alles, bevor noch eine einzige Waffe sich gegen den Kaiser kehrt. Die Verbündeten wollen ihre Truppenmassen erst gänzlich sammeln und ordnen, ehe sie einen entscheidenden Schritt gegen den Feldherrn seines Jahrhunderts wagen. Napoleon aber versäumt während der Zeit nicht, seinen neuen Thron mit freisinnigen Männern aller Art zu umgeben, um dem Volke gleichsam zu zeigen, als wolle er von nun an nur nach den Grundsäzen bürgerlicher Freiheit regiren. Demgemäß erkannte er, natürlich mit Modifikazionen, auch die Volkssouveränetät an. Alle Franzosen, von 20 bis zu 60 Jahren, werden zum Kriegsdienste gerufen. Bald stehen 225,500 Mann unter Waffen. So viel als möglich sucht man einen Nazionalkrieg zu Stande zu bringen. Am 1. Juni wird das Maifeld gehalten. Die Stellvertreter der Nation erklären hier Napoleon für den rechtmässig erwählten Kaiser der Franzosen. Auf's Neue werden die Adler unter die Truppen und Nazionalgarden vertheilt. Da erhebt aber die Vendée ihre Waffen für König Ludwig XVIII. Mit abwechselndem Erfolge wird in derselben gekämpft; aber Napoleon vermag Nichts von seinem Plane, den Thron fortwährend zu behaupten, abzubringen.

Der Krieg beginnt. Oesterreich führt in den Kampf

nach Italien und Frankreich 300,000 Mann; Preussen 236,000; Rußland 225,000; England 40,000; Würtemberg und Baden 40,000; Bajern 60,000; die Niederlande 20,000 und Hannover mit den übrigen teutschen Staaten 50,000. Bald war eine Streitmasse von einer Million Krieger gegen Frankreich gerüstet. Ein solches Heer hatte die Welt noch nie gesehen. Die französische Armee bestand aus 8 Korps, zusammen 212,000 Mann. Paris wird bevestigt; alle Nazionalgarden zu den Waffen gerufen; Soult zum Generalmajor der ganzen Armee ernannt, und am 13. Juni 1815 hält Napoleon in Avesnes Heerschau über die Truppen, befeuert sie zum Sieg und zum Haß gegen die Preussen. Und nun sezen sich die französischen Heere in Bewegung. Nichts vermag sie aufzuhalten. Napoleon will die Preussen einzeln schlagen. Wellington soll an das Meer zurückgeworfen werden; alle übrigen Heerhaufen der Verbündeten will Napoleon einzeln überfallen und schlagen. Er stüzt sich auf den Muth und die Begeisterung seiner Franzosen. Thuin wird erobert. Die Preussen weichen langsam zurück. Bei Frasnes werden die Engländer zurückgedrückt. Das französische Heerlager steht bei Brüssel. Die Preussen sammeln sich unter Blücher bei Brie; sie bestehen nur aus 90,000 Mann. Die franz. Armee geht über die Sambre. Napoleon rückt gegen die Preussen.

Am 16. Juni beginnt die Schlacht. Mühsam leisten die Preussen Widerstand; die Franzosen kämpfen wie Löwen; Napoleon läßt am Abend seine Garde vorrücken; Ligny wird erstürmt; die Preussen sind geschlagen; nur 12 bis 14,000 Mann rücken auf die Höhen von Brie und Sombref. Auch die Engländer sind von dem tapfern Ney besiegt. Der Herzog von Braunschweig ist in jenem Kampfe gefallen. Die Schlacht von Ligny erhebt den Muth der Franzosen auf's Neue. Die Verbündeten sehen ein, daß sie ihre Heerhaufen vereinigen müssen. Wellington vereinigt seine Macht bei Waterloo. Napoleon schickt seinen rechten Flügel, unter General Grouchy, zur Verfolgung der Preussen ab; er selbst aber verfolgt die Engländer. In der Ueberzeugung, daß die Preussen vernichtet oder wenigstens zu einer weitern Schlacht unfähig gemacht seien, glaubt er die Engländer um so

erfolgreicher zu schlagen. Diese ziehen sich immer mehr zurück; Napoleon aber verfolgt sie und sein Heer bivouaquirt bei Genappe.

So kommt der 18. Juni 1815. Der Morgen bricht an, mit ihm die Schlacht von Waterloo. Die Engländer sind im Vertrauen, Blücher werde ihnen zu Hilfe kommen, in Schlachtordnung gestellt. 70,000 Mann Britten stehen auf einer Anhöhe vor dem Soignerwalde gerüstet den Franzosen zum Kampfe gegenüber. An ihrer Spize steht Wellington, der gar oft schon in Spanien sich gegen die Franzosen Lorbeeren geholt hat. Napoleon, im Vertrauen, er habe es mit den Engländern allein zu thun, freut sich zum Voraus, diese Erzfeinde tüchtig schlagen zu können. Die französische Schlachtreihe steht der englischen ebenfalls auf Hügeln gegenüber. Um 10 Uhr Morgens gibt Napoleon seiner kampfbegierigen Armee das Zeichen zum Angriff. Die Schlacht wüthet bald auf allen Seiten. Muthig kämpfen die Engländer und Hannoveraner. Ihr Verlust wächst mit jeder Stunde. Der Abend kommt, mit ihm hat Napoleon unstreitig den Sieg errungen. Da erscheint Blücher auf dem Schlachtfelde und der Kampf beginnt auf's Neue. Durch allerlei Wälder, Engpässe und grundlose Wege ist er den Engländern zu Hilfe gezogen. Napoleon beginnt also die Schlacht wiederholt. Die Preussen stürzen sich auf seinen rechten Flügel. Napoleon befiehlt, die Höhen der Engländer zu erstürmen. Es hilft nichts; die englischen Bajonette weisen auch den muthigsten Angriff zurück. Da greifen die Preussen den rechten Flügel der Franzosen von drei Seiten an. Mit ihnen erneuert Wellington den allgemeinen Angriff; das fruchtet. Die Franzosen werden geworfen. Anfangs ziehen sie sich in Ordnung zurück. Endlich wird Planchenoit von den Preussen erstürmt. Die französische Garde weicht daher auf allen Seiten, ihre Vierecke werden durchbrochen und zersprengt, oder geworfen und vernichtet, und die Flucht der Franzosen beginnt in der heillosesten Verwirrung. Blücher übernimmt ihre Verfolgung. Napoleon kommt nach Genappe. Plözlich kommen auch die Preussen. Er läßt Hut und Degen zurück, springt aus dem Wagen und eilt zu Pferd davon. Dreihundert Kanonen haben die Franzosen verloren. Kaum 40,000 Mann

sind noch übrig. Aber die Verbündeten vermissen auch 50,000 Mann. Die Franzosen fliehen über die Sambre. Kein Befehl vermag sie zu sammeln. Am 20. Juni erreicht der unglückliche Kaiser die Hauptstadt Paris. Hätte er nach der Schlacht von Ligny die Verfolgung der Preussen einem tüchtigeren General, als Grouchy war, etwa dem Marschall Ney anvertraut, so dürfte die Schlacht bei Waterloo oder Belle Alliance die französische Armee nicht gänzlich zerstreut haben. Das war ein fürchterlicher Schlag für die Franzosen. Niemand hatte erwartet, daß es so kommen würde. Am 21. Juni versammeln sich die französischen Kammern, erklären sich für permanent und begehren von den Ministern Aufschluß über die Lage des Staates. Man fragt, ob die Person Napoleons das einzige Hinderniß der Unterhandlungen mit den fremden Mächten sei. Kein Minister kann dieß läugnen. Da sagt Lafayette:

„Gegenwärtig ist von keiner Person, sondern von dem ganzen Vaterlande die Rede. Die verbleichten Gebeine der Franzosen in den Sandwüsten Aegyptens und auf den Eisfeldern Rußlands bezeugen nur zu sehr die unselige Beständigkeit, mit welcher sie an Napoleon gehangen sind. Frankreich muß gerettet werden, nicht Napoleon. Nur eine einzige Maßregel vermag Frankreich zu retten, und worin diese bestehe, werde dem Kaiser seine grosse Seele sagen.“

Unter dieser Maßregel verstand der Redner die Abdankung Napoleons. Napoleon dankt also ab. Fortan soll sein Sohn, als Napoleon II. die Franzosen regiren. Jedoch auf Betrieb Fouchés wird dieser Gegenstand vertagt. Es werden Unterhandlungen mit den Verbündeten angeknüpft. Diese rücken immer weiter gegen Paris. Die Preussen stehen bald vor den Vertheidigungslinien der Hauptstadt. Ihnen folgt Ludwig XVIII. Am 3. Juli kommt zwischen den Verbündeten und den Franzosen ein Vertrag zu Stande. Vermöge dieses Vertrages zieht sich die französische Armee hinter die Loire zurück. Am 7. Juli rücken die Preussen und Engländer in Paris ein, mit ihnen König Ludwig. Auf allen Seiten sezen sich die verbündeten Ar-

meen vest. Die Oesterreicher und Russen rücken auch fortan in das französische Reich. Napoleon verließ die Nähe der Hauptstadt freilich mit bangem Herzen. Ungern entsagte er seiner Gewalt.

Der König hatte die Kammern aufgelöst, und Fouché seinen kaiserlichen Freund verrathen. Endlich entschließt sich Napoleon als Privatmann nach England zu gehen. Am Bord des englischen Schiffes Bellerophon kommt er nach Torbay, da erfährt er den Beschluß seiner Verbannung nach Helena. Nach neun Wochen, nehmlich am 18. Okt. 1815 landet der Exkaiser auf der verhängnißvollen Insel. Von nun an ist seine Person für die politischen Verhältnisse von Europa unschädlich gemacht; aber sein Andenken, die Tage seines Ruhmes und seiner Siege vermag Niemand aus den kriegerischen Herzen der Franzosen zu reissen. Strenge bewachen ihn hier die Engländer; denn selbst das stolze Albion fürchtet sich noch in dem Andenken an den grossen Feldherrn des Jahrhunderts. Eine unheimliche Sage wagt es sogar, von Vergiftung zu sprechen; Andere behaupten, Napoleon habe an einem Magenkrebse seine Tage geendet. Genug der ausserordentliche Mann versöhnte die Partheien nur durch seinen Tod. Er starb am 5. Mai 1821, Abends 6 Uhr 50 Minuten. Was die Geschichte von ihm sagen konnte, hat sie ausgesprochen. Niemand vermag dem Ausserordentlichen seinen Ruhm zu rauben.

Napoleon war fort, seine Armee steht noch hinter der Loire; endlich unterwirft sie sich dem Könige. Mit harter Mühe übergaben sich die einzelnen Vestungen; Hünningen wird geschleift. Die Verbündeten rücken in immer grösseren Haufen gegen Frankreich; der Friede wird immer noch verzögert. Da entsteht in Paris im September 1815 die heilige Allianz zwischen Rußland, Oesterreich und Preussen. Endlich werden Friedensunterhandlungen angeknüpft; 150,000 Mann sollen Frankreich 7 Jahre hinfort besezen. Ueber diese und andere Punkte wird endlich der zweite Pariserfriede am 20. November 1815 geschlossen. Gemäß demselben mußte Frankreich 700 Millionen Franken Kriegskontribuzion zahlen, und 150,000 Mann verbündete Truppen fünf Jahre

lang innerhalb seiner Gränzen unterhalten und verpflegen. Ausserdem mußte es mehrere Vestungen an Teutschland und an die Niederlande abtreten.

Bajern hatte in diesem Kriege sich mit den Oesterreichern und Russen unter dem Oberbefehle des Fürsten Wrede gegen Frankreich verbunden. Schon vor dem zweiten französischen Feldzuge, nehmlich am 9. Juli 1815 war die Schlußakte des Wiener Kongresses erschienen. Vermöge derselben erhielt Bajern das Großherzogthum Würzburg und das Fürstenthum Aschaffenburg, und vermöge einer Uebereinkunft vom 14. April 1816 zwischen dem Staats- und Konferenzminister, Grafen von Montgelas, dann dem geheimen Rathe und Gesandten am Wiener Hofe, Alois Grafen von Rechberg, mit dem k. k. Feldmarschallieutenant, Freiherrn von Vacquant Grozelles abgeschlossenen Staatsvertrages trat der König das Hausruckviertel und Innviertel, dann das Tirolerамt Vils und das Herzogthum Salzburg mit Ausnahme der auf dem rechten Ufer der Salzach und Saale gelegenen Landgerichte Waging, Tittmonning, Teisendorf und Laufen an Oesterreich ab. Ein Verlust der so empfindlich und bedeutend war, daß er heute noch nicht verschmerzt werden kann. Dagegen erhielt das Vaterland Zweibrücken, Kaiserslautern, Speier, Kirchheim, Bolanden, Waldmoor, Blieskastel, Kussel, Landau, Bergzabern, Langenkandel und den am linken Ufer der Lauter gelegenen Theil des niederrheinischen Departements; dann am rechten Rheinufer die Aemter Hammelburg mit Tulba und Saleck, Brückenau mit Motten; Weihers mit Ausnahme zweier Dörfer, und vom Amte Biberstein die Orte Batten, Brand, Dietges, Findlos, Melperz, Liebhart, Steinbach, Oberbernhart, Seiferz und Thaiden, dann das österreichische Amt Redwiz. Endlich gemäß einer Uebereinkunft mit dem Großherzoge von Hessen vom 30. Juni 1815 das Amt Alzenau; dann die fürstlich Leinigischen Aemter Amorbach und Mildenberg; sodann das fürstlich Löwenstein-Wertheimische Amt Heubach.

Bajern erhielt ausserdem 15 Millionen Franken von der französischen Kriegskontribution und zudem eine jährliche Entschädigung von 100,000 Gulden. Oesterreich verpflichtete sich,

dem Könige von Bajern eine Quantität Salz, die 200,000 Zentner nicht übersteigen dürfe, um den Erzeugungspreis und zollfrei zu überlassen.

Demgemäß nahm nun der geheime Rath von Zwack Besiz von dem linken Rheinufer. Der Hofkommissär Freiherr von Lerchenfeld von den Fuldaischen Aemtern; der Generalkommissär Freiherr von Welden vom Amte Redwiz. Nach der Verordnung vom 20. Februar 1817 wurde nun das Königreich in die noch bestehenden acht Kreise eingetheilt; jedem Kreise aber eine Regirung aus zwei Kammern und ein Appellationsgericht beigegeben.

So war denn das Vaterland an Umfang zwar nicht kleiner, aber an innerer und äusserer militärischer Kraft bedeutend schwächer geworden; sogar der politische Zusammenhang seiner Theile war unterbrochen. Ein übler Umstand, der in gewissen Fällen unmöglich freundliche Folgen haben konnte. Bajern ist von nun an Oesterreichs freiwilliger und nothwendiger Bundesgenosse. Die Verwandtschaft beider Höfe wächst auf mehrfältige Art. Kaiser Franz I. von Oesterreich feiert am 10. Nov. 1816 seine Vermählung mit der bajerischen Prinzessin Karoline Auguste. Der Friede ist wiedergekehrt, mit ihm aber noch nicht die Ruhe der Völker. Ernst lagern sich von nun an die Folgen der französischen Revoluzion auf die Staaten, ernster noch die Folgen der napoleonischen Kriege.

§. 338.

Die Zeit nach dem zweiten französischen Feldzuge bis zur Verleihung der Konstituzion.

Die heilige Allianz war gegründet, der teutsche Bund geschaffen. Am 5. Nov. 1816 wurden die Sizungen der Bundesversammlung in Frankfurt am Main feierlichst eröffnet. Bajern nimmt in derselben durch seinen Gesandten, Freiherrn von Aretin, die dritte Stelle ein. Langsam gehen die Verhandlungen vor sich; schneller und ernster müssen sie kommen.

Die Organisazionen im Königreiche sind während der lez-

ten Periode auf's Trefflichste fortgesezt worden. Es wurde durch die Verordnung vom 20. Oktober 1812 ein Oberst-Rechnungs-Hof als revidirende höchste Instanz aller Staatsrechnungen hergestellt. Durch das Edikt vom 6. Jäner 1812 wurden die Verhältnisse der Eingebornen, die Rechte der Fremden, der Forensen und das Staatsbürgerrecht vestgesezt. Ebenso wurde ein Reichs-Heroldenamt zur Prüfung des Adels und der Wappen, geschaffen, dann die Geschäfte des Reichsherolden selbst bestimmt. Am 21. April 1812 war ein allgemeines Reichsarchiv entstanden. Durch das Organisazionsedikt vom 16. August 1812 wurde die gutsherrliche Gerichtsbarkeit auf die Polizeigewalt und die sogenannte freiwillige Jurisdikzion beschränkt; die streitige oder peinliche Gerichtsbarkeit aber nebst der Militärconskripzion wurde dem Staate vorbehalten.

Am 16. Mai 1813 wurde das neue Strafgesezbuch im Königreiche Bajern promulgirt. Der Verfasser desselben, von Feuerbach, wollte in seiner Schöpfung die Grausamkeiten der Karolina vermeiden, verfiel aber auf ein anderes Extrem, nehmlich auf das einer allzugrossen Humanität. Die Folge war mindere Bestrafung und schnellere Vermehrung der Verbrechen und Vergehen. Alle Strafarbeitshäuser des Landes erhielten eine zweckmässigere Einrichtung, und im Zuchthause zu Lichtenau wurde eine Central-Administrazion derselben errichtet. Schon seit 1811 wurde die in Bajern giltige Gerichtsordnung auch auf die neuerworbenen Landestheile ausgedehnt.

Durch die Verordnung vom 31. Jäner 1813 wurde den Städten und Märkten zur Bestreitung ihrer Lokalbedürfnisse und zur sukzessiven Tilgung ihrer Schulden ein Theil und zwar die zweite Aerarialhälfte des Bier-, Brandwein- und Fleischaufschlages überlassen. Schon die Verordnung vom 10. August 1810 hatte die Absonderung aller Abgabenausstände von den laufenden Einnahmen und Ausgaben verfügt und dadurch den Aemtern ihre Percepzion erleichtert. Das Edikt vom 10. Jäner 1813 sezte auch die Verhältnisse der Juden vest. Am 11. Okt. 1812 wurde die Gensd'armerie errichtet, durch welches Institut die Sicherheit des Landes vortrefflich beschüzt worden ist und wird.

Im Jahre 1812 wurden die landwirthschaftlichen Feste mit Preisevertheilungen verbunden, auch in den Kreishauptstädten eingeführt und dadurch das Oktoberfest zu einem Centralland=wirthschaftsfeste erhoben, Einrichtungen, welche bald glänzende Früchte in Bezug auf Cultur des Landes und Oekonomie tru=gen. In Beziehung auf den Handel und dessen Freiheit wurde ebenfalls von der Regirung auf das Rühmlichste gewirkt.

Am 27. Mai 1813 wurde in München eine Erziehungsan=stalt für 60 Mädchen aus den höheren Ständen, von denen 30 die Töchter würdiger Staatsdiener sein durften, eröffnet. Durch das Konskripzionsgesez vom 29. März 1812 wurde die Nazio=nalgarde organisirt und zu einem nach Innen und Aussen Ach=tung gebietenden Institute eingerichtet. Namhaftes, wenn auch von vielen, zum Theile mißlungenen Versuchen, begleitet, leistete während der Maximilianischen Periode die Generaldirek=zion des Wasser=, Brücken= und Strassenbaues. Die durch den Krieg verdorbenen Kommunikazionen wurden durch Anlage neuer Brücken und Kunststrassen wieder hergestellt. Der Lauf der Flüsse in Beziehung auf Schiff= und Floßfahrt wurde gar oft geregelt und dadurch Ueberschwemmungen vorgebeugt. Es wur=den, wie wir oben hörten, schon seit der Periode Karl Theo=dors bedeutende Austrocknungen, Bewässerungen und Leitungen gesunden Trinkwassers in die Wohnungen der Menschen bewirkt. Maximilian aber berief zu Anfang des Jahres 1805 den Herrn von Wiebeking, welcher das Bauwesen der österreichischen Mon=archie, leitete, in bajerische Dienste. Graf von Montgelas glaubte in diesem durch viele und bedeutende Werke gegenwär=tig berühmten Manne auch einen tüchtigen Vorstand des baje=rischen Bauwesens selbst gefunden zu haben. Da nun dasselbe schon, wie wir oben hörten, in der 1. Hälfte des Jahres 1805 organisirt wurde, so übernahm der geheime Rath und geheime Finanzreferendär von Wiebeking das Bauwesen in demselben Jahre. Als Generaldirektor des Wasser=, Brücken= und Stras=senbaues erzielte Herr von Wiebeking im Wesentlichen Folgen=des. Von 1805 bis zum Oktober 1817 wurden die sämmtli=chen Kunststrassen im Mutterlande, wie in den neu acquirirten

und wiederverlorenen Provinzen: Tirol, Salzburg und in dem Inn- und Hausruckviertel, welche in den Kriegszügen oft sehr verdorben wurden, wieder hergestellt. Der Hafen von Lindau und drei massive Schleussenwehren wurden zur Abwendung der Ueberschwemmungen Landshuts und Münchens ausgeführt. Es wurden ferner 25 grosse Abtheilungen der öffentlichen Strassen zwischen Kempten und Lindau chaussirt; sodann wurden 40 neue theils steinerne theils hölzerne Brücken erbaut; gegen 100 hergestellt, den Hauptflüssen 7 Correktionen gegeben. Durch eine bessere Leitung der Würm das grosse Starnbergermoos ausgetrocknet. Der Plan zur Trockenlegung des Pinzgauthales entworfen. Die jährlichen Ausgaben dieser Verwaltung unter Herrn von Wiebeking beliefen sich auf 993,575 Gulden mit Einschluß der Administrazion.

Nach dem im Jahre 1817 erfolgten Rücktritt des Herrn von Wiebeking übernahm die Direktion des Wasser-, Brücken- und Strassenbaues der verdienstvolle und berühmte Herr von Reichenbach, von dessen großartiger Wirksamkeit wir später hören werden. Ein hartes Schicksal traf das durch die vorigen Kriege bedeutend erschöpfte Vaterland in den Jahren 1816 und 1817. Im Sommer des Jahres 1816 hatten nehmlich Regenschauer und Hagelschläge einen bedeutenden Mißwachs und daher auch eine fürchterliche Theuerung bewirkt, die um so drückender für das Land sich gestaltete, als das Elend schon durch die Kriege auf einen sehr hohen Grad gestiegen war. Nur Wucherer und gefühllose Spekulanten konnten dieses Elend noch höher steigern. Ueber 100 Gulden kostete in manchen Gegenden der Schäffel Weizen, und der Jammer war in Städten und auf dem Lande unter der zahlreich ärmeren Klasse gleich gränzenlos. Die Vorsehung schickte endlich ein besseres Jahr, und im festlichen Triumphe fuhr 1817 der erste Aerndtewagen über all in's Dorf. Der geliebte König Max hatte freilich manchen Nothleidenden die blassen Wangen frischer gemacht. Wer möchte bei dieser Gelegenheit sich nicht auch an die hochherzige und uneigennüzige Wohlthätigkeitsliebe des Prinzen Eugen Napoleon erinnern! Kein Sterblicher kann die Thränen zählen,

welche Max und Eugen unbemerkt getrocknet haben. So war denn die Zeit nach den Kriegen bitter, wie sie während der Kriege gewesen ist. Dem erschöpften Volke aber den Beweis seiner Liebe zu geben, schuf Max I. die Konstituzion.

§. 339.

Rückblick auf das vierte Kapitel.

So ist sie denn vorüber die großartige Periode der napoleonischen Herrschaft mit ihren nächsten Folgen. Churfürst Maximilian Joseph I. ist durch Napoleons Gewaltherrschaft König geworden. Der ächte Patriot fragt freilich wenig darnach, ob sein geliebter Fürst einen kleineren oder grösseren Titel trage; ihm ist der Name „Wittelsbacher" hinreichend zur Erweckung der Liebe und Ehrfurcht. Doch wurde unserer Nazionalität durch die erneuerte Königswürde auch ein höherer Glanz verliehen. In welcher Lage freilich ein napoleonischer König, eine mit dem Diktator des Kontinents föderirte Krone gewesen ist, haben wir leider gesehen. Jedoch der Schöpfer gieng unter; was er aber schuf, die Krone des Vaterlandes, wird nicht untergehen; dafür bürgt der redliche Sinn der Bajern.

Wir sahen mit inniger Theilnahme die festliche Vermählung des trefflichen Eugen mit der hochsinnigen Auguste. Die Thränen der Zeit wurden einige Augenblicke unterdrückt durch den erhöhten Glanz des wittelsbachischen Hauses. Wir sahen den Mann des Jahrhunderts, den Sieger von Austerliz, mit Bewunderung innerhalb den Mauern unserer Hauptstadt. Napoleon sann auf neue Kriege, Max auf neuen Frieden. Wir bemerkten die friedliche Gesinnung der Regirung in der Organisazion neu erworbener Landestheile. Bajern wurde durch den Preßburger Frieden grösser und mächtiger. Wäre Napoleon bei diesem Frieden stehen geblieben, was könnte Bajern jezt sein! Doch den gewaltigen Stürmer der Kronen trieb der innere Kampf fortan auch zum äusseren. Napoleon spielte mit Kronen; er wollte die Zeit bändigen, der kleine Mann, und vergaß, daß er selbst eine Schöpfung der Zeit war.

Es entstand der Rheinbund; unter seiner Schöpfung erzitterte das teutsche Reich zum Leztenmale und stürzte nieder. Südteutschland war in das Nez des Frankenherrschers gefallen; die Unabhängigkeit der teutschen Nazion ist verschwunden, Napoleon lenkt mit kräftiger Faust die Zügel der Kabinete. Wer ihm widerstehen will, den schmettert der Held mit seinen Waffen nieder. Preussen wagt eine kühnere Sprache gegen den Usurpator zu führen; Napoleon droht, und seine Drohung verwirklicht er auf's Glänzendste in der Schlacht bei Jena. Im Sturmschritte wirft er die ganze preussische Monarchie über den Haufen, Schlachten folgen auf Schlachten, bis endlich der mörderische Kampf von Friedland den französischen Adler sogar über den russischen erhebt.

Der Friede von Tilsit zeigt den französischen Kaiser in seinem höchsten Glanze. Auch Bajern hat das Blut seiner Söhne dem europäischen Zwingherrn zum Opfer bringen müssen. Ein neues Königreich Westphalen wird geschaffen; der König von Preussen dankt seine Erniedrigung und Ohnmacht nur dem Eroberer. Napoleon fährt auf dem begonnenen Wege fort. In Holland und in Italien herrscht der französische Adler unbedingt; selbst die Bourbonen in Spanien und das Haus Braganza in Portugal muß sich vor dem Helden beugen. Revoluzionen werden gemacht und gebändigt. Napoleon schaltet und waltet, wie es ihm gut dünkt, ohne Rücksicht auf die Interessen der Kabinete und der Völker. Da ergrimmt Oesterreich. Hunderttausende werden zum Kampfe gegen den Imperator aufgeboten. Napoleon fürchtet den Krieg nicht, er sehnt sich nach ihm; die Schlachten bei Abensberg, Eggmühl, Aspern und Wagram zeigen Oesterreich zum Drittenmale, daß es mit dem Eroberer allein nicht zu rechten vermag. Unwillig haben wir den Tiroler Insurrekzionskrieg gesehen; seine Ursachen und seine Folgen sind gleich bedauerungswürdig in den Annalen der vaterländischen Geschichte. Die Tiroler konnten nur durch die Folgen der Schlacht von Wagram unterworfen werden; aber ihre Unterwerfung war widernatürlich.

Der Friede von Schönbrunn wurde von uns mit neuen Hoff-

nungen begrüßt; er ging vorüber, und seine Grundlage bot neue Kriege. Wir begrüßten die ernsten Bestrebungen der vaterländischen Regirung bei widerholter Organisazion des Königreiches. Ernste Fragen drängten sich uns auf; wir beantworteten sie, wie die Zeit es forderte. Allzuviele Organisazionen charakterisirten sich eben so als Extreme, wie allzuwenige. Wohlthuend war für uns die fortschreitende Vervollkommnung in den Wissenschaften. Berühmte Männer von glücklichem historischen Werthe sind unserem Gedächtnisse als Koriphäen bajerischer Literatur eingeprägt. Wir begrüßten nicht ungerne die redliche Bemühung der Regirung in allen Verwaltungszweigen eine höhere Tüchtigkeit zu schaffen. Mit Widerwillen und zum Theile mit vollkommenem Abscheu sahen wir Napoleons Fortschreiten zum Gipfel der höchsten Macht. Der Mann schaltet mit den Königen und Völkern der Erde, als wären sie leblose Zahlen der Mathematik. Aber der kühne Feldherr ahnete nicht, daß die Natur und die Zeit einen gewaltigen Strich durch seine Riesenrechnung machen werde. Eine halbe Million Menschen führte er auf die russischen Eisfelder, und die wenigen Tausende, die ihre Heimat wiedersahen, verkündeten nur zu traurig den ewig wahren Saz, daß wenn man den Bogen zu sehr spannt, derselbe brechen müsse. Er brach, und ganz Europa erzitterte vor seinem Knall.

Mit besonderem Interesse haben wir die tapferen Truppen unseres Vaterlandes für fremde Zwecke an der Düna bluten sehen. Wir begrüßten froh den erwachenden Ruhm unseres Feldmarschalls. Wir trauerten, als die Kunde erscholl: Die Elemente, und mit ihrer Hilfe die Russen haben auch unsere Armee bis zur Unbedeutenheit verringert; da brauste es durch alle Adern der Staaten wie ein gebrochener Sturm: Napoleon hat die Völker beleidigt.

Bajern schließt den Vertrag von Ried. Wrede befehliget das neu organisirte Nazionalheer bei Braunau; wenige noch übrigen Truppen aus den alten Schaaren kämpfen in Nordteutschland fortan für den Usurpator. Ernster gestalten sich die Ereignisse; Napoleon sucht derselben nochmal Meister zu werden.

Die Leipziger Völkerschlacht rüttelte ihn aus seinen übertriebenen Hoffnungen auf; er beginnt den zweiten Rückzug. Da steht Wrede bei Hanau, um dem ermatteten Besiegten auch die lezte Heimkehr in sein Vaterland abzuschneiden. Eine unwissende Kunde hat ihm befohlen, die gänzlich zerstreuten Trümmer der grossen Armee zu vernichten. Aber die Trümmer waren nicht zerstreut, sondern Wrede kämpfte gegen eine tapfere und an Zahl ihm weit überlegene Armee. Die Franzosen konnten nicht aufgehalten werden, noch weit weniger aber vernichtet. Wrede glaubte aber seine Pflicht bis auf's Aeusserste erfüllen zu müssen und wurde verwundet; die Bajern vereinigten sich mit den verbündeten Schaaren. Der erste französische Feldzug begann. Napoleon gab seinen Feinden noch den lezten Beweis von seiner eminenten Ueberlegenheit im Felde; er überflügelte und trennte die feindlichen Heere; er schlug dieselben, wo er sie traf. Da wurde Paris an die Verbündeten übergeben, oder wie Napoleon sagte: verrathen. Napoleon dankt ab und geht nach Elba. Der erste Pariser Friede ist geschlossen, mit ihm aber noch nicht die großartigen Bewegungen der Zeit; der Wiener Kongreß sollte über dieselben gebieten. Die Völker hatten sich erhoben und ihren Abscheu gegen alle Willkührherrschaft feierlich ausgesprochen; aller Orten sehnte man sich nach Ruhe und Ordnung, nach Freiheit und redlichen Gesezen. Man wollte diese großartige Stimme hören, hörte sie und glaubte, den Forderungen der Völker dadurch zu begegnen, daß man ihnen Konstituzionen versprach. Großartig waren die Berathungen über die künftige politische Gestaltung von Teutschland; ihr Resultat war die teutsche Bundesakte. Diese sollte den Teutschen die Freiheit im Inneren und die Unabhängigkeit nach Aussen sichern. Die Aufgabe war schwer, sie ist es in gewissen Fällen noch.

Während aber die grossen Mächte den Forderungen der Zeit huldigten, während sie sich inniger an ihre Völker anschlossen, kam Napoleon, wie der Bliz aus heiterem Himmel, von Elba nach Frankreich zurück. Daß Ludwig XVIII. die Franzosen selbst bei der redlichsten Gesinnung nicht regiren konnte, wie Napo-

leon, bewies seine Flucht und der überraschende Jubel der Franzosen für den zurückgekehrten Kaiser. Dieser Mann war so sehr von den Verbündeten gefürchtet, daß sie ihm fast eine Million Menschen entgegen zu stellen für gut fanden. Napoleon kommt aber mit seinen geringeren Schaaren nach Ligny und Blücher wird geschlagen. Schnell stürmt der Sieger gegen Waterloo; aber hier begegnet er dem kriegskundigen Wellington. Schon neigt sich der Sieg auf französische Seite, da kommt Blücher. Der Angriff wird erneuert und Napoleon bis zur Vernichtung geschlagen; schnell flieht er nach Paris. Die Kammern versammeln sich; er daukt ab zu Gunsten seines Sohnes. Er will sich flüchten nach England und wird der unglückliche Gefangene der Britten. Seine Laufbahn ist vollendet, aber sein Ruhm in der Geschichte lebt ewig. Wir sahen unsere Truppen in Frankreich und bemerkten mit Vergnügen das Bestreben der Regirung, Verbesserungen der Administrazion, wie der Justiz zu erzielen. Nicht umsonst. Viel Gutes und Zweckmässiges wurde geschaffen. Wenn auch die Theuerung in den Jahren 1816 und 1817 manche noch vom Kriege blutende Wunde neu aufriß, so heilte sie doch die Vorsehung und das gute Herz des Königs wieder.

Fünftes Kapitel.

Die Zeit des Friedens unter Vater Max.

1818 — 1825.

Kommt Alle, kommt, nach seinem Haus zu wallen,
Und rufet, Heil dem Retter von uns Allen!

Schiller.

§. 340.

Einleitung.

Wir treten jezt auf eine Periode in unserer vaterländischen Geschichte über, welche jedem Bajer nicht allein im Gedächtnisse sondern auch tief im Herzen stehen soll. Der Wiener Kongreß hatte geglaubt, er könne den Forderungen der Zeit und der bedrängten Völker am Besten dadurch genügen, wenn er ihnen Konstituzionen verleihe. Eine Konstituzion aber, als Grundgesez des Staates, sollte das Volk gleichsam emanzipiren. Ob diese Emanzipazion zur rechten oder unrechten Zeit gegeben wurde, ist eine grosse Frage, die auch nur die Zeit beantworten kann. Uebrigens wurden die Konstituzionen überall mit Begeisterung aufgenommen. Sie sollten Schranken gegen jede Willkührherrschaft darstellen und waren daher für die Regirungen ein selbst geschaffener Zaum.

Die teutsche Bundesakte sagt in ihrem 13. Artikel: In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung statt finden. Dieses Versprechen wurde, wie wir wissen, nicht überall, aber doch in vielen teutschen Staaten erfüllt. Schon im Jahre 1808 hatte Maximilian Joseph seinem Volke eine Ver-

fassung gegeben, welche jedoch, da sie zu frühe kam, nicht ins Leben trat. Nach dem Wiener Kongresse wurden aber Vorbereitungen aller Art getroffen, um die versprochene Verfassung wirklich in's Leben einzuführen; die Organisazion der Ministerien und des Staatsrathes wiesen allseitig darauf hin.

Am 2. Februar 1817 wurde Graf von Montgelas seines Ministeriums überhoben; die vaterländische Geschichte wird seine Dienste stets dankbar anerkennen. Er war gediegener Staatsmann und vortrefflicher Patriot; unter seiner Leitung fuhr das Schiff des bajerischen Staates ruhig über die Stürme der Zeit hinweg. Die Selbständigkeit von Bajern wurde von ihm nicht einmal gerettet. Nach seiner Abtretung traten an die Spize der fünf Ministerien Graf Alois von Rechberg für das Haus und das Aeussere, Graf von Thürheim für das Innere, Graf von Reigersberg für die Justiz, Freiherr von Lerchenfeld für die Finanzen, Graf von Triva für die Armee. Die Verordnung vom 16. April 1817 bestimmte den Wirkungskreis der Ministerien, theilte den Staatsrath in fünf Sektionen und wies ihnen die Kompetenz, über gemischte Rechtsgegenstände zu erkennen, zu. Die Magistrate wurden in den Städten und in den grösseren Märkten wieder hergestellt. Der frühere Fehler, das Kommunal- und Stiftungs-Vermögen von dem Staate verwalten zu lassen, wurde dadurch wieder gut gemacht, daß man dasselbe den Gemeinden verabfolgen ließ.

Am 5. Juni 1817 wurde mit dem päpstlichen Hofe ein Konkordat abgeschlossen; kurz, es wurden alle möglichen Vorbereitungen zur Verleihung der Konstituzion getroffen.

Während dieses geschah, wirkte Maximilian im Kreise seiner Familie und seiner Völker auf segenvolle Art. Tegernsee und Kreuth erinnern sich noch mit kindlicher Freude an den Vater ihrer Gegend. Aber nicht allein in dieser Gebirgsgegend erzählt man sich von den Segnungen des geliebten Königs, sondern überall, wo Max hinkam, selbst im Auslande verehrte man den Patriarchen seines Volkes. Am 12. Oktob. 1818 wurde das neue Hof- und Nationaltheater eröffnet. Nach dem Rücktritt des Herrn von Wiebeking erhielt von Reichenbach die Lei-

tung des Wasser=, Brücken= und Strassenbaues, als Vorstand des Ministerial=Baubureaus, der neuen Organisazion gemäß. Die ausgezeichneten Kenntnisse desselben im Baue der Maschinen wurden auch in Oesterreich bei Einrichtung der Kanonen=Bohrmaschinen in Anspruch genommen. Bajern hat ihm vorzüglich die Wassersäulenmaschinen bei Reichenhall und zwischen dieser Saline und der von Traunstein, so wie die Soolenleitungen von Berchtesgaden bis Reichenhall und von Traunstein bis Rosenheim, insbesondere aber die bei Ilsang erbaute Wassersäulen=Maschine zu verdanken, welche alle Maschinen der Art, besonders in Hinsicht der Steuerung und der Förderungshöhe, an Zweckmässigkeit bei Weitem übertrifft.

Die grösste Neigung ihres Kraftzylinders beträgt 48 Zoll, das Druckvermögen des süssen Wassers auf den Treibkolben 7790 bajerische Pfunde, d. i. beiläufig 1558 Pferdekräfte. Bei anhaltendem Spiele macht die Maschine 21508 Hübe in der Minute, und bei der grösten fortdauernden Wirkung fördert sie auf die senkrechte Höhe von 1218 Fuß binnen 24 Stunden 8580 Kubikfuß Soole bis 10560 Fuß. Die Wassermenge des Druckwassers beträgt in der Minute 35,3 Kubikfuß, und dessen vertikale Fallhöhe 374 Fuß in einem Eisenrohr von 7,5 Zoll inneren Durchmesser und 2 Zoll Randdicke, und der Druck auf den Soolenwasserkolben ist 44767 Pfund. Die Steigröhren der Soole sind im Inneren $4\frac{1}{2}$ Zoll weit. Ausser diesen Wassersäulenmaschinen zwischen Berchtesgaden und Rosenheim hat Herr von Reichenbach noch eine Radmaschine am Ferdinandsberge erbaut, und Herr von Baader hat zwei solche, die eine am Fager, die andere bei Seebichl, vortrefflich angelegt. Der Lezstere hat auch die Maschinen zu Nymphenburg und München, so wie die Wasserleitungen dieser Stadt unter der Regirung des Königs Maximilian wesentlich verbessert, und seine Vorschläge, München mit einer grösseren Masse guten Trinkwassers zu versehen, verdienen alle erdenkliche Berücksichtigung.

Während nun im Vaterlande zur Bevestigung des langersehnten Friedens alles Mögliche geleistet wurde, während Kunst und Wissenschaft an einer erleuchteten Regirung eine stete Be=

günstigerin fanden, stürmte es heftiger von Aussen. Südamerika sträubte sich gegen das portugiesische und spanische Joch. In Frankreich suchten die von dem Könige dankbar begünstigten Emigranten die ehemalige absolute Herrschaft wieder einzuführen. In Spanien suchte Ferdinand VII. der Inquisizion auch wieder Eingang zu verschaffen, kurz die Elemente der alten und neuen Zeit traten immer schroffer gegen einander hervor. Aber man bemerkte jezt schon, daß selbst in Spanien die französische Revoluzion und überhaupt die neue Zeit, wenn auch kleine doch Früchte getragen habe. Man war zu sehr erbittert auf die Elemente der Willkührherrschaft, und daher kam es, daß so viele fieberhafte Zuckungen die ganze Welt elektrisirten. Es erstand die Zeit der Extreme. Diese Zeit aber ist in der Natur, in der Familie und im Staate die fürchterlichste, die es geben kann. Die Elemente der Revoluzion dehnten sich auf verbrecherische Weise sogar auf die Jugend der Universitäten aus. Die Folge war eine fortlaufende Untersuchung, ein beständiger Gegenkampf; keine Ruhe, sondern eine stets gereizte Bewegung.

Diese Bewegung aber theilte sich nicht allein den politischen Bestrebungen, sondern auch den religiösen mit; ein Auswuchs der Art war die Sekte der Pöschlianer. Der Mystizismus faßte immer vesteren Boden, und der Verstand hatte Mühe, sich aus dem Chaos der Verwirrungen empor zu winden, wie der gute Waizen aus Dornengestrüppe. Wer gegen die Begünstiger der alten Zeit ankämpfte, hatte Mühe, seine Existenz vor Verfolgungen zu wahren; aber König Max und seine Regirung schritten mit gewissenhafter Ruhe durch alle Stürme der Gegenwart einer besseren Zukunft entgegen. Die Wiener Kongreß-Akte hatte den teutschen Bundesvölkern Konstituzionen versprochen, und Max hat sein Versprechen gehalten.

§. 341.

Die Konstituzion.

Während daher die Waffen ruhten, die Geister aber heftiger als je kämpften, ritt der Reichsherold am 26. Mai 1818

durch die Strassen der Hauptstadt und verkündete unter dem Donner der Kanonen und unter dem Geläute der Glocken im feierlichen Zuge die Verfassung des Landes.

Der Eingang dieser jedem Bajer hochverehrten Verfassungsurkunde lautet:

„Maximilian von Gottes Gnaden König von „Bajern. Von den hohen Regentenpflichten durchdrungen und geleitet, haben Wir Unsere Regirung bisher „mit solchen Einrichtungen bezeichnet, welche Unser fortgeseztes Bestreben, das Gesammtwohl Unserer Unterthanen zu befördern, beurkunden. — Zur vesteren „Begründung desselben gaben Wir schon im Jahre 1808 „Unserem Reiche eine seinen damaligen äusseren und inneren Verhältnissen angemessene Verfassung, in welcher „Wir schon die Einführung einer ständischen Versammlung, als eines wesentlichen Bestandtheiles, aufgenommen haben. Kaum hatten die grossen, seit jener Zeit eingetretenen Weltbegebenheiten, von welchen kein teutscher „Staat unberührt geblieben ist, und während welcher das „Volk von Bajern gleich groß im erlittenen Drucke, wie „im bestandenen Kampfe sich gezeigt hat, in der Akte „des Wiener Kongresses ihr Ziel gefunden, als Wir sogleich das nur durch die Ereignisse der Zeit unterbrochene Werk mit unverrücktem Blicke auf die allgemeinen „und besonderen Forderungen des Staatszweckes zu vollenden suchten; — die im Jahre 1814 dafür angeordneten Vorarbeiten und das Dekret vom 2. Februar 1817 „bestätigen Unseren hierüber schon früher gefaßten vesten „Entschluß."

„Die gegenwärtige Akte ist nach vorgegangener reifer „und vielseitiger Berathung und nach Vernehmung Unseres Staatsrathes — das Werk Unseres eben so freien „als vesten Willens." —

„Unser Volk wird in dem Inhalte desselben die kräftigste Gewährleistung Unserer landesväterlichen Gesinnungen finden."

„Freiheit der Gewissen und gewissenhafte Scheidung
„und Schüzung dessen, was des Staates und der Kir-
„che ist;“

„Freiheit der Meinungen, mit gesezlichen Beschrän-
„kungen gegen den Mißbrauch;“

„Gleiches Recht der Eingebornen zu allen Graden
„des Staatsdienstes und zu allen Bezeichnungen des Ver-
„dienstes;“

„Gleiche Berufung zur Pflicht und zur Ehre der
„Waffen;

„Gleichheit der Geseze und vor dem Geseze;

„Unpartheilichkeit und Unaufhaltbarkeit der Rechts-
„pflege;“

„Gleichheit der Belegung und Pflichtigkeit ihrer Lei-
„stung;“

„Ordnung durch alle Theile des Staatshaushaltes,
„rechtlicher Schuz des Staatscredits und gesicherte Ver-
„wendung der dafür bestimmten Mittel.

„Wiederbelebung der Gemeindekörper durch die Wie-
„dergabe der Verwaltung der ihr Wohl zunächst berüh-
„renden Angelegenheiten;“

„Eine Standschaft — hervorgehend aus allen Klas-
„sen der im Staate ansässigen Staatsbürger, — mit den
„Rechten des Beirathes, der Zustimmung, der Willigung,
„der Wünsche und der Beschwerdeführung wegen verlez-
„ter verfassungsmässiger Rechte, — berufen um in öf-
„fentlichen Versammlungen die Weisheit der Be-
„rathung zu verstärken, ohne die Kraft der
„Regirung zu schwächen;

„Endlich eine Gewähr der Verfassung, sichernd gegen
„den willkührlichen Wechsel, aber nicht hindernd das
„Fortschreiten zum Besseren nach geprüften Erfah-
„rungen.“

„Bajern! — dieß sind die Grundzüge der aus Un-
„serem freien Entschlusse euch gegebenen Verfassung, —
„sehet darin die Grundsäze eines Königs, welcher das

„Glück seines Herzens und den Ruhm seines Thrones „nur von dem Glücke des Vaterlandes und von der „Liebe seines Volkes empfangen will! —

„Wir erklären hiernach folgende Bestimmungen als „Verfassung des Königreiches Bajern:“

Diese Bestimmungen sind in zehn Titeln enthalten.

Der Erste fundirt das Königreich auf die souveräne Monarchie, und stellt dieser eine in zwei Kammern abgetheilte Ständeversammlung zur Seite.

Der Zweite begründet und bezeichnet genauer den Begriff des souveränen Staatsoberhauptes, dessen Rechte und Verhältnisse zur Verfassungsurkunde. Derselbe bestimmt ferner die Erblichkeit der Krone nach dem früheren Primogeniturrechte gemäß der agnatisch-linealischen Erbfolge; sodann gibt er Bestimmungen über die Reichsverweſung, über die Kompetenz des Regenten, über den Regentschaftsrath und über die Dauer der Regentschaft selbst.

Der dritte Titel handelt von dem Staatsgute als von einer untheilbaren und unveräusserlichen Gesammtmasse; jedoch sind auch hier mehrere Ausnahmen gemacht.

Der vierte Titel handelt von allgemeinen Rechten und Pflichten der bajerischen Staatsbürger. Er erfordert dem gemäß für Jeden das Indigenat, dann die gesezliche Volljährigkeit und Ansässigkeit im Königreiche. Er verbürgt jedem Bajer gleiche Justiz und gleiche Ansprüche zu öffentlichen Aemtern, ferner vollkommene Gewissensfreiheit, Scheidung des rein Geistlichen von dem Weltlichen, Freiheit der Presse und des Buchhandels; er fordert von allen Bajern gleiche Pflichtigkeit zu den Waffen, verhältnißmässige aber allgemeine Theilnahme an den Staatslasten; er gestattet allen Bajern die Erlaubniß zur Auswanderung in die übrigen Bundesstaaten und zugleich die Annahme von auswärtigen Gehalten und Ehrenzeichen, jedoch unter besonderer Erlaubniß des Monarchen.

Der fünfte Titel spricht von besonderen Rechten und Vorzügen, zunächst von den Kronämtern als von Thronlehen, von dem Adel und von dessen Kompetenz, von dem befreiten Ge-

richtsstande, von der Siegelmässigkeit, und weist die Staatsdiener in Beziehung auf ihre Dienstesverhältnisse und Pensions-Ansprüche auf die Dienstespragmatik.

Der sechste Titel handelt von der Konstituirung der Ständeversammlung in Betreff der Kammer der Reichsräthe und der Kammer der Abgeordneten. Die Erstere besteht aus den volljährigen Prinzen des königlichen Hauses, aus den Kronbeamten, den beiden Erzbischöfen, aus erblichen Reichsräthen, aus einem vom Könige ernannten Bischofe, aus dem jedesmaligen Präsidenten des protestantischen Generalkonsistoriums und aus anderen vom Könige dazu ernannten Personen. Er gibt ferner Bestimmungen über die königliche Kompetenz zur Ernennung von Reichsräthen. Sodann spricht er von der zweiten Kammer der Stände. Diese besteht aus den Grundbesizern, welche eine gutsherrliche Gerichtsbarkeit ausüben und nicht Siz und Stimme in der ersten Kammer haben, dann aus Abgeordneten der Universitäten, aus geistlichen der katholischen und protestantischen Kirche, aus Abgeordneten der Städte und Märkte, endlich aus Landeigenthümern ohne gutsherrliche Gerichtsbarkeit. Derselbe Titel bestimmt ferner daß auf 7000 Familien ein Abgeordneter gerechnet werden dürfe, und zwar müßten die adeligen Gutsbesizer ein Achttheil, die Geistlichen beider Konfessionen auch ein Achttheil, die Städte und Märkte ein Viertheil, die Landeigenthümer ohne gutsherrliche Gerichtsbarkeit zwei Viertheile, nach obiger Verhältnißzahl, jede der drei Universitäten aber ein Mitglied zur Ständeversammlung stellen. Er bestimmt ferner, daß die Wahl auf sechs Jahre gültig sei, daß ein Abgeordneter ein selbständiger Staatsbürger und dreissig Jahre alt sein müsse, und noch andere Bedingungen zum Eintritte in die Ständeversammlung. Er sezt vest, daß zur Konstituirung der Kammer der Abgeordneten die Anwesenheit von wenigstens zwei Drittheilen der gewählten Mitglieder erforderlich sei, und daß eine Kammer wie die andere keinen Gegenstand einseitig und daher auch gültig berathen könne.

Der siebente Titel spricht von dem Wirkungskreise der Ständeversammlung. Er sezt daher vest, daß ohne die Stände

kein Gesez, welches die Freiheit der Personen oder das Eigenthum der Staatsangehörigen betrifft, erlassen, noch ein schon bestehendes abgeändert, authentisch erläutert oder aufgehoben werden könne. Er bestimmt ferner, daß der König die Zustimmung der Stände zur Erhebung aller direkten und indirekten Auflagen, dann zu deren Erhöhung oder Verminderung erhollen müsse. Nach ihm wird das Budjet auf sechs Jahre bewilliget, diese Bewilligung aber kann mit keiner Bedingung verbunden werden; die Stände gewährleisten die Staatsschuld und beaufsichten dieselbe durch eine eigene Kommission. Sie können dem Könige ihre gemeinsamen Wünsche und Anträge vorbringen, jedoch müssen solche Anträge von einem Ausschusse, der eigends hiezu ernannt ist, vorher berathen worden sein. Alle drei Jahre wird eine Ständeversammlung gehalten, und ihre Sizungen dürfen in der Regel nicht über zwei Monate dauern. Der König kann jedoch die Sizungen der Stände verlängern, vertagen oder auflösen; löst er sie auf, so muß wenigstens binnen drei Monaten eine neue Wahl vorgenommen werden. Jeder Minister kann den Berathungen beiwohnen. Jedes Mitglied der Ständeversammlung muß schwören: Treue dem Könige, Gehorsam dem Gesezе, Beobachtung und Aufrechthaltung der Staatsverfassung, und in der Ständeversammlung nur des ganzen Landes allgemeines Wohl und Beßte ohne Rücksicht auf besondere Stände oder Klassen nach seiner inneren Ueberzeugung zu berathen. Derselbe Titel bestimmt auch, daß ein Ständemitglied nur gemäß der Geschäftsordnung der Kammer selbst und deren Kompetenz zur Verantwortung gezogen werden kann, und daß der König die Gesezе allein sanktionirt.

Der achte Titel spricht von der Rechtspflege. Derselbe fundirt alle Gerichtsbarkeit in dem Monarchen. Er fordert von allen Urtheilen Entscheidungsgründe, Unabhängigkeit der Justiz von dem Kabinete, und daher vollkommene Unabhängigkeit der Richter, welchen selbst der königliche Fiskus seine Streitigkeiten zur Entscheidung anheim stellen muß. Eine Vermögenskonfiskazion kann nur bei der Deserzion Statt finden, und es soll

für das ganze Königreich ein und dasselbe bürgerliche und Strafgesezbuch bestehen.

Der neunte Titel handelt von der Militärverfassung und verpflichtet jeden Bajer zur Vertheidigung seines Vaterlandes; nur der geistliche Stand ist ausgenommen. Der Staat muß eine stehende Armee haben und neben dieser Reservebataillons und die Landwehr. Die Reservebataillons bilden die Verstärkung des stehenden Heeres und theilen mit demselben alle Rechte, Pflichten, Ehren und Vorzüge.

Der zehnte Titel handelt von der Gewähr der Verfassung. Diese besteht darin, daß der König bei seinem Regirungsantritt folgenden Eid schwört:

„Ich schwöre, nach der Verfassung und den Gesezen des „Reiches zu regiren, so wahr mir Gott helfe und sein „heiliges Evangelium.“

Sämmtliche Prinzen des königlichen Hauses müssen nach erlangter Volljährigkeit ebenfalls auf die genaue Beobachtung der Verfassung einen Eid ablegen. Eben so alle Staatsbürger bei ihrer Ansässigmachung und bei der allgemeinen Landeshuldigung, und alle Staatsdiener bei ihrer Anstellung. Dieser Eid lautet:

„Ich schwöre Treue dem Könige, Gehorsam den Gese„zen und Beobachtung der Staatsverfassung, so wahr „mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium!“

Die königlichen Staatsminister und sämmtliche Staatsdiener sind für die genaue Befolgung der Verfassung verantwortlich; daher haben die Stände das Recht, Beschwerden, gemeinsame Anträge an den König zu bringen, wenn die Verfassung verlezt sein sollte, ja sie können sogar eine Anklage gegen einen nach ihrer Meinung schwer verschuldeten Minister an den König bringen, jedoch muß diese Anklage genau und bestimmt bezeichnet sein. Die Anklage selbst wird von dem Könige dem obersten Gerichtshofe übergeben, welcher darüber urtheilt, und das Urtheil theilt der König den Ständen mit. Uebrigens kann die Verfassungsurkunde ohne Zuziehung und Uebereinstimmung der Stände nicht verändert werden. Aber

auch die Stände dürfen zur Veränderung der Verfassung die Iniziative nicht ergreifen, sondern nur der König. Ist eine solche Iniziative aber ergriffen und ein Vorschlag von der Art an die Stände gebracht, so wird zur gültigen Beschlußfassung in einer solchen Angelegenheit eine Stimmenmehrheit von wenigstens zwei Drittheilen aus einer Gegenwart von drei Viertheilen jeder Kammer erfordert.

Diesem wesentlichen Inhalte der Verfassungsurkunde wurden noch einzelne Edikte als erläuternde und gesezlich interpretirende Theile beigefügt.

Das erste Edikt handelt von dem Indigenate, von der Erwerbung, Ausübung und dem Verluste desselben, dann von den Forensen und von den Fremden.

Das zweite Edikt bezieht sich auf den §. 9 des vierten Titels der Verfassungsurkunde, handelt also von den äusseren Rechtsverhältnissen des Königreiches in Beziehung auf Religion und kirchliche Gesellschaften. Es umfaßt daher Religions- und Gewissensfreiheit, die Wahl des Glaubensbekenntnisses, dann die Religionsverhältnisse der Kinder aus gemischten Ehen, die Aufnahme und Bestätigung von Religions- und Kirchengesellschaften, deren Rechte und Befugnisse, dann die Verhältnisse derselben zur Staatsgewalt in Religions- und Kirchensachen; sodann in ihren bürgerlichen Handlungen und Beziehungen; endlich in Gegenständen gemischter Natur. Hierauf handelt jenes Edikt auch von dem Verhältnisse verschiedener Religionsgesellschaften gegen einander.

Das dritte Edikt ist eine Erläuterung des §. 11 Titel IV. der Verfassungsurkunde über die Freiheit der Presse und des Buchhandels.

Das vierte Edikt bezieht sich auf den §. 2 Titels V. der Verfassungsurkunde und behandelt somit die staatsrechtlichen Verhältnisse der vormals reichsständischen Fürsten, Grafen und und Herren in Beziehung auf ihre persönlichen Vorzüge, allgemeinen Rechte und Pflichten, sodann in Beziehung auf ihre Rechtspflege, auf ihre Polizeiverwaltung, ihre kirchlichen Angelegenheiten, ihre grundherrlichen Rechte und Besteuerung, die

Ausscheidung ihrer Schulden und endlich in Beziehung auf die Verhältnisse der standesherrlichen Diener.

Das fünfte Edikt bezieht sich auf §. 4 Titel V. der Verfassungsurkunde und handelt über den Adel im Königreiche Bajern, und zwar über die Erlangung des Adels, über dessen Auszeichnungen und Rechte, und über den Verlust desselben.

Das sechste Edikt bezieht sich auf Nro. 1. §. 4 Titels V. der Verfassungsurkunde und handelt von den gutsherrlichen Rechten und der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, somit von den Eigenthumsrechten der Gutsherren, dann von den Vorbedingungen zur Ausübung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, von den verschiedenen Arten der gutsherrlichen Gerichte, von der Bestellung derselben, von den Dienstverhältnissen der gutsherrlichen Beamten, sodann von dem Wirkungskreise der gutsherrlichen Gerichte, und von den Rechten und Verbindlichkeiten der Gutsherren in Beziehung auf die verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung, also in Beziehung auf Justiz, auf Polizei, auf Schul- und Kirchenangelegenheiten, auf Stiftungs- und Gemeindesachen, auf gutsherrliche Gefälle, auf den Uebergang der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit an andere Besizer, ihre Suspension und ihr Aufhören.

Das siebente Edikt bezieht sich auf Titel V. der Verfassungsurkunde und handelt von den Familien-Fideikommissen überhaupt, von deren Errichtung, von der Bildung neuer aus alten Fideikommissen, von den Rechten und Verbindlichkeiten, welche aus dem Fideikommißverbande entspringen, von der Erbfolge in demselben und von ihrer Auflösung.

Das achte Edikt bezieht sich auf den vorgenannten Titel V. und handelt über die Siegelmässigkeit.

Das neunte Edikt bezieht sich auf §. 6 Titels V. der Verfassungsurkunde und behandelt die Verhältnisse der Staatsdiener in Beziehung auf ihren Stand und Gehalt.

Das zehnte Edikt bezieht sich auf §. 10. Titel VI. der Verfassungsurkunde und behandelt die Bildung der Ständeversammlung und den Wirkungskreis und Geschäftsgang derselben.

Diesen Edikten ist das Konkordat in Beziehung auf die ka-

tholischen Kirchenangelegenheiten des Königreiches beigefügt. Diesem Konkordate gemäß gibt es im Königreiche zwei Erzbisthümer, München-Freising und Bamberg; dann sechs Bisthümer, Augsburg, Regensburg, Passau, Würzburg, Eichstädt und Speier. Die Güter der Kirche sollen soviel als möglich liegende sein, oder aus ständigen Fonds bestehen. Das Konkordat selbst wurde zwischen Papst Pius VII. und dem Könige Max Joseph abgeschlossen. An das Konkordat reiht sich noch das Edikt über die inneren kirchlichen Angelegenheiten der protestantischen Gesammtgemeinde im Königreiche und enthält die Verfassung des protestantischen Kirchenregiments, den Wirkungskreis des Oberkonsistoriums und der Konsistorien, dann die Verhältnisse des Oberkonsistoriums zu den unteren Konsistorien und dieser zu den Regirungen und Behörden, dann die Verhältnisse des Oberkonsistoriums zu dem Staatsministerium des Innern, endlich den Geschäftsgang desselben.

Das ist die Verfassung in ihren grösseren Umrissen, ein Geschenk des Königs an sein Volk, eine wichtige Gabe des wohlmeinenden Vaters an seine der Freiheit für würdig gehaltenen Söhne. Eine solche Verfassungsurkunde weiß die bajerische Geschichte nicht aufzuweisen. Sie ist ein Geschenk der Zeit und ruht auf den Schultern derselben, wie das neunzehnte Jahrhundert auf denen des achtzehnten. Gebe der Himmel, daß kein Bajer sich dieses Geschenkes unwürdig mache, denn wer die Gabe nicht ehrt, verachtet den Geber; beide sollen aber in jeder patriotischen Seele die höchste Verehrung geniessen!

§. 342.

Die erste Ständeversammlung 1819.

Am Geburtstage des geliebten Königs Max I., am 27. Mai 1818, beschworen die Prinzen des königlichen Hauses und die höchsten Staatsbeamten die neue Verfassung. Die Hauptstadt des Vaterlandes war beleuchtet, Feste folgten auf Feste,

und der Jubel war aller Orten gränzenlos. Die übrigen Staatsdiener wurden auch überall beeidigt, und gerne gab man sich den süssesten Hoffnungen einer besseren Zukunft hin. Am 5. August erschien das Gemeindeedikt und durch dasselbe entstanden die Kommunitäten wieder. Am 30. Nov. befahl der König die neue Wahl der Abgeordneten. Die Zahl derselben belief sich auf 115, unter denen die adeligen Gutsbesizer mit Gerichtsbarkeit 14, die Geistlichen 14, die Städte und Märkte 28, die übrigen Landeigenthümer 56, die Universitäten aber 3 zu wählen hatten. Die Verordnung vom 1. Jäner 1819 berief nun die Stände auf den 23. desselben Monats in die Hauptstadt und am 4. Februar wurden beide Kammern eröffnet. Der König, umgeben von Pracht und Glanz, fuhr im feierlichen Zuge durch die Hauptstrassen der Stadt in das Ständehaus, zu welchem der ehemalige Ballsaal eingerichtet worden war. Des zahlreichen Volkes jubelnde Herzen schlugen dem königlichen Vater allenthalben entgegen. Ueberall wurde dem allverehrten Könige ein Lebehoch gebracht, und man sah an den hehr strahlenden Zügen des Monarchen, wie sehr glücklich er sich unter seinem Volke fühle. Zum Erstenmale tritt wieder ein königlicher Wittelsbacher unter die Deputirten seines Volkes und hält vom Throne aus folgende Rede:

„Was die Bundesakte den teutschen Völkern verkündet, habe Ich schon früher vorbereitet, und dieses ist nunmehr durch die Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 ausgeführt. Ich habe die Meinem Herzen theuere Ueberzeugung erhalten, daß dieses Werk von dem Vaterlande mit Segnungen des Dankes aufgenommen worden ist. Ich geniesse heute den erhebenden Moment, in der Mitte von Ständen zu sein, welche das freie Wort Meines vesten Entschlusses hervorgerufen und eine vertrauenvolle Ernennung und Wahl um Meinen Thron gestellt hat: — Männer von edlen Stämmen, von Verdiensten im Geschäfte, von klarer Einsicht, mit besonnener Freimüthigkeit, — gleich wachsam für die Heiligkeit des Thrones, wie für die Sicherheit der Hütte, — vertraut mit den

Wünschen und Bedürfnissen ihres Bezirkes und ihres Standes — aber frei von jenem verderblichen Geiste, welcher sich von dem Interesse des Ganzen lossagt; — durchdrungen von dem hohen Berufe, in den wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes redliche und unbefangene Gehülfen der Regirung zu sein; und endlich gewissenhaft ehrend die durch die Verfassung bezeichneten Gränzen ihres Wirkens. Nach diesem Bilde habe Ich in einer Versammlung der Stände eine Stüze des Thrones und eine Wohlthat der Nazion erkannt. — Ich habe Meinen Ministern den Befehl ertheilt, die Lage des Inneren Meines Reiches, den Zustand des Staatshaushaltes und einige Entwürfe über dringende Gegenstände aus dem Gebiete der Gesezgebung vorzulegen. — Nirgends wird den Ständen ein gerechter Grund der Besorgniß, ein feindlicher Stoff des Mißtrauens begegnen."

Der König schloß die Rede, und allgemeiner Jubel durchhallte den Saal. Hierauf wurde die Eidesleistung vollzogen, und Maximilian fuhr unter dem Jubel des Volkes wieder in seine Residenz zurück. Zwei Tage vorher hatte er einer Deputazion der zweiten Kammer, welche ihm anzeigte, daß sich die Kammer der Deputirten konstituirt habe, gesagt:

„Der Tag, an welchem ich die Ständeversammlung eröffne, ist der schönste Meines Lebens. Wenn das grosse Werk vollendet ist, dann mag Gott über Mich gebieten."

Wer erkennt an diesen Worten nicht den königlichen Vater, dessen volles Herz nur von Liebe zu seinem Volke überströmte! Die Ständeversammlung war somit eröffnet und begann als zum Theil würdiger Senat des Volkes ihre Berathungen. Eine gewissenhafte Freimüthigkeit herrschte durch dieselben. Am 5. Februar wurde die amtliche Bekanntmachung der Berathungen der Ständeversammlung beschlossen. Am folgenden Tage schilderte der Finanzminister, Freiherr von Lerchenfeld, den Zustand der Finanzen des Reiches, der zwar allen Erwartungen nicht entsprach, aber dennoch so manche rühmliche Bestrebung der Regirung zeigte, das allgemeine Beste zu erzielen. Sonderbar nahm sich die

Adresse der ersten Kammer gegen jene der zweiten aus; die zweite Kammer bewahrte nehmlich in ihrer Adresse die Rechte des Thrones wie die des Volkes; die Erste dagegen zeigte sich etwas unwillig über die Verfassung. Sie sagte unter Anderm: „wenn die Masse der thätigen Menschen im Staate nach den Gesezen der ewigen Bewegung im Drange nach Veränderungen und Verbesserungen unwiderstehlich zu neuen Strebungen fortgerissen wird, und dieselbe Regsamkeit, welche man als die belebende Kraft der menschlichen Gesellschaft betrachten kann, sich als leitendes Prinzip in den aus dem Vertrauen des Volkes durch freie Wahl hervorgegangenen Versammlungen äussert, so muß es dagegen jederzeit das Ziel unseres Wirkens sein, diesem mächtigen Anwogen einen Damm, dem Wandelbaren Vestigkeit, der Beweglichkeit Stätigkeit entgegen zu sezen, damit der Monarch auf der erhabenen Stufe bleibe, unerreichbar und unverlezlich.“ Durch solche Reden kam das Prinzip der Stabilität schon jezt zum Streite gegen das Prinzip der Bewegung. Das bewiesen die Reden eines Behr und von Hornthal. Gleichen Beweis lieferten auch hierüber die zahlreichen Adressen der bajerischen Truppenkorps, als in der zweiten Kammer der Grundsaz angeregt wurde, auch das Heer müsse den Eid auf die Konstituzion schwören. Feindliche Elemente traten hie und da in den Kampf, ein unvermeidlicher Umstand in einer tief bewegten Zeit.

Sechs Monate blieben die Stände versammelt. Die Regirung schien gegen einzelne Beschlüsse der zweiten Kammer unwillig und gereizt. Herzog Wilhelm schloß im Namen des Königs am 25. Juli 1819 den Landtag. Der Abschied desselben äusserte sich strafend über das Benehmen jener Abgeordneten, die sich im Tadel der Regirung zu gefallen schienen. Hiemit war die Oppozision schon jezt verpönt und dem Mißtrauen zwischen Regirung und einem Theile des Volkes Thür und Thor geöffnet. Man hörte auch hie und da schon Stimmen, welche mit Naivität fragten: wozu die Stände wären? Diese Frage, so oberflächlich sie auch war, ruhte dennoch auf einem nicht verachtungswerthen Grunde, nehmlich in den gesteigerten Lasten

des Volkes. Das Finanzgesez für die erste Periode von 1819—1825 bewilligte nehmlich zur Deckung des Defizits von 1818 auf 1819 eine Kreditsumme von 3 Millionen, allerdings ein harter Punkt im Vergleich mit den Friedenszeiten und mit der allmählich grösser werdenden Verarmung des Volkes. Das jährliche Budget der Ausgaben belief sich auf 31,017,596 Gulden. Davon wurden die Schuldentilgungskassen mit 7,366,987 Gulden gedeckt, die Civilliste mit 2,745,000 Gulden bestritten, 1,195,000 für den Kultus, 6,700,000 Gulden aber für die Armee verwendet. Die Einnahmen beliefen sich auf 31,126,811 Gulden. Acht Millionen flossen aus direkten, neun Millionen aus indirekten Staatsauflagen. Der Ueberschuß sollte verwendet werden zur Unterstüzung der Wittwen und Waisen protestantischer Geistlichen, der Volksschulen, Universitäten und des Landgestütwesens.

Ausserdem wurden Gesezе über einige Verbesserungen der Gerichtsordnung, über das Zollwesen, die Staatsschulden, die Peräquazion der Kriegslasten und die Schulden der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg erlassen. Wenn auch nicht allen Mängeln der Justiz und der Administràzion abgeholfen werden konnte noch abgeholfen wurde, so war doch ein Gutes erzweckt: man wußte die Summen der Einnahmen und Ausgaben und kannte im Allgemeinen auch deren Verwendung.

§. 343.

Die zweite Ständeversammlung 1822.

Wir wissen noch recht wohl, daß Bajern beim Wienerkongresse mit Mühe dahin gebracht werden konnte, seinem Volke eine Verfassung, wie die Zeit solche zu fordern schien, zu geben. Und in der That gab es viele Erscheinungen, von welchen man glaubte, sie würden die Verfassungen mehr zum Umsturze als zur Aufrechthaltung des monarchischen Prinzips gestalten. Unter diese Erscheinungen aber rechnen wir mit gutem Grunde das ominöse Demagogenwesen. Als wäre das Schicksal

der Völker und der Regirungen der Universitätsjugend anvertraut, so benahm sich diese auf manchen Hochschulen.

Der Mord des Schriftstellers Kotzebue durch Sand führte unter der Leitung einer Centralkommission des teutschen Bundes in Mainz zu unerwarteten Entdeckungen. Die Sorgfalt der Regirungen vermehrte sich, und es kam bald so weit, daß man unter jeder freisinnigen Aeusserung das Wort eines Demagogen vermuthete. Solche Vermuthungen liessen allerdings nicht viel Heil für die Konstituzionen erwarten, und die Ministerial-Kongresse von Karlsbad und Wien wollten ernstliche Maaßregeln gegen die vermeintlichen und wirklichen Ruhestörer ergreifen. Bajern suspendirte jedoch weder seine Verfassung, noch die Oeffentlichkeit seiner Ständeverhandlungen, so sehr auch Oesterreich es wünschen mochte. Freiherr von Zentner hatte jenen Ministerialkongresse beigewohnt.

Am 26. Jäner 1822 wurde daher die zweite Ständeversammlung eröffnet. Das Werk dieses Senates ist das neue v. Gönner'sche Hypothekengesez und die Prioritätsordnung, dann die Aufhebung der Zugviehsteuer, sodann spezielle Geseze in Beziehung auf den Rheinkreis. Am 2. Juni wurde diese Ständeversammlung durch Se. Königliche Hoheit den Kronprinzen geschlossen. Das ständische Leben war gründlicher und wirksamer in die politischen Adern des Volkes übergeflossen; ob nüzlich oder nuzlos, entscheidet jedenfalls die Zukunft.

§. 344.

Ereignisse zwischen der zweiten und dritten Ständeversammlung.

Eine gute Regirung; eine Regirung, welche uneigennüzig nur auf das Interesse ihrer Unterthanen sieht, bedarf keiner Kontrolle. Die Regirungen von Bajern, wie wir aus der bajerischen Geschichte selbst wissen, haben von Jeher mit wenigen Ausnahmen dieses Ziel unverrückt im Auge behalten. Die jezige that es auch. Verordnungen aller Art erschienen, und ihre wohlthätige Wirksamkeit kann selbst der unverschämteste

Demagog nicht in Abrede stellen *). Wir nennen nur das neue Zollgesez, also die neue Organisazion des ganzen Zollwesens; die Instrukzion der Gensd'armerie in dieser Beziehung; die aufgehobenen Einschränkungen des Getraidehandels; den erhöhten Kredit des Staates; die Organisazion des Forstwesens, der Armee; die Vereinigung der Generalbergwerks-, Salinen- und Münzadministrazionen und Kommissionen; die neue Eintheilung der Bergreviere; die zweckmässige Einrichtung von Schulinspekzionen; die Einführung der protestantischen Generalsynode zu Ansbach und Baireuth; die konkordatmässige Errichtung zweier Erzbisthümer und sechs Bisthümer; die Errichtung der Invalidenanstalt im Kloster Fürstenfeld; die zweckmässigere Einrichtung der landwirthschaftlichen Schule in Schleißheim; die polytechnische Sammlung in München; die Sparkassen in Augsburg und Nürnberg; die Verwandlung der landärztlichen Schulen zu München und Bamberg in chirurgische; der mit Baden abgeschlossene Vertrag in Beziehung auf eine Heerstrasse von Würzburg nach Rheinbaiern, und andere zweckmässige Einrichtungen mehr. Den ernsten Bestrebungen der Regirung im Einklange mit den Ständen und den Forderungen der Zeit Besseres zu erzielen reihten sich noch andere zum Theil höchst freudige Ereignisse an. Vater Max wurde von dem Kaiser von Oesterreich und dem Kaiser von Rußland im Herbste des Jahres 1822 in Tegernsee besucht. Die väterliche Freude des hochverehrten Königs wurde vermehrt durch die am 21. November 1822 in Dresden vollzo-

---

*) Da ich den Entschluß gefaßt habe, dieses Geschichtswerk, gleichsam als ein Nazionalinstitut der Bajern, in der Zukunft fortzusezen, und mir der Raum gegenwärtig gebricht, alle historischen Verhältnisse der einzelnen Ständeversammlungen sowol, wie alle Regirungsmaaßregeln ausführlich zu besprechen; so sage ich nur, daß es mein Plan schon beim Beginne des Werkes war und noch ist, die Einzelnheiten der konstituzionellen Wirksamkeit der Regirung wie der Stände umständlich erst am Schlusse jeder dritten Finanzperiode zu erzählen, indem die Natur der Sache, so wie die Verhältnisse der Zeit Solches dem unpartheiischen Geschichtschreiber gebieten. Jeder redliche Patriot wird diese Gründe würdigen. Dr. W.

gene Vermählung des Prinzen Johann von Sachsen mit unserer königlichen Prinzessin Amalie Auguste; dann durch die Vermählung des Kronprinzen Oskar von Schweden mit der Enkelin des königlichen Vaters, Prinzessin Josephine von Leuchtenberg; dann durch die Vermählung der Prinzessin Elisabethe Louise mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preussen am 29. Nov. 1823 in Berlin. Ein Jahr später am 4. November 1824 wurde die königliche Prinzessin Friederike Sophie an den Erzherzog von Oesterreich Franz Karl in Wien vermählt. Der Jubel stieg aber auf's Höchste, als Vater Max am 16. Februar 1824 sein 25jähriges Regirungsjubiläum feierte. Alle Bajern flehten gerne zum Himmel um Erhaltung des geliebten königlichen Lebens.

Aber in diesen Becher ungetrübter Freude war auch mancher Tropfen bitteren Schmerzes geflossen. Der Tod hatte die Schwester der Königin, die Prinzessin Amalie von Baden, und die Schwester des Königs, die Erzherzogin Maria Anna, dem Irdischen entrückt. Vier Tage nach der imposanten Jubiläumsfeier des königlichen Vaters am 20. Februar 1824 erlosch auch das Auge des allverehrten, und man darf wohl sagen, von den Armen beinahe angebeteten Fürsten und Herzogs Eugen von Eichstädt und Leuchtenberg. So mischt sich selbst auf Thronen das Zarte mit dem Strengen.

Aber nicht allein im königl. bajerischen Hause hob die Göttin des Ernstes den leichten Schleier vom Antlize; auch in anderen Ländern hauste mancher Sturm und verkündete herbe Erfahrungen für die Zukunft. In Spanien brach eine Revoluzion aus. Undankbare und eiserne Willkührherrschaft Ferdinands VII. hatte dieselbe gerufen. Portugal erhob die Waffen; Neapel und Piemont forderten eine gesezlichere Herrschaft. Die alten Helden des griechischen Volkes begeisterten ihre sklavischen Enkel zum Kampfe für die Wiedergeburt der ehrwürdigen Hellas. Die Kabinete wurden überrascht; aber die Flamme der Empörung war angezündet. Wer vermag sie zu löschen? Es wurden Kongresse gehalten. Die heilige Allianz bot Alles auf, die Flamme zu unterdrücken. Es wurde ihr wenigstens vorläufig der Stoff

zu weiterer Verbreitung genommen. Wer möchte behaupten, daß die Flamme selbst gänzlich unterdrückt sei! Die Kongresse von Karlsbad, Aachen, Wien, Troppau, Laibach und Verona: was haben sie in Beziehung auf die Zukunft gewirkt? konnten sie die Elemente der Völkerbewegung wirklich unterdrücken? Wir sahen zwar die Revoluzionen in Neapel und Piemont von Oesterreich, und die in Spanien und Portugal von Frankreich unterdrückt: allein war die Flamme auch verdeckt, erloschen war sie nicht. Man sah nur zu gut ein, daß der grossen Mächte lezstes Bestreben dahin gehe, die Konstituzionen überhaupt zu suspendiren und das absolut monarchische Prinzip aufrecht zu erhalten. Auch in Bajern zweifelte man an dem redlichen Bestreben der Regirung, die Verfassung gegen äussere Angriffe zu schüzen, das bewies die Bemühung derselben, die Wahlen zur dritten Ständeversammlung in ministeriellem Sinne zu leiten.

§. 345.

Dritte Ständeversammlung 1825.

Am 2. März 1825 wurde die dritte Versammlung der Stände eröffnet und am 12. September geschlossen. Unwillig hatte ein grosser Theil des Volkes diese Versammlung zusammen kommen sehen, denn man fragte mit allem Rechte, warum die Regirung die Verfassung nicht vielmehr ganz aufhebe, da es ihr vor den Aeusserungen einer Oppositzion bange sei, und da manche Individuen, besonders Staatsdiener oder solche, die in ihre Kategorie gehörten, keinen Urlaub als Deputirte erlangen konnten. Die Hauptsache aber, welche der Regirung einige Scheu beibrachte, war der Beginn der zweiten Finanzperiode von 1825 bis 1831. Nicht mit Unrecht mußte der Regirung vor der Gewissenhaftigkeit der Stände in der That bange sein, denn es handelte sich um die Deckung eines während der ersten Finanzperiode gemachten Defizits von sechs Millionen viermal hundert tausend Gulden. Zwar war das ganze Budget von 31 Millionen auf 29,126,600 Gulden herabgestiegen und die Einnahmen auf

29,132,260 Gulden festgesezt; allein die Staatsschuld war mit obiger bedeutender Summe vermehrt.

Auf diesem dritten Landtage wurden meistens Geseze von lokalem Interesse gegeben. Uebrigens wurde eine Pensions-Amortisazionskasse errichtet, derselben eine Dotazion von 1,800,000 Gulden, dann der Ueberschuß der Stempelgefälle 162,000 Gulden und aus der Centralstaatskasse 708,000 Gulden angewiesen. Das Edikt über die Familienfideikommisse wurde erläutert; Kreditvereine der bajerischen Gutsbesizer errichtet; das Wechselrecht und die Wechselgerichtsordnung in jenen Theilen des Königreiches, wo beide noch nicht bestanden, eingeführt; die Eingangszölle verschiedener landwirthschaftlicher Erzeugnisse, Fabrik- und Manufakturwaaren, aufgehoben oder herabgesezt; die Heimatsverhältnisse, die Ansässigmachungen und Verehelichungen, das Gewerbswesen und die Behandlung der Distriktsumlagen vester gestaltet und bestimmter normirt, kurz so manches Gute, aber nicht selten auch, besonders im Gewerbswesen, so manches Schlimme zu Tage gefördert.

§. 346.

Vater Max I. Tod.

Unter allen Stürmen der Zeit hatte Max im glücklichen Kreise seiner erlauchten Familie, kindlich geliebt und verehrt von seinem Volke, die Tage seines 69jährigen Lebens vollendet. Es war am 12. Oktober 1825, als die Bajern im ganzen Vaterlande den festlichen Namenstag ihres Königs feierten. Niemand ahnete, daß dieser Tag der lezte für den geliebten König sein werde. Zwar hatte ihn schon einmal in Baaden eine Art von Schlagfluß berührt; allein diese Prüfung war vorüber gegangen und vergessen. Wer freilich den geliebten König genauer betrachtete, sah, wie er zusehends alterte. Groß konnte die Hoffnung auf eine allzu lange Dauer seines Lebens nicht sein. Doch, daß die Freude so schnell mit Trauer verbittert werden würde, daß Maxens 69. Namenstag auch der lezte Tag seines Lebens sein werde, das glaubte Niemand. Am 12. Oktober

Abends hatte der russische Gesandte, Graf von Woronzow, zu Ehren des königlichen Greises einen festlichen Ball veranstaltet. Maximilian wohnte damals in seiner Sommerresidenz zu Nymphenburg, und, um den Ball zu verherrlichen, fuhr er mit seiner geliebten Gemahlin zu dem abendlichen Feste, kehrte jedoch schon nach neun Uhr wieder nach Nymphenburg zurück. Seinen Dienern gab er den Auftrag, ihn am andern Morgen eine Viertelstunde länger schlafen zu lassen. Diese Viertelstunde ging vorüber, nach ihr noch längere Zeit, und der König gab kein Zeichen seines Erwachens. Endlich übermannte heftige Unruhe die Diener, und als sie in's Zimmer traten, lag König Max I. ruhig, wie er gelebt hatte, in den Armen des Todes.

Als an demselben Morgen die Trauerkunde nach der Hauptstadt eilte, ergriff heftiger Schmerz alle Gemüther. Man sah aus den zahllosen Thränen, die für den geliebten König geflossen sind, daß ein Vater gestorben war. Wie wollten wir erst den Schmerz der erlauchten Königin und der ganzen königlichen Familie schildern! Bei solchen Gelegenheiten hat die Sprache keine Worte. Wer einmal einen geliebten Vater verloren hat, der kann allenfalls fühlen, wie schmerzlich es für ein Volk sein muß, einen allgeliebten König zu verlieren. Genug! Vater Max I. ist seinen Bajern unvergeßlich.

§. 347.

Rückblick auf das fünfte Kapitel.

In einer trüben Zeit mit kraftvoller Hand das Ruder eines Staates zu behaupten, ist eine schwierige Aufgabe. Max I., von den Zeitereignissen fortgetrieben, wie so viele Fürsten in unserem Jahrhunderte, gab seinem Volke eine Konstituzion. Mit Jubel und im Vertrauen auf deren Wirksamkeit für eine bessere Zukunft, wurde sie von den Bajern aufgenommen. Der tiefe Beobachter sah durch sie leider oft mehr Stürme kommen, als entfernt werden. Partheien erhoben sich schon in der ersten Ständeversammlung; sie waren nicht zu vermeiden. Die erste Kammer rivalisirte mit der zweiten. Das war in allen konstituzionellen Staaten der Fall.

Ein hohes Budget steigerte die Finanzen des Staates. Ein etwas ungeregelter Staatshaushalt zwang zur Vermehrung der Schulden. Die Stände konnten zwar die allgemeine Verwendung der Staatseinnahmen sehen; allein der Druck, der durch die vielen Kriege entstanden war, blieb grossentheils auf dem Volke lasten. Ein schwieriger Umstand für die künftige Regirung. Wir sahen mit inniger Theilnahme so manches schöne Familienglück dem königlichen Wittelsbacher zu Theil werden. Der erlauchte Greis schlürfte die Freude mit vollen Zügen, und wer möchte ihn darum beneiden! Würden alle Diejenigen, welche ihm dienten und durch ihn dem Vaterlande, denselben redlichen Willen, wie er, gehabt haben, so wäre vielleicht manche Kollision zwischen der Regirung und den Ständen beseitiget geblieben. Es war eine tiefbewegte Zeit. Ihre Stürme zu rufen, statt entfernt zu halten, war eine politische Sünde. Maximilian I. trug wenig zu den Sünden seiner Regirungsperiode bei. Er wollte das Beste seines Volkes, und wenn es nicht erreicht wurde, so ruhte die Schuld wenigstens nicht auf seinen Schultern. Was er Gutes gethan, davon wird die späteste Nachwelt in den Geschichten der Könige ein höchst ehrenvolles Zeugniß ablegen. In den Annalen der vaterländischen Geschichte nimmt er einen der ersten Pläze ein. Liebe zu seinem Volke und Ehrfurcht vor dem Geseze war seine Aufgabe, und er hat sie stets mit majestätischer Würde gelöst, so viel es an ihm lag, sie zu lösen.

§. 348.

Rückblick auf die ganze maximilianische Periode.

Das war eine höchst wichtige Zeit, eine vom Größten bis zum Kleinsten höchst denkwürdige Periode. Ihre Grundlage ist die französische Revoluzion; ihr meister Inhalt Napoleon mit seiner großartigen Wirksamkeit, und ihr Schlußsaz — die Verfassungsurkunde. In einem Zeitraume von 25 Jahren geschah in Europa, und also auch in unserem Vaterlande, so Vieles, als die Geschichte kaum Großartigeres in 24 Jahrhunderten aufzuzählen vermag. Den Geschichtsforscher, den Denker in

dem Buche der Menschenschicksale ergreift Staunen, Wehmuth, Freude und Schmerz; wenn er all das Grosse, was während dieser kurzen Zeit geschah, in einem geistigen Ueberblicke zusammenfaßt. Wir reden von Alexander dem Grossen, von Cäsar und von Karl den Grossen mit einer gewissen Scheu. Wir staunen ihre Thaten an, wir bewundern ihre Energie; und doch, wenn wir unsere Zeit ins Verhältniß zu den Zeiten jener grossen Männer sezen, fühlen wir uns gezwungen, den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts als eine viel wichtigere Periode in der europäischen, wie in der Vaterlandsgeschichte anzuerkennen. Ein grosses Drama — und wer möchte sagen, es sei vollendet! — ein Drama voll Blut, voll Krieg, Schrecken und düstere Frieden haben wir spielen gesehen. Es begann mit der ersten französischen Revoluzion. Eine solche Revoluzion, wo der Wahnsinn mit der Vernunft um alle Schrecken in der Politik wie in der Moral buhlt, kennt die Geschichte nimmer. Die Anarchie mit allen ihren dem menschlichen Tiger angebornen Grausamkeiten ward losgelassen. Alles religiöse Gefühl wurde in den Staub getreten, und nur Raserei war fähig, ganz Europa zum Kampfe gegen eine zügellose Anarchie zu fordern. Wie unendlich schwer lastet die Pflicht, ihre Völker vernünftig zu erziehen, auf den Schultern der Regirungen! Schnell ist das Verdammungsurtheil gesprochen; schnell behauptet, der Verfall der Religion sei Ursache an den revoluzionären Auswüchsen der Menschen im neunzehnten Jahrhunderte; aber wenn ein unerzogenes Kind in dem Zustande einer verwilderten Natur die Authorität des Vaters über den Haufen wirft, kann man darum das Kind verdammen, ohne zuvor den Vater gerichtet zu haben? und wenn man ein Urtheil über Völker aussprechen will, muß man nicht zuvor fragen: wer hat diese Völker wohl oder übel erzogen? wem ist daher die erste Zurechnung über politische Verbrechen zuzuerkennen?

Es ist leider wahr, die erste französische Revoluzion ist verabscheuungswerth; sie zeigt die französische Nazion in einem entsezensvollen Lichte. Aber wenn wir die Grundlage dieser Revoluzion mit bitterem Ernste ins Auge gefaßt haben, so werden

wir nicht sowol das Volk, als vielmehr diejenigen verurtheilen müssen, welche die Pflicht hatten, dasselbe zu erziehen. Unterthanen und Fürst, Volk und Regirung sind eine grosse Familie. Jene Rechte und Pflichten, die die Natur in die kleine Familie gelegt hat, darauf hat sie auch die grosse gebaut. Wenn die Kinder der kleinen Familie eine schlimme Erziehung geniessen, so tragen die Eltern die erste Schuld; denn ihnen liegt es ob, die unbehilfliche Natur behilflich zu machen; und wenn ein Volk den Gehorsam, die öffentliche Moral und die friedliche Haltung im Staate verliert, so ist es zunächst die Regirung, welche gerechter Weise die Folgen dieses Verlustes tragen muß. Hierin entscheidet der Saz nichts, daß es schwer sei, ein Volk zu regiren. Ja es ist schwer, aber es ist möglich; denn Beides lehrt die Geschichte. Es ist doch gewiß nicht schwer, zu bestimmen, daß dort, wo der Regirung die Kraft und die Liebe des Volkes mangelt, wo ihr selbst alle moralische Haltung gebricht, unmöglich ein richtiger Zustand der Dinge vorhanden sein könne, daß Gährungen und zulezt bei fortgesezter Unbehilflichkeit der Regirungen sogar Revoluzionen entstehen müssen. Es ist ja nicht das Erstemal, daß wir diese Lehre aus der Geschichte ableiten. Leider sind die meisten Blätter derselben mit solchen der Menschheit unwürdigen Elementen besudelt.

Auch die französische Geschichte hat uns derlei trübe Ereignisse vor die Seele geführt. Die tausend Opfer haben geblutet; der Jakobinismus mit allen seinen Schrecken hat durch die Adern der ganzen Welt gezittert. Kein Volk ist von seinen Regungen in zwei Hemisphären verschont geblieben. Mit Blut begann das neue Jahrhundert; möge die Vorsehung und die Weisheit der Regirungen es nicht mit Blut enden lassen! Der Mensch ist doch wahrlich zu etwas Anderem bestimmt, als zum Morde seines Nebenmenschen! —

Auch unser Vaterland blieb von den Regungen einer gährenden Zeit nicht verschont. Der Strom der Ereignisse ergoß sich auch über unsere gesegneten Fluren. Da kam Vater Max zur Regirung. Kaum hatte er den Thron bestiegen, kaum war die freudige Botschaft durch die Gaue des Landes gedrungen:

„ein väterlicher Wittelsbacher ist wieder unser Fürst;“ als die Posaune des Krieges von den Ufern des alten Rheins herauf schmetterte und unsere Söhne zum Kampfe rief. Eine natürliche Politik gebot uns, das Panner der Freiheit an der Seite Oesterreichs gegen den erwachenden Unterdrücker des Continents zu erheben. Die Schlacht von Hohenlinden verkündete den Sieg des tapferen Feindes; der Friede von Lüneville wurde geschlossen. Bajern gewann in diesem Frieden eine Gebietserweiterung; aber das Vaterland sollte nur deswegen grösser werden, damit es dem fränkischen Stolze als eine tüchtige Vormauer gegen österreichische Grösse gelten konnte. Alle politischen Anordnungen Napoleons zum scheinbaren Besten seiner Bundesgenossen, dienten der Grösse des Eroberers selbst. Doch König Max, mit tüchtigen Räthen versehen, schritt über die eigennüzige Politik des fränkischen Machthabers ruhig hinweg. Freilich gewann in den Seelen seiner Räthe manche fränkische Neuerungssucht Eingang; aber unter den vielen Organisazionen treffen wir doch auch eine grosse Zahl wohlberechneter und für das Vaterland sehr nüzlicher Schöpfungen. Die Klostersäkularisazion schadete in vieler Beziehung, aber nüzlicher und rühmlicher waren die Bemühungen der Regirung in Beziehung auf eine bessere Begründung der Polizei und des Justizwesens; der Administrazion; des Handels und der Kultur. Es lag ein moralisches Bestreben in der Regirung, das Volk auf alle Weise zu heben. Das bemerkte man an der Errichtung vieler gemeinnüziger Anstalten und Organisazionen des Militärs.

Während aber die Regirung auf friedlichem Wege fortfuhr, das Wohl ihrer Völker dauernd zu begründen, zwang Napoleon den ermatteten Republikanern eine Kaiserkrone ab, und um sie glänzender zu behaupten, trug er Stoff zu neuen Kriegen in die Welt. Es entstand die dritte Koalizion zwischen Oesterreich und Rußland. Bajern begann von nun an sein Blut für die ehrgeizigen Entwürfe des Eroberers zu versprizen. Die Schlacht von Austerliz führte den Preßburger Frieden herbei, schuf Bajern zum Königreiche, gab dem Rheinbunde sein Entstehen und warf das morsche teutsche Reich ganz um. Preussen hatte dem

unglücklichen Kampfe mit einer eben so unglücklichen Politik von Ferne zugesehen. Mit Unwillen nahm es die Verlezung seines neutralen Gebietes durch die napoleonischen Heeresmassen auf. Aber Napoleon konnte einen solchen Unwillen nicht ertragen; der preussische Krieg war die Folge. Mit so fürchterlicher Tapferkeit, Schnelligkeit, Ausdauer und Erfolg war noch kein Krieg gekämpft worden, als dieser. Bei ihm durfte man wohl sagen: Napoleon kam, sah und siegte. Die Schlachten von Jena, Eylau und Friedland folgten sich wie Donnerschläge; der Friede von Tilsit krönte das ganze Werk. Die preussische Monarchie war niedergeworfen, und nur die Gnade des Eroberers gönnte ihr noch einige Existenz.

Von nun an müssen die Mächte des Rheinbundes geduldige Diener der napoleonischen Grösse sein. Mit gerechtem Unwillen bemerkt die tief gebeugte österreichische Macht das Wachsen der französischen Willkühr. Es naht das Jahr 1809 und mit ihm ein neuer österreichischer Krieg. Bajerns tapferes Heer befreundet sich zum Drittenmale mit den französischen Waffen. Die Schlachten von Wagram und Aspern entscheiden neuerdings zum Vortheile des französischen Uebermuthes; aber in den Thälern des alten Breonenlandes sucht ein Völklein ungekünstelten Sinnes die verlorne Herrschaft der Habsburger wieder zu gewinnen. Die Tiroler Insurrekzion steht als ein ewiger Schandfleck in der vaterländischen Geschichte. Solche Grausamkeiten, wie sie damals begangen wurden, sind nur mit jener Grausamkeit in Kategorie zu stellen, welche einst der Agilolfinger Gariwald II. an den gastlichen Bulgaren verüben ließ. Der Friede von Schönbrunn begünstiget auch die Unterwerfung der insurgirten Tiroler unter die Herrschaft ihres Mutterlandes. Der Friede kehrt wieder über die erschöpften Fluren des Landes. Es beginnen neue Organisazionen; denn Bajern ist grösser geworden. Es bedarf aber auch einfachere Administrazion und mehr gesicherte und unabhängige Justiz. Kurz währt die lang ersehnte Ruhe.

Napoleon schreitet fort zum höchsten Gipfel seiner Macht. Nicht zufrieden, den österreichischen Szepter an sein Interesse durch Bande des Blutes geknüpft zu haben; nicht zufrieden mit

der Herrschaft in Italien, in Spanien und Teutschland; nicht zufrieden mit der gefälligen Furcht kleiner und grosser Kabinete; Rußland sollen seine Heere betreten. Den Thron der Czaren will er zu einer Brücke nach Indien machen, um dort dem stolzen und ausdauernden Albion den lezten Schlag beizubringen. Aber dieses Ziel durch russische Steppen zu erreichen, ist eine zu schwierige Aufgabe. Die mörderische Schlacht an der Moskwa bricht ihm zwar die Bahn in's Herz des russischen Reiches; aber der unselige und unvermuthete Brand von Moskau donnert den grossen Kaiser von seiner schwindelnden Höhe plözlich herab. Die ganze Geschichte der Menschheit weiß uns keinen so fürchterlichen Rückzug aufzuweisen, wie der war, welchen Napoleon unter zahllosen Gefahren mit seiner sogenannten grossen Armee von den Trümmern Moskaus aus vollführte. Er zeigte das Elend und den Jammer in der bedauerungswürdigsten Grösse. Doch auch dieser Rückzug vermag den Helden nicht zu beugen; er opfert die Trümmer seiner Armee und fliegt nach Paris, um eine neue zu schaffen. Mit ihr kommt der erschütterte Kaiser nach Leipzig. Preussen hat seine tief beleidigte Nazionalehre mit den russischen Interessen verbunden. Oesterreich vergißt die Bande des Blutes, die dasselbe an den Eroberer ketten. Eine neue Coalizion wirft die französischen Heere in der Völkerschlacht bei Leipzig zurück. Bajern vereinigt sein neugeschaffenes Nazionalheer gemäß den Bestimmungen des Rieder Vertrages mit Oesterreichs Fahnen. Wrede fliegt nach Hanau, um die geschlagenen Trümmer des napoleonischen Heeres aufzuhalten und zu vernichten. Aber es sind keine Trümmer, sondern ein um seine höchst prekäre Existenz kämpfendes Ganzes. Wer vermöchte 80,000 fliehende Feinde aufzuhalten mit 30,000 wenn auch höchst begeisterten Truppen. Napoleon geht über den Rhein, die Alliirten folgen. Nochmal beweist Napoleon seine Meisterschaft im Felde; er umgeht die Alliirten, schlägt sie einzeln und scheint sie sogar zum Frieden zwingen zu können. Da wird Paris übergeben, und Napoleon nach Elba verwiesen. Der erste Pariser Friede konstituirt den Wiener Kongreß. Die grossen Monarchen der erschütterten Europa versammeln sich in der österreichischen

Hauptstadt; den Beschwerden der Völker soll abgeholfen, das monarchische Prinzip bevestiget und durch Konstituzionen liberalisirt werden. Die Legitimität soll fortan als der lezte Grundsaz aller Staatsregirungen gelten. Da wird das diplomatische Konzilium durch die kühne Landung Napoleons bei Frejus auseinander geschreckt. Eine neue und furchtbare Coalizion entsteht; aber auch der von den wankelmüthigen Franzosen überall mit Entzücken aufgenommene Kaiser rüstet sich fürchterlich zum entscheidenden Kampfe. Die Preussen werden bei Ligny geschlagen; aber bei Waterloo zum Leztenmale die Franzosen. Napoleon kehrt von seiner Höhe herabgestürzt nach Paris zurück, dankt ab, geht nach England und wird von den rächenden Britten nach Helena geführt; dort zeigt man dem Wanderer das verwahrloste Grab des Helden.

Europens Fürsten athmeten leichter, als sie den Thronenstürmer auf felsigem Eilande wußten. Der Friede kehrte auf die durch das Getümmel des Krieges oft verheerten Fluren zurück. Auch wir Bajern begrüßten ihn freudig. Die Regirung arbeitete wieder kräftiger an dem Hebel des Staates. Der Wiener Kongreß suchte eifriger das Wohl der Völker zu begründen und dauernd zu sichern; es entsteht die teutsche Bundesakte. Ihr dreizehnter Artikel verspricht den Völkern Konstituzionen. Auch Bajern erhält von seinem Könige eine solche. Viele glaubten, es sei zu früh gewesen, eine solche zu geben; das Volk hielt den Zeitpunkt für recht. Sehr natürlich. Die erste Ständeversammlung wird eröffnet; die erste Kammer stellt sich als unabhängige Schüzerin des streng monarchischen Prinzips dar. Es entsteht die Opposizion in der zweiten Kammer, Behr und von Hornthal an ihrer Spize.

Ernster gestalten sich die Zeichen der Zeit zwischen der ersten und zweiten Ständeversammlung; die Portugiesen erheben sich kühner, freimüthiger, als je, die Spanier. Auch in Italien erkräftigt sich die Flamme des Aufruhrs; sogar die ehrwürdige Hellas schüttelt ob den türkischen Ketten ihr greisiges Haupt. Alles will Freiheit, Konstituzionen und Entfesselung. Da versammeln sich die Monarchen dort und da. Es wird beschlos-

sen, das reine monarchische Prinzip vest und unwandelbar zu handhaben. Französische Truppen ziehen nach Spanien; österreichische und russische nach Italien. Die Konstituzionen dieser Länder werden aufgehoben, die unumschränkte Monarchie wieder hergestellt. Aber wer möchte behaupten, daß die Flamme selbst gänzlich gedämpft sei, vollkommen erloschen? Griechenland kämpfte fort, obgleich Mahmud die Angesehensten der unterjochten Nazion dem grausamsten Tode weihte. Wenn unter solchen äusseren Stürmen man im Vaterlande wenig gute Hoffnungen für die Aufrechthaltung des beschränkten monarchischen Prinzips hegte, war's kein Wunder. Viele glaubten, die Konstituzion werde aufgehoben werden; sie wurde es nicht, obgleich Viele ihre Aufhebung wünschten. Die zweite Ständeversammlung bewies die Absicht der Regirung, an der einmal gegebenen Verfassung vest zu halten. Die Oppozizion wurde jedoch kleiner und unschädlicher gemacht; alles gieng daher so ziemlich ruhig vorüber. Vater Max erlebte viele Familienfreuden; mit wahrhaft ergreifendem Jubel feierte ganz Bajern sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Da wurde die dritte Ständeversammlung 1825 eröffnet. Schwer, meinte man, drücke die immer höher steigende Schuldenlast auf das Land, welches durch den langwierigen Krieg ohnehin sehr verarmt sei. Doch wurde das Budget herabgesezt.

So kam denn der 13. Oktober 1825, und die herbe Bothschaft durchhallte das ganze Vaterland: „Vater Max ist todt." Friede seiner Asche, Anerkennung seinen Verdiensten, und Glück und Heil seinen Nachfolgern. So lange ein redliches Herz in einer bajerischen Brust schlägt, so lange wird Vater Max in der dankbaren Erinnerung seiner Nachwelt leben. Gott erhalte Wittelsbach!

§. 349.

Pragmatischer Ueberblick der ganzen bisherigen Vaterlandsgeschichte.

So sind denn über zweitausend Jahre in den Strom der Vergangenheit hinabgerollt, seit wir den historischen Boden un-

seres Landes betreten haben; eine lange, eine inhaltreiche, eine vollwichtige Zeit. Aber wie schnell verrannen sie! Wie ein Tropfen im Meere, so liegen diese vierundzwanzig Jahrhunderte hinter uns. Sie sind im Vergleich zur Ewigkeit ein matter Windeshauch. Welche großartigen Betrachtungen aber thürmen sich in unserer Seele auf, wenn wir auf diese Jahrhunderte zurückschauen! — Bajern! werdet ihr's dem Einzelnen verargen, wenn er am Schlusse des Tages mit seinen Handlungen Rechenschaft hält? Fällt die Rechnung gut aus, er ist zufrieden; ist sie unglücklich ausgefallen, so läßt ihm der gütige Himmel gewiß noch einen neuen Tag, an welchem er die neue Rechnung auch besser machen kann. Jene moralischen Pflichten, die das Individuum hat, leben auch in den Völkern. Auch die Völker sollen vorwärts gehen auf der Bahn des Guten. Auch die Völker sollen sich in den Zeitabschnitten ihrer Geschichte fragen, ob sie eine gute oder schlechte Rechnung zu machen vermögen! Ob sie mit ihrer Vergangenheit zufrieden sein können oder nicht. Das Heil oder Wehe der Zukunft hängt an diesem Gedanken. Bajern! ist es uns möglich, eine gute Rechnung zu machen? Sind wir in der Völkermoral so weit vorgerückt, daß wir mit uns zufrieden sein können? Sind wir im Stande, den Maaßstab der Tugend an unser häusliches und öffentliches Leben zu legen? Sind wir bei dem Streben nach politischer Freiheit auch in der That moralisch frei? Sind wir Männer der Art, daß unsere Enkel uns einst segnen werden? Strömt die beseligende Christusreligion in unseren Adern? Zerreissen keine Partheien unsere Nazionalität? O! wer möchte auf alle diese ernsten Fragen gebührend antworten? Die Zeit allein vermag über uns zu richten; sie wird es thun. Ihrem ernsten Urtheile entgeht der Staub des Menschen nie. Sorgen wir also, daß uns die Zukunft gut beurtheile! An uns liegt es. Die wahre Freiheit des Menschen lebt nur in seiner Moral. — Schauen wir nun auf die vierundzwanzig Jahrhunderte zurück! Fragen wir, was wir in ihnen geworden sind, und ob wir mehr oder weniger hätten werden können!

Mit einer in das graueste Alterthum hinauf klingenden

Sage beginnt unsere Geschichte, mit den Wanderungen der Völker aus Asien, dem lezten Heimatlande aller Menschen. Dorther kamen die Kelten, die germannischen Stämme und die Slaven. Die Kelten zogen am Weitesten gegen West, die Germanen blieben im Herzen von Europa, und die Slaven umgränzten gegen Nord und Ost bis in's tiefste Mittelasien hinein die beiden Bruderstämme. Die Kelten oder Galler lernen wir aus der düsteren Vorzeit am Ersten kennen. Aus ihnen wuchsen die Bojer hervor, und daher werden wir heute noch Bajern genannt. Die Bojer begannen ihre Wanderungen schon im sechsten Jahrhunderte vor Christus. Völker wandern, wenn sie von dem Boden, worauf sie wohnen, nicht mehr ernährt werden können, oder wenn sie von Anderen besiegt die mütterliche Scholle fliehen müssen. Livius erzählt uns den milderen Grund der bojischen Wanderung. Er sagt, Ueberzahl und Kriegslust habe die bojische Jugend zu Wanderungen bewogen. Wir lernten die Anführer dieser tapferen Schaaren schon frühzeitig kennen. Bellowes und Sigowes sind gleichsam die ersten Repräsentanten unserer Geschichte. Um ihre Waffen im Dienste fremder Herren zu erproben oder sich eine bessere Heimat zu suchen, ziehen sie aus, der eine nach Italien, sagt Livius, der Andere nach teutschem Süden. So sollen Bojer auch in unsere Heimat gekommen sein, oder vielmehr nach jenem Lande, das heute noch den Namen der bojischen Heimat (Bojenheim, Böheim, Böhmen) trägt. Wann dieses geschehen und wie lange sie sich in der neuen Heimat niedergelassen haben, weiß auf ganz zuverlässige Weise uns kein Geschichtschreiber zu sagen. Die Römer wußten von Jeher höchst wenig von den Kelten und ihren Wanderungen, und das Wenige klingt wie ferne Sagen. Schweift doch selbst die römische Urgeschichte in hundert Mährchen über; um wie viel mehr muß dieß der Fall dann sein, wenn sie von Völkern schreiben, deren Dasein sie nur aus fernen Sagen kannten!

Wir begegneten aber einer bedeutenden Anzahl wandernder Bojer und ihrer Stammesbrüder, der Helvetier. Cäsar schlug beide; wies die Helvetier in ihre Heimat zurück, den Bojern aber schenkte er Size in Gallien. Das von ihnen oder von an-

deren ihrer Namensbrüder früher bewohnte Land blieb von nun an leer, und man nannte es die Bojerwüste, oder das verlassene Land der ehemaligen Bojer — Deserta Bojorum. —

Von den in unserem Vaterlande nicht mehr hausenden Bojern können wir also nicht abstammen, weil, als die Römer die Breonen in den Alpen besiegten und in das flache Land bis an die Donau heraus ihre militärischen Linien rückten, dieselben keine Bojer mehr getroffen haben. Sie trafen vielmehr nur ihre nun leere frühere Heimat. Dieses Land besezten also die Römer militärisch; sie legten in demselben Kunststrassen und Waffenpläze an, wie die Strassen von Augsburg nach Salzburg; von Augsburg nach Regensburg, Passau und Wien; von Innsbruck nach Kempten und Augsburg; von Innsbruck über Ponsoeni nach Regensburg und Passau waren. Sie stationirten da und dorthin Kohorten, in die Hauptpläze Legionen. Sie verbanden die Donau durch eine Circumvalazionslinie (Teufelsmauer) mit dem Rheine. Alles dieses thaten sie, um die gegen Süd und West herandringenden Teutschen gleichsam abzuhalten. Aber die Slaven drängten auf die Germannen, diese also fortan auf die Römer, welche dadurch gezwungen wurden, einzelne, kleinere oder grössere, germannische Stämme in ihre Länder als Kolonisten aufzunehmen. Die römische Staatsverfassung zerfiel aber immer mehr, und die Folge war, daß die Teutschen stets kräftiger auf den morschen Staatskörper drückten und ihn endlich niederwarfen. Die Donau wurde von ihnen überschritten, die Teufelsmauer stürzte ein, und das römische Reich zerfiel in Trümmer.

Die Germannen zogen also auch in unser Vaterland und wurden in römischer Vermischung unsere Vorältern. Während aber die Völkerwanderungen fortdauerten, hörten wir keinen Laut der vaterländischen Geschichte. Wir konnten keinen hören; denn es ist noch von keinem eigentlichen Volke die Rede. Die neuen Nazionen sind erst im Entstehen gewesen; es gab noch keine regelmässige Staatsverfassung. Selbst der heilige Severin weiß auf seinen apostolischen Wanderungen Nichts von Bajern. Erst im sechsten Jahrhundert nennt uns Jornandes die Bajo-

barn als Nachbarn der Sueven, demnach als Bewohner unseres Vaterlandes. Von nun an wissen wir also von dem Dasein der Bajobarn — der Bewohner oder Bebauer des alten Bojerlandes.

Aber nur flüchtig bemerkt uns der genannte Geschichtschreiber dieses Völkchen. Erst Paulus Diakonus weiß uns ausführlichere Notizen darüber zu liefern. Nach ihm können wir allenfalls annehmen, daß der Name „Bajobarn" ein Collektivname für die aus den nördlichen Gegenden der Donau eingedrungenen „Rugier, Turzilinger, Scyren und Heruler" ist. Die von den Longobarden gegen Süden vorwärts gedrängten teutschen Stämme mögen also zunächst unsere ersten Voräl-tern sein. Daß sich unter ihnen auch zurückgebliebene Römer vorgefunden haben, ist nicht schwer anzunehmen. Schwieriger ist die Annahme, als seien auch Bojer dabei gewesen; denn zwischen ihren und den Wanderungen der Teutschen liegt ein zu grosser Zeitraum. Uebrigens haben wir Bojer in Asien und in Gallien gefunden; in unserem Vaterlande aber zur Zeit der Römer keine mehr.

Aus dem Gewirre der Völkerwanderungen traten wir am Ende des sechsten Jahrhunderts heraus und fanden die Agilolfinger als bajobarische Herrscher. Garibald I. eröffnete die Reihe; Tassilo II. schloß sie. Der mächtigere Franke hatte uns Gesetze gegeben und seine Herrschaft aufgedrungen. Bis er seinen Zweck erreichte, kostete es einen harten Kampf; aber dem Grossen konnte der Kleine nicht für immer Widerstand leisten. Mit besonderem Interesse erinnern wir uns gewiß noch an die hochgefeierte Theodelinde und ihre Schicksale im Lande der Longobarden. Die Sklavenkriege stehen uns eben so lebhaft noch vor der Seele. Das grausame Schicksal des heiligen Emeram, die eifrigen Bekehrungen des teutschen Apostels Bonifazius, des heiligen Ruperts als des Gründers von Salzburg, des heiligen Korbinian und anderer um die Einführung des Christenthums in unserem Vaterlande hochverdienten Männer. Wir sahen Diözesen entstehen und Erzbisthümer erblühen. Unfreundlich begegnete uns der unselige Kampf zwischen den Agilolfingern und

den Franken. Die in religiöse und politische Partheien zerspaltenen Longobarden konnten uns endlich auch nicht helfen. Hätte aber Tassilo II. Karl dem Grossen mehr Vertrauen und weniger unpolitischen Troz entgegen gesezt; so dürften die Agilolfinger vielleicht fortan den Thron ihrer Väter geziert haben. Unwillig hörten wir die eigenen Vasallen den lezten Agilolfinger an den mächtigen Franken selbst verrathen. Ein trüber Fleck in der vaterländischen Geschichte; aber nicht der lezte der Art. Der unglückliche Agilolfinger wurde von uns zum Leztenmale vor den Schranken des Frankfurter Reichstages als Mönch gesehen. Für die Geschichte ist das agilolfingische Geschlecht von nun an verloren. Es erscheint die karolingische Periode. Ein in jeder politischen Beziehung ausgezeichneter Mann, Karl der Große, beginnt sie und Ludwig das Kind endet dieselbe. Eine gewiß traurige Zeit, wo man mit dem Grossen anfängt und mit dem Kleinen endet. Doch gewann unter den Karolingern auch unser Vaterland einige Vortheile. Karl der Grosse erweiterte seine Gränzen, verbesserte durch Herstellung der Markgrafschaften das Militärwesen, durch kaiserliche Missen die Verwaltung, durch Abhaltung von Landtagen die Justiz, durch Synoden die kirchlichen Einrichtungen, kurz er leistete oft Unerwartetes in Bajern und seinen vielen übrigen Provinzen. Daß er als ein Apostel des Krieges die Bekehrung der Sachsen zum christlichen Glauben mit dem Schwerdte unternahm, war für den Zweck der versöhnenden göttlichen Lehre selbst nicht passend; allein dem rohen Zeitalter muß man Vieles vergeben. Die großartige Idee, durch einen Kanal den Rhein mit der Donau zu verbinden, stammt von Karl dem Grossen. Vorurtheile allein vermochten das begonnene Werk zu unterbrechen. Karl, der höhere Genius seiner Zeit, stirbt. Ihm folgt Ludwig, der Fromme. Was der Vater Grosses zu bauen unternommen, stürzt unter dem Sohne wieder in Trümmer. Es ist wahrhaft empörend, den Kampf der Söhne mit ihrem Vater zu sehen. Dieser Unglückliche versöhnt die undankbaren Kinder nur durch seinen Tod. Unter seiner wankenden Oberherrschaft herrschten in unserem Vaterlande zuerst sein Sohn Lothar als König von Bajern, nach ihm Ludwig II. oder

der Teutsche, welcher ganz Teutschland unter seiner Botmässigkeit erhielt. Seit dieser Zeit gab es eine teutsche Monarchie, oder vielmehr eine oberlehensherrliche Krone über kühn empor wachsende zahllose geistliche und weltliche Vasallen. Es entstand aber auch das französische Reich. Anfangs hatten wir unter Ludwig, des Teutschen, Minderjährigkeit eine vormundschaftliche Regirung im Vaterlande, später erfaßte Ludwig die Zügel der Gewalt selbst mit kühner Hand. Der Vertrag zu Verdün 843 sicherte dem teutschen Reiche eine fortan unabhängige Existenz. Unter dem teutschen Ludwig begannen die Kriege gegen die Ungarn und Normannen. Um nun seinen eigenen Schultern einige Erleichterung zu gönnen, zugleich aber die seiner Söhne an die Herrschaft und Regirung zu gewöhnen, theilte auch Ludwig, der Teutsche, die vom Vater ererbte Monarchie. Karlmann erhielt dadurch Bajern, und führte die Regirung über unser Vaterland auch nach des Vaters Tode fort. Im Jahre 880 folgte ihm sein Bruder, Ludwig, der Jüngere. Der Normannenkrieg wurde heftiger. Schon 882 starb der immer krankhafte Ludwig III., ohne den Normannen einen erfolgreichen Widerstand geleistet zu haben. Die Wormser Normannenschlacht unter seinem Nachfolger, Karl dem Dicken, bewies zur Genüge, daß auch dieser kein würdiges Glied der karolingischen Dynastie gewesen ist. Schon 887 wurde Karl der Dicke von seinen eigenen Grossen abgesezt. Wie viel diese damals über die durch die Zeit legitim gewordenen Herrscher vermocht haben, läßt sich nachholen. Ganz Teutschland wurde ein Guerillasreich. An Karl des Dicken Stelle kam Arnulf, der natürliche Sohn Karlmanns, Herzog von Kärnten. Traurig steht es von nun an um die teutsche Monarchie. Der König ist Vasall seiner Grossen. Sie können wählen und absezen nach Gutdünken. Trauriges Schicksal für das teutsche Volk, dessen moralische und politische Interessen von nun an dem Egoismus seiner Grossen zum Opfer gebracht werden müssen. Bajern wird in diese Verwirrung hineingezogen; es weiß nicht, wie. Barbarische Einfälle von Aussen, verwirrte Rechtsverhältnisse im Innern; durchaus keine Spur von höherer Civilisation. Kein Friede. Die Krone ist

eine Gnadensache der Grossen geworden. Eine armselige Würde war das Königthum Italien, ein Vasallenland der teutschen Krone. Zwei Armeen hatte Arnulf dort durch die Pest verloren. Ueberall Krieg, nirgends Friede. Ungarn und Slaven, Bulgaren und Griechen kämpften um Sein oder Nichtsein. Kaiser Arnulf hatte von Italien eine schleichende Krankheit mitgebracht. Er stirbt am 8. Dezember 899 beinahe lebendig von den Würmern verzehrt. Arnulf war unglücklich, und wie soll ein Monarch nicht unglücklich sein, welcher bei dem beßten Willen, seine Völker zu beglücken, von Seite seiner Räthe und Grossen durchaus nicht den Beistand empfängt, dessen er bedarf. Arnulf soll ein Verwandter des späteren bajerischen Heerführers Luitpold gewesen sein. Wahrscheinlich ist diese Verwandschaft, aber erwiesen noch nicht. Luitpold ist der Stammvater des wittelsbachischen Hauses in Bajern und Griechenland.

Nach Arnulf bestieg den teutschen Thron Ludwig das Kind. Was wollen wir von einer Periode erzählen, die weder Einheit der Verwaltung noch eine geregelte Justiz kennt. Mit dem Tode Ludwig des Kindes ist die karolingische Dynastie in Teutschland erloschen. Was Karl der Grosse gegründet hatte, Schönes und Edles, hatte der Zahn der Zeit auch wieder verzehrt. Die Legitimität war erstorben. Um das Entstehen einer Neuen kämpfen die Teutschen von nun an ohne Unterlaß. Unser Vaterland war bei diesem ganzen Streite zu bedauern. An seine Spize traten sogenannte Wahlherzoge. Provisorische Herrscher, welche heute kommen und morgen gehen, bei denen der eine oft wieder zerstört, was der andere aufgebaut hat. Ihre Reihe beginnt Arnulf I., ein Mann voll vesten Sinnes, im Kriege geübt und voll körperlicher Kraft, im Frieden aber nicht selten ein eisener Herr. Er wollte unabhängig werden von dem teutschen Throne und von seinen Vasallen, wie einst der lezte Agilolfinger. Sein Streben war umsonst, wenn auch edel und für seines Volkes Beste berechnet. Endlich, nachdem er selbst die Mühseligkeiten der Verbannung gefühlt hatte, mußte er sich auch unter die neue Ordnung der Dinge bequemen und den neuerwählten König anerkennen. Die Hierarchie war nicht gut auf ihn zu sprechen. Er

verfuhr auch in Beziehung auf diese mit vieler Unabhängigkeit. Dafür trug er den Beinamen des Bösen mit in's Grab, und erst das achtzehnte Jahrhundert war im Stande, diesen Namen aus der Geschichte zu vertilgen. Die erste Kloster-Säkularisazion treffen wir unter seiner Regirung. Arnulf starb 937. Nach ihm wählten die Grossen des Landes seinen Sohn Eberhard zum Herzoge. Auch dieser wollte seinem Vater nachahmen, und die Unabhängigkeit des Vaterlandes in Beziehung auf die teutsche Krone behaupten. Die Folge war seine Absezung. An seine Stelle trat ein königlicher Günstling, Berthold I. Damals saß der kräftige Otto I. aus dem sächsischen Hause auf dem teutschen Thron, und leitete mit kraftvoller Hand die Zügel der Regirung über Teutschland und Italien. Berthold war sein Freund. Sein Wahlspruch hieß: „treu und redlich" und er führte ihn mit tüchtiger Kraft aus. Im Jahre 948 starb er. Nach ihm suchten die sächsischen Kaiser ihre eigenen Familienglieder dadurch unschädlich zu machen, daß sie denselben deutsche Herzogthümer verliehen; und so kam denn auch Bajern in die Hände des kaiserlichen Bruders, Heinrichs des Zänkers. Schon dieser Name konnte uns allenfalls zeigen, wie viel das Vaterland Gutes oder Böses unter ihm gewonnen habe. Höchst merkwürdig ist seine Periode durch die grosse Hunnenschlacht am Lechfeld 955. In demselben Jahre starb auch der dem Bajern aufgedrungene Herzog Heinrich. Ihm folgte mit Umgehung der bajerischen Wahlrechte sein Sohn Heinrich II., Neffe Kaisers Otto I. Ein eiserner Charakter, kriegerisch, hochstrebend und herrschsüchtig. Seine vielen und grossen Plane konnte er nicht ausführen. Er ließ sich in eine Verschwörung gegen den Kaiser ein, und die Folge war seine Absezung. Ihm folgte Otto I., ein Freund und Günstling Kaisers Otto II. Die Abhängigkeit des Herzogs und seines Landes war damit nur vollkommener ausgesprochen. Die fürchterliche Sarazenen-Schlacht 982 bei Tarent kämpfte der Herzog eben so unglücklich mit, als der Kaiser. Otto I. starb an seinen Wunden in demselben Jahre. Ihm folgte Heinrich III., auch Hezilo genannt, mehr nach legitimen Grundsäzen Her-

zog unseres Vaterlandes. Großes konnte er während seiner kurzen Regirungsperiode nicht ausführen; aber geliebt war er von seinen Bajern. Er entsagte zu Gunsten des ehemaligen Herzogs Heinrich II. der Regirung. Dieser starb nach vielen nüzlichen Einrichtungen 995. Nach ihm übernahm die Zügel der Regirung sein Sohn Heinrich IV. Wir kennen ihn auch in der teutschen Geschichte als Heinrich den Heiligen. Die Bürgerkriege konnte der fromme Fürst nicht unterdrücken. Aberglauben und Finsterniß nahmen zu. Das ganze teutsche Volk zitterte vor der lezten Nacht des Jahres 999; denn der Eremit Bernhard von Thüringen hatte geweissagt, daß die Welt in jener Nacht zu Grunde gehen werde. Die Welt ging nicht unter, wohl aber verschlimmerten sich ihre Menschen. Nachdem Herzog Heinrich IV. als Heinrich II. zum teutschen Kaiser erwählt worden war, bestieg den vaterländischen Herzogsstuhl Heinrich V., der Bruder der heiligen Kunigunda, Gemalin Kaiser Heinrichs, des Heiligen. Wenig geschah unter seiner Regirung, welche er 1004 angetreten hatte. Viele Schenkungen verabreichte er an die Kirche. Die Geistlichkeit hielt ihn deswegen in hohen Ehren. Sein Bruder sezte ihn ab, aber im Mai 1018 erhielt er die herzogliche Fahne wieder. Er starb 1026. Die Periode der Wahlherzoge, in so fern dieselben ihre Existenz gewissermassen den teutschen Königen zu verdanken hatten, ist vorüber. Wir trafen in ihr den vollwichtigen historischen Saz: um das Interesse, um die materielle Macht kämpften Könige und Kaiser, Bischöfe und Adel; nur das Volk, das arme und moralisch niedergetretene Volk kämpfte in seiner entehrenden Sklaverei um Nichts, als das Bischen Erde, woran seine stumpfe Seele hing. Die sächsischen Kaiser, im Begriffe eine unabhängige Monarchie zu begründen, gaben sich alle Mühe die Herzoge unseres Vaterlandes als Vasallen der Krone in gänzliche Abhängigkeit zu versezen. Bajern war nichts weiter, als ein machtloses Anhängsel des teutschen Reiches. Jeder Stoß, der vom Ganzen oder energischen Handeln eines Einzelnen ausgieng, prallte auf Bajern zurück, und riß dasselbe mit fort in den Strom der Begebenheiten. Und dennoch saß kein teutscher

Monarch vest auf seinem Throne; denn der Thron ruhte auf den schlüpfrigen Rücken der ehrgeizigen und auch zur Königswürde wahlfähigen Vasallen. Ganz Teutschland wurde nach und nach in fast unzählige Souveraineteten zerrissen. Daher kam es auch, daß wir während der Periode der Wahlherzoge von Seite der teutschen Könige durchaus keine oder eine unglückliche Politik im Vaterlande treffen. Ein solcher Herzog hatte drei Gewalten neben sich; den Adel, den Klerus und den König, allerdings genug, um seiner Regirung wenig Friede zu gönnen. Der Kampf begann, zu wessen Vortheilen und Nachtheilen er endete oder vielmehr fortgesezt wurde, haben wir gesehen. Nach der Periode der Wahlherzoge durch fremden Einfluß, treffen wir Bajern unter selbst gewählten Landesfürsten. Es erstanden die Provinzial-Landtage wieder, wo jedoch der Einfluß der teutschen Könige noch lange thätig geblieben ist. Die Reihe dieser Herzoge eröffnet Heinrich **VI.** Wir kennen ihn auch als teutschen König. Heinrich **VI.** war ein treffender und konsequenter Politiker, eine Eigenschaft, welche er nur in der lezten Zeit seines Lebens verloren hat. Als er zum König erhoben wurde, ließ er den Neffen der Kaiserin Kunigunde durch die freie Wahl des Volkes zum Herzoge erheben. Dieser war Heinrich **VII.** Nur sechs Jahre stand er am Ruder des Vaterlandes. Er starb von der Geschichte beinahe vergessen 1047. Nach ihm wurde eine neue Wahl veranstaltet und diese fiel auf Konrad **I.** Von ihm ist wenig oder nichts Pragmatisches zu sagen; er figurirte und wurde, weil er selbst im Kriege gegen die Ungarn nicht glücklich war, abgesezt. Nach ihm bestieg den herzoglichen Stuhl der Sohn Kaiser Heinrichs **III.**, Heinrich **VIII.** Für ihn hatte der Kaiser zwar eine Wahl in Regensburg treffen lassen, allein die Selbständigkeit der Wähler wurde durch den kaiserlichen Willen modifizirt. Heinrich **VIII.** ist in der Geschichte des ganzen teutschen Volkes sehr bekannt. Wir kennen ihn als den Feind Gregors **VII.** unter dem Namen Kaiser Heinrich **IV.** Voll Inkonsequenzen und Leichtsinn, unglücklich und leidenschaftlich, erinnerte er sehr an die Geschichte Ludwig des Frommen und seiner Söhne. Von seiner Regirung im Vaterlande ist Nichts zu

reden, denn als er die herzogliche Würde erhielt, war er drei Jahre alt. In seinem Namen regirte die Kaiserin Agnes.

Nach ihr übernahm die herzogliche Fahne durch freie Wahl des Volkes, Otto II. Wir kennen den tapfern Grafen von Nordheim, der selbst während seiner Absezungsperiode Ausgezeichnetes in den Kriegen gegen die Slaven geleistet hat. Zu seiner Zeit wurde der Kampf zwischen dem teutschen Königsthron und dem römischen Stuhle vorbereitet. Diese wenigen Herzoge, welche, um die Form gleichsam nicht zu verlezen, von dem Volke gewählt wurden, wie der teutsche König es wollte, sind gekommen und vorüber gegangen ohne wesentlichen Nuzen für das Vaterland. Nach ihnen erfaßten die herzogliche Fahne die Welfen, Babenberger und Heinrich der Löwe. Welf I. kaufte sich von Heinrich VI. das Herzogthum Baiern gleichsam. Ein und dreissig Jahre dauerte seine Regirungs-Periode, eine in der Geschichte höchst wichtige, ja man darf wohl sagen, die wichtigste Zeit. Fürsten und Völker, König und Papst waren während derselben in der heftigsten Aufregung. Bürgerkriege dauerten länger und heftiger als je. Sittenverderbniß nahm reissend zu; die Religion, der moralische Wandel der Völker ab. Jene Zeit ist die Grundlage der Reformation, und man darf wohl auch sagen, der Erscheinungen in unserer Periode. Welf I. war ein reicher Mann und daher wohl fähig, den leichtfertigen viel Geld nöthig habenden König zu unterstüzen. Er that's, und die Folge war die Verpfändung des bajerischen Herzogthums an den schlauen Italiener. Die Ereignisse in Italien mit Gregor VII., die Demüthigung Heinrich IV. vor Kanossa durch den Papst, der Kampf des Kaisers mit seinem Sohne Heinrich V., die Absezung desselben, kurz alles Grosse und Kleine, welches während der Periode des Kampfes zwischen Hierarchie, Aristokratie und Königthum vorgekommen ist, steht uns im frischen Andenken. Weder Kaiser Heinrich IV. noch Gregor VII. haben sich in jenem Kampfe ruhmvoll ausgezeichnet. Welf war, so lange er Nuzen von dem schlauen Papste zu ziehen hoffte, auf Gregors Seite. Sobald aber der Gedanke an diesen Nuzen in der Wirklichkeit verschwand, änderte sich auch die schlaue Politik

des durch Reichthum groß gewordenen Herzogs. Ihm lag nur an der Erwerbung der mathildischen Güter. Wir können wohl sagen, daß der hierarchische Kampf sich ganz anders gestaltet haben würde, wenn Welf eine redliche Politik befolgt haben würde. Wohl zu spät ergriff er des vielseitig betrogenen Kaisers Parthei wieder. Die Kreuzzüge begannen unter seiner Periode wieder. Welf I. machte, um seine Sünden abzubüssen, einen solchen mit und starb auf der Insel Cypern 1101.

Ihm folgte sein Sohn Welf II. Ein schöner Herr, dem jedoch mehr an sinnlichen Vergnügungen als an dem Ernste der Regirung lag. Aber er war ein ritterlicher Mann, der einmal an der Spize einer Gesandtschaft an den Papst sich mit den Worten vernehmen ließ: „Ihr Herren von Rom, ein solcher Streit kann nur durch das Schwerdt in euerer Stadt selbst geendet werden.“ Welf II. war überhaupt ein tapferer Kämpe, welcher das Interesse des teutschen Königs bei weitem mehr in's Auge faßte, als sein Vater. Als die Bürgerkriege sich wieder erneuerten, starb er 1120. Ihm folgte sein Bruder Heinrich IX., der Schwarze genannt. Sechs Jahre stand er an der Spize unseres Vaterlandes. An Regirungs Talenten war er arm, aber er besaß ein gutes Gemüth. Viel Gutes hätte er leisten können, wenn die Partheien im Reiche nicht alle Interessen verwirrt haben würden. Unter seiner Regirung sahen wir dem Religionskriege einigermassen Schranken durch das Wormser Konkordat gesezt. Nach Heinrich IX., welcher seine Herrschaft abgetreten hatte, kam Heinrich X. zur Regirung. Derselbe hatte den Beinamen, der Stolze. Die bajerische Geschichte nennt ihn einen Lichtpunkt unter ihren Regenten. Die Bürgerkriege hörten zwar unter ihm noch nicht auf, aber er wußte mit tüchtiger Gewalt seine Feinde zu behandeln. Auf Seite des Kaisers Lothar konnte er für die Ruhe seiner Staaten kräftig wirken, als wenn er ein Feind des Kaisers gewesen wäre. Was er seinem Kaiser gewesen und seinem Vaterlande Gutes erwiesen hat, ist allerdings würdig, von Jahrhunderten nachgeahmt zu werden. Die Hohenstaufen konnten ihn nur in der Geschichte höher dadurch heben, daß sie ihn vergifteten. Mit Heinrich X. endigte

eigentlich die ununterbrochene Periode der Welfen. Durch die Ereigniſſe, welche in derſelben vorgiengen, war ſie höchſt merkwürdig und ſie vermag uns einige Charaktere aufzuweiſen, die im ehrenvollen hiſtoriſchen Rufe vor uns ſtehen. Wir ſahen unter ihnen einen mächtigen Kampf im teutſchen Reiche ſich entwickeln, fortſchreiten und ſcheinbar enden, den Kampf zwiſchen dem Königthume und Rom. Leider bluteten die Völker der damaligen Zeit unter ihren eigenen Schwerdtern, nicht etwa um eine beſſere Verfaſſung der Politik oder der Civiliſazion zu erringen, vielmehr deßwegen, um dem Ehrgeize der einen oder der andern Parthei Vorſchub zu leiſten. Die Welfen waren im Ganzen eine nüzliche Dynaſtie für unſere Ahnen. Nach ihnen beſtieg Leopold I. unter Begünſtigung König Konrads den herzoglichen Stuhl. Seine Zeit war zu kriegsluſtig, als daß es ihm möglich geweſen wäre, ſie zu bändigen. Der Bruder des ermordeten Herzogs führte Krieg gegen ihn, und gegen dieſen waren wieder die Hohenſtaufen. Unter Leopold I. haben wir die Zärtlichkeit der Weiber von Weinsberg geſehen und von jener Zeit an ſtammt der Nazionalhaß zwiſchen Oeſterreich und Bajern. Die Regirungsperiode Leopolds iſt durch nichts weiter als durch Bürgerkriege merkwürdig. Nach ihm erhielt die herzogliche Fahne ſein Bruder Heinrich XI. mit dem Zunamen Jaſomirgott. Es war am 5. Mai 1142. Heinrich Jaſomirgott hatte die herzogliche Fahne aus den Händen des teutſchen Königs erhalten. Die Folge dieſes Geſchenkes iſt daher leicht zu erklären. Der Krieg zwiſchen ihm und Welf, welcher ſeine Anſprüche durchaus nicht aufgeben wollte, dauerte fort. Der Herzog mußte ſeine eigene Hauptſtadt belagern. Gegen Ungarn mußten die Bajern zu Felde ziehen. Neue Kreuzzüge kamen in Aufnahme. Auch unſer Landesherzog nahm das Kreuz. Glücklich kam er zurück. Unter ihm erhielt der Hohenſtaufe Friedrich I. die teutſche Kaiſerkrone. Heinrich Jaſomirgott entſagte dem Herzogthume Bajern zu Gunſten Heinrich des Löwen, und der Kaiſer erhob von nun an auch Oeſterreich zum Herzogthume. Heinrich XII. mit dem Beinamen der Löwe war ein nicht ſowohl tüchtiger Fürſt im Frieden, als vielmehr im Kriege ein tapferer Degen. Seine Politik

war im Durchschnitte ohne sichere Berechnung für die Zukunft. Er besaß eine doppelte Herzogswürde, Sachsen und Bajern. Sachsen hieng an ihm mit Liebe, Bajern mit Stolz. Unter seiner Regirung wurde die gegenwärtige vaterländische Haupt=Stadt München erbaut. Die Ursache dieser Erbauung war die Brücke bei Föhring, und der daraus folgende Kampf zwischen dem Herzoge Heinrich und dem Bischofe von Freising. Wie Heinrich der Löwe sein Herzogthum Bajern verloren habe, wissen wir, durch die Energie der Hohenstaufen und durch seine eigene einseitige und unrichtige Politik.

Aus der Hand des Kaisers Friedrich I. erhielt am 10. Juli 1180 der hochgeborne Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Aeltere, das dem Reiche anheim gefallene Herzogthum Bajern. Herzog Otto I. beginnt also die Dynastie der Wittelsbacher in unserem Vaterlande. Ein Vater war Otto und zwar ein strenger Vater für sein Volk, da es der Strenge bedurfte. Wie Jeder, der eine neue Dynastie beginnt, mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, so war es auch bei dem ersten Wittelsbacher der Fall; doch sein entschiedener Charakter für das Beßte seines Vaterlandes, seine Treue gegen den Kaiser, seine Tapferkeit im Kriege und seine von den Feinden selbst hochgeachtete teutsche Ehrlichkeit gewann ihm bald alle Herzen. Nur drei Jahre hat er regirt; aber ganz Bajern trauerte über seinen Tod. Nach ihm bestieg sein Sohn Ludwig I. den Herzogsstuhl. Ludwig war ein einfacher, ehrlicher Fürst ohne Falsch, von Natur aus gutmüthig und vesten Charakters, der die Liebe seines Volkes bis zum lezten Hauche besaß. Ein Wahnsinniger nur konnte ihn ermorden. Unter seiner Regirung ging Kaiser Friedrich I. auf einem Kreuzzuge zu Grunde. Die Türken drangen immer weiter heraus und in Teutschland nahte fortan mächtiger die Periode des Faustrechtes. Bürgerkriege zerfleischten auch unser Vaterland. Otto von Wittelsbach ermordete den König Philipp. Neue Kreuzzüge wurden angeordnet, ernster wurde die Trennung zwischen Staat und Kirche, und daher kam es, daß so manches Gute, welches Ludwig säete, im Keime erstickt wurde. Auf Ludwig I. folgte Otto II. mit dem Beinamen, der Erlauchte. Er

lebt im unvergeßlichen Andenken der Enkel seiner geliebten Bajern. Der Kampf zwischen dem Wittelsbacher und dem König Heinrich, die Kezer-Verfolgungen, die Bürgerkriege zwischen Geistlichen und Weltlichen und noch andere trübe Ereignisse zeichneten seine Periode aus. Sie ist würdig tüchtig, überdacht zu werden. Der durch widrige Schicksale so oft hart geprüfte Herzog kam in den Kirchenbann und starb während desselben an einem Schlagflusse. Die Anhänger des Papstes sagten, die Strafe des Himmels habe ihn getroffen. Von nun an kommt eine herbe Zeit für die Interessen des Vaterlandes, die Zeit der Theilungen. Wer wollte alle traurigen Folgen, die aus jener Periode herstammen, sich nicht tief in die patriotische Seele graben! Von nun an gibt es Oberbajern und Niederbajern. In Oberbajern und Rheinpfalz regirt Ludwig II., der Strenge genannt, in Niederbajern sein Bruder Heinrich I. Diese Theilungen hatten zunächst die Zwietracht im Vaterlande selbst zur Folge. Kriege und nichts als Kriege zeichnen die Perioden beider Regenten aus. Auf Ludwig II. folgte Rudolph und auf Heinrich I. Otto III. Zwischen beiden und nach Rudolf steht Ludwig der Bajer, eine wahre Zierde für die ganze vaterländische Geschichte. Wer erinnert sich nicht an die Schlachten von Gammelsdorf und von Ampfing, an den Kampf zwischen dem redlichen Kaiser und dem nach weltlicher Grösse strebenden Papst, an die Vergrösserung des Vaterlandes durch Tirol, Holland und Brandenburg; und wem entgeht die erfolgreiche Bemühung des Monarchen für das innere Beste seines Reiches! Ludwig der grosse Bajer, starb im Kirchenbanne; Niemand weiß sein Grab, aber die Geschichte bewahrt ewig seinen Geist.

Kaiser Ludwig hatte durch den Vertrag von Pavia die Untheilbarkeit des Vaterlandes ausgesprochen, doch umsonst. Nicht einmal die vom Kaiser gesezte Frist von 20 Jahren konnte man erwarten. Die Theilungen erfolgten schon 1349. Von nun an gibt es ein Bajern-München, ein Straubing-Holland, ein Bajern-Landshut und ein Bajern-Ingolstadt, endlich noch die Rheinpfalz. Die Provinzen Oberbajern und Niederbajern, Tirol und Görz, Brandenburg und die Niederlande fielen auf die

Ludwigische; die Rheinpfalz und Oberpfalz aber auf die Rudolphische Linie. Im Verlaufe der Zeit verloren beide Linien durch Ungeschicklichkeit oder Theilungszwiste Brandenburg, Tirol, Görz und die Niederlande. Am meisten Vortheile zog Oesterreich aus den bajerischen Theilungen. Die Churwürde selbst ging auf Pfalz über, und Bajern bestand aus nichts weiter, als aus zerrissenen Herzogthümern. Man sagt, die Unterthanen seien mit mancher kleineren Regirung zufriedener gewesen, als mit einer grossen. Das Institut der Landstände in Beziehung auf Steuerbewilligung, auf Verkauf oder Verpfändung von Staatsgütern, auf Uebertragung öffentlicher Aemter an Fremde, auf Beschliessung von Frieden oder Krieg, wurde allseitig ausgebildet. In Beziehung auf die Linie Bajern-München kennen wir Ludwig den Brandenburger und die Erwerbung Tirols durch seine zweite Gemahlin, Margaretha Maultasche. Ihm folgte sein Sohn aus der zweiten Ehe, Meinhard. Er starb kinderlos. Auf ihn folgte eigentlich Herzog Stephan II. von Niederbajern. Für ihn übernahm sein Sohn Johann das Herzogthum. Auf Johann folgten seine beiden Söhne Ernst I. und Wilhelm III. Wilhelm starb 1435 und Ernst regirte drei Jahre allein. Auf ihn folgte Albrecht III., der Fromme, und nach diesem kamen sogar seine fünf Söhne, Johann, Sigmund, Christoph, Wolfgang und Albrecht IV., der Weise genannt, zur Regirung. Von ihnen verdrängte jedoch einer den andern, bis Albrecht der Weise 1506 das Primogeniturrecht zum fortdauernden Besten des Vaterlandes herstellte. Straubing-Holland hatte folgende Regirungschefs: die Kaiserin Margaretha, nach ihr die doppelte Regirung von Wilhelm I. und Albrecht I., von Wilhelm II. und Jakobine. Nach ihr kam Holland in die Hände Philipps von Burgund. Bajern-Landshut hatte folgende Regenten: Stephan II., Friedrich I., Heinrich, Ludwig und Georg, die Reichen genannt. Nach dem Tode Georg des Reichen fiel Bajern-Landshut an Albrecht den Weisen zurück. Bajern-Ingolstadt besaß blos drei Herrscher; Stephan III., Ludwig VII. und Ludwig VIII. Nach dem Tode Ludwigs VIII. fiel Bajern-Ingolstadt an Bajern-Landshut, unter Heinrich dem Reichen. Während der Zeit die-

ser Theilungen wurden die Kirchenversammlung von Konstanz, die Synode von Basel und viele Reichstage zum Gedeihen des längst vermißten Landfriedens abgehalten, also die Reformazion und ein besserer politischer Zustand in Bajern durch die traurigsten Erfahrungen vorbereitet. Wir werden uns wohl noch erinnern; wer die Agnes Bernauer in die Donau werfen ließ; erinnern an die Einnahme Konstantinopels durch die Türken, und an den grausamen Hussitenkrieg. Im Jahre 1508 starb Albrecht der Weise und ihm folgte sein Erstgeborner Wilhelm IV. Es wollte zwar wieder die Sucht nach Theilungen in Bajern Wurzel fassen, allein Wilhelm wußte seinen Bruder Ludwig von diesem schmählichen Gedanken endlich doch abzubringen. Unter Wilhelm erstand aus den Trümmern der Vergangenheit die Reformazion. Wilhelm hielt vest an dem alten Glauben; ja er rief sogar die Jesuiten in sein Land und räumte ihnen die Erziehung des Volkes auf niederen und höheren Schulen ein. Wer wird es nicht wissen, warum man ihn den Standhaften genannt hat? Ihm folgte 1550 der in Beziehung auf religiöse Inquisizionen großmüthigere Sohn Albrecht V. Wie hier, wirkte dieser Herzog auch höchst wohlthätig in Beziehung auf die innere Politik seines Vaterlandes. Die Vestung von Ingolstadt, die Gemäldegallerie, die Bibliothek, das Münzkabinet, eine Schazkammer und ein Antikensaal, endlich das Jesuitenkollegium und viele zweckmässige Einrichtungen im Kriegswesen, die Edelmannsfreiheit, die vom Kaiser erholte Bestätigung des Primogeniturrechtes, kurz viel Grosses und viel Gutes hat Herzog Albrecht V. seinem Vaterlande erwiesen. Er starb 1579 und ihm folgte sein Sohn Wilhelm V., der wohlthätigste Freund der Jesuiten, welchen er das prächtige Kollegium sammt der Kirche in München erbauen ließ. Die frommen Väter nannten ihn den Gottseligen, ein Beiname, welchen er vollkommen verdiente. Er trat seine Regirung, um sich ungehindeter den Werken der Frömmigkeit widmen zu können, an seinen Sohn Maximilian I. 1598 ab. Herzog Maximilian I., der seine Würde durch einen Churhut erhöhte, und seine Ländereien mit der oberen Pfalz vermehrte, zeichnete sich in jeder Beziehung sowohl im Kriege wie im Frie-

den unter allen erlauchten Wittelsbachern aus. Eine achtungsvolle Bedeutung gab er seiner Militärmacht; er erweiterte die Vestung Ingolstadt, erhöhte den Ruf ihrer Universität, nahm die in die Reichsacht erklärte Stadt Donauwörth ein, stiftete die heilige Liga und wurde ihr Protektor. Seine Hauptpolitik ging darauf hin, die Katholiken auf alle Weise gegen die Protestanten in Schuz zu nehmen und die Protestanten selbst zu unterdrücken. Die Böhmen rebellirten gegen ihren Kaiser und erklärten Friedrich V., einen Wittelsbacher aus der rudolphischen Linie, zu ihrem Könige. Dieser Akt eröffnete das grosse Drama des dreissigjährigen Krieges. Die Schlacht am weissen Berge, die Eroberung von Niedersachsen, Pommern, Meklenburg und Hollstein, das Restitutionsedikt, die Eroberung und Zerstörung von Magdeburg, die Schlacht bei Leipzig, die Ankunft der Schweden an der Grenze von Bajern, die Verwundung Tillys bei Thierhaupten, die Belagerung von Ingolstadt, die Einnahme von Landshut, der Einzug Gustav Adolfs in München, das Verweilen des Königs in dieser Stadt, der Abzug der Schweden aus Bajern, die wechselseitige Beobachtung beider Feinde in den Lagern vor Nürnberg, die blutige Schlacht bei Lüzen und Gustav Adolfs Tod, die verheerende Pest im Vaterlande und alle erneuten Schrecknisse des Schwedenkrieges, die politische Vereinigung der Franzosen mit der protestantischen Union, der Tod Kaiser Ferdinands II., die Schlacht bei Nördlingen, die Ermordung Wallensteins, der Friede von Münster und die endliche Restituirung der politischen und religiösen Rechte der Protestanten im teutschen Reiche; alle diese, wie Wetterschläge, sich folgenden Ereignisse haben wir gesehen, und nicht vergessen den Fingerzeig Gottes in ihnen zu erkennen. Tiefe Wunden hatte der Krieg unserem Vaterlande geschlagen, und dem Churfürsten war es nicht mehr möglich, diese Wunden zu heilen. Er starb 1651. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand Maria in der Regirung. Unterstüzt von dem ausgezeichneten Minister Kurz suchte er die tiefen Wunden des dreissigjährigen Krieges mit der möglichsten Kraft zu heilen. Nicht um Rang und Glanz war es ihm zu thun, sondern um

das stille Glück seiner Familie und seines Volkes. Innig liebten ihn alle Bajern. Er erbaute die Theatinerkirche in München, gründete die Oekonomieschule in Schleißheim, hob Kunst und Wissenschaft, schlug die Kaiserkrone aus und starb 1679. Ihm folgte der von den Eltern lange fruchtlos ersehnte Sohn Maximilian Emanuel, ein ritterlicher und den Launen der Zeit gar oft huldigender Wittelsbacher. Er kämpfte die Schlacht bei Wien gegen die Türken mit, eroberte Ofen und erstürmte Belgrad; sein unruhiges kriegerisches Leben hat manche Wunde, die der Vater heilen wollte, wieder aufgerissen. Als ein trübes Ereigniß hörten wir von der patriotischen Schlacht bei Sendling, von der Besezung Bajerns durch Oesterreich, von der Flucht des Churfürsten in die Niederlande, von dem frühzeitigen Tode seines zum Könige von Spanien ernannten zweitgebornen Sohnes, von der Achtserklärung des Churfürsten und sahen endlich mit Freuden den Einzug des Landesherrn in seine Hauptstadt. Auch manches Gute hat Maximilian Emanuel gestiftet. Er starb 1726. Ihm folgte der mit seiner zweiten Gemahlin erzeugte Sohn Karl Albrecht in der Regirung. Wichtige Erfahrungen hatte derselbe gesammelt. Nicht immer hat er sie angewendet. Wie unter seinem Vater der spanische, so wüthete unter Karl Albrecht der österreichische Erbfolgekrieg auf den vaterländischen Fluren. Der Churfürst wurde zum teutschen Kaiser erhoben. Der Streit zwischen ihm und Maria Theresia würde eine für Bajern höchst nachtheilige Wendung genommen haben, wenn nicht Friedrich der Grosse gelebt hätte. Karl Albrecht starb 1745. Ihm folgte sein Sohn Maximilian Joseph III. Man darf wohl sagen, er war der Liebling seines Volkes und das Volk der Liebling seines Fürsten. Nicht, wie sein Vater, suchte er den Glanz des Landes nach Aussen, sondern im Innern. Er wollte keine andere Aufgabe in seinem Leben erfüllen, als die, seine Bajern zu beglücken. Er ist der Stifter der Akademie der Wissenschaften. Unter ihm erblühte Industrie, Handel und wahre Freiheit. Die Jesuiten hob er auf, und übergab die Erziehung des Volkes mancher besseren Hand. Als das Gift der Blattern sein Leben zerstört hatte, weinte ganz Bajern

ihm Thränen des aufrichtigsten Schmerzes nach. Mit ihm erloſch die ludwigiſche Linie und an ihre Stelle trat die rudolphiſche in der Perſon des Churfürſten Karl Theodor 1777 in die Erbfolge des wittelsbachiſchen Hauſes ein. Karl Theodor liebte das neue Vaterland nicht, und daher fand auch dieſes an ihm kein groſſes Behagen. Wenn Friedrich der Groſſe nicht geweſen wäre, ſo würde jener Wittelsbacher Bajern nicht ungerne an Oeſterreich verkauft haben. Karl Theodor ſah durch das erworbene Churfürſtenthum faſt ſeinen ganzen Lebenszweck verfehlt. Es iſt ſonderbar, aber es iſt wahr. Froher athmeten die Patrioten und das ganze Volk, als am 20. Februar 1799 Maximilian Joſeph, bisheriger Herzog von Pfalz Zweibrücken, als Erbe des verſtorbenen Churfürſten ſeinen Einzug in die Hauptſtadt hielt. Maximilian Joſeph IV. und als König I. war ein Wittelsbacher mit Leib und Seele, ein Vater ſeines Volkes und ſeiner erlauchten Familie. Groſſe Ereigniſſe fanden während ſeiner Regirung ſtatt, alle Folgen der franzöſiſchen Revoluzion. Napoleon machte den väterlichen Wittelsbacher zum Könige, um in Bajern ein Werkzeug ſeiner weltbeherrſchenden Rieſenplane zu finden. König Max blieb ſich unter allen günſtigen und ungünſtigen Stürmen der Zeit gleich. Viel Groſſes und Schönes hat ſeine Regirung geleiſtet; aber auch tiefe Wunden haben die fürchterlichen Kriege geſchlagen. Nur langer Friede und ausdauernde Sorge vermag ſie zu heilen.

So wäre denn die Geſchichte bajeriſcher Vergangenheit geſchloſſen. Wir beginnen eine neue Periode. Bevor wir aber ihren Anfang machen, wollen wir noch einmal die ganze Reihe vaterländiſcher Regenten aufzählen. Sie waren:

I. Agilolfinger.

1) Garibald I. 554 — 595.
2) Taſſilo I. 595 — 609.
3) Garibald II. 609 — 640.
4) Theodo I. 640 — 680.
5) Theodo II. 680 — 717; unter ihm und zum Theile nach ihm regirten das getheilte Vaterland ſeine Söhne

a) Theodebert 702 — 722.
b) Grimoald 702 — 725.
c) Theodoald 702 — 713.

6) Hugibert 725 — 737.
7) Odilo 737 — 748.
8) Tassilo II. 748 — 788.

Folglich gab es in der agilolfingischen Periode acht Hauptregenten und drei Nebenregenten.

II. Karolinger.

1) Karl der Grosse 788 — 814.
2) Ludwig I., der Fromme 814 — 817.
3) Ludwig II., der Teutsche 817 — 876.
4) Karlmann 876 — 880.
5) Ludwig III., der Jüngere 880 — 882.
6) Karl der Dicke 882 — 887.
7) Arnulf I. 887 — 899.
8) Ludwig IV., das Kind 899 — 911.

Folglich regirten acht Karolinger über unser Vaterland.

III. Wahlherzoge.

1) Arnulf II. 911 — 937.
2) Eberhard 937 — 938.
3) Berthold 938 — 948.
4) Heinrich I. 948 — 955.
5) Heinrich II. 955 — 976 und 985 — 995.
6) Otto I. 976 — 983.
7) Heinrich III. 983 — 985.
8) Heinrich IV. 995 — 1004.
9) Heinrich V. 1004 — 1009 und 1018 — 1026.
10) Heinrich VI. 1027 — 1039.
11) Heinrich VII. 1041 — 1047.
12) Konrad I. 1049 — 1053.
13) Heinrich VIII. 1053 — 1056.
14) Otto II. 1061 — 1070.

IV. Die Welfen.

1) Welf I. 1070 — 1101.
2) Welf II. 1101 — 1120.
3) Heinrich IX. 1120 — 1126.
4) Heinrich X. 1126 — 1138.
5) Leopold I. 1139 — 1141.
6) Heinrich XI. 1142 — 1156.
7) Heinrich XII. 1156 — 1179.

V. Die Wittelsbacher.

1) Otto I. major 1180 — 1183.
2) Ludwig I. 1183 — 1231.
3) Otto II. 1231 — 1253.

Nach Otto II., dem Erlauchten, treten die Theilungen ein, und zwar

A) Oberbajern und Rheinpfalz.

4) Ludwig II., der Strenge 1253 — 1294.
5) Rudolf I., der Lispelnde 1294 — 1304.*)

B) Niederbajern.

6) Heinrich I. 1253 — 1290.
7) Otto III. 1290 — 1312.

Seine Brüder:

8) a) Ludwig III. † 1297.
9) b) Stephan I. † 1310.
10) Ludwig IV. der grosse Bajer 1304 — 1347.

Unter ihm wurde Ober- und Niederbajern vereinigt und die Rheinpfalz in der Rudolfischen Linie gänzlich getrennt.

Nach seinem Tode wurde wiederholt getheilt, und zwar:

A) Linie Oberbajern Brandenburg.

11) Ludwig V., der Brandenburger 1347 (1323) bis 1361.
12) Mainhard, 1361 — 1363.
13) Johann (nach Stephan mit der Hafte) 1392 bis 1397.

---

*) Natürlich ist hier nur von der Regirungsperiode die Rede.

14) Ernst I. 1397 — 1435 und allein bis 1438; mit ihm
15) Wilhelm I. 1397 — 1435.
16) Albrecht III., der Fromme 1438 — 1460.

Nach ihm kam die gemeinschaftliche Regirung seiner Söhne
17) Johann † 1463.
18) Sigmund † 1501.
19) Christoph † 1493.
20) Wolfgang † 1514.
21) Albrecht IV., der Weise, und Gründer des Primogeniturrechtes 1447 — 1508, gemeinschaftlich und allein.

B) Linie Straubing-Holland.

22) Margaretha, Wittwe Ludwig des Bajers 1347 bis 1351.
23) Wilhelm II. 1351 — 1358 mit seinem Bruder
24) Albrecht I. 1351 — 1358 und Statthalter bis 1377 allein, dann regirender Herr bis 1404.
25) Wilhelm III. 1404 — 1417.
26) Jakobine 1417 — ihr wurde das Land geraubt.

C) Linie Bajern-Landshut.

27) Stephan II. mit der Hafte 1347 — 1375.
28) Friederich I. 1375 — 1392.
29) Heinrich II., der Reiche 1392 — 1450.
30) Ludwig VI., der Reiche 1450 — 1479.
31) Georg, der Reiche 1479 — 1503.

D) Linie Bajern-Ingolstadt.

32) Stephan III. 1392 — 1413.
33) Ludwig VII., der Bärtige 1413 — 1418.
34) Ludwig VIII., der Höckerichte 1418 — 1445.

Albrecht IV. vereinigte alle Gebietstheile von Ober- und Niederbajern in ein Reich und ihm folgten:

35) Wilhelm IV. 1508 — 1550.
36) Albrecht V. 1550 — 1579.
37) Wilhelm V. 1579 — 1598.
38) Maximilian I, 1598 — 1651.

Von nun an ist Bajern ein Churfürstenthum.

39) Ferdinand Maria 1651 — 1679.

40) Maximilian II. Emanuel 1679 — 1726

41) Karl Albrecht (als Kaiser VII.) 1726 — 1745.

42) Maximilian III., Joseph 1745 — 1777.

Mit ihm erlosch die Ludwigische und an ihre Stelle trat die Rudolfische Linie in

43) Karl Theodor 1777 — 1799.

44) Maximilian IV. Joseph (als König der Erste,) 1799 — 1825. Von nun an ist Bajern ein Königreich.

Wir zählen also vom ersten Agilolfinger an bis zu König Ludwig

a) 8 agilolfingische Herzoge;

b) 8 Karolinger, Kaiser und Könige;

c) 15 Wahlherzoge aus verschiedenen Häusern;

d) 7 Herzoge aus dem Geschlechte der Welfen und Babenberger;

e) 44 Wittelsbacher Herzoge und unter ihnen zwei Kaiser, sieben Churfürsten und einen König.

Möge der Ewige den fünfundvierzigsten Herrscher aus dem Blute der Schyren und den zweiten König unsers geliebten Bajerlandes noch lange segnen mit ungetrübter Freude; möge er schirmen das königliche Haus und seine Zweige ranken lassen in eine unabsehbare Zukunft! Alles mit Gott, Nichts ohne ihn!

Und so haben wir denn die Grabhügel unsrer Ahnen eröffnet gesehen. Gutes und Böses ist vor den Blicken unserer Seele vorüber gegangen. Hohes und Niederes haben wir bewundert oder verachtet. Daß im Größten, wie im Kleinsten Gottes weise Fügung walte; wer möchte die Ueberzeugung davon nicht in seinem Herzen tragen! Vertrauen wir dem ewigen Vater! Oft wurde das Schifflein unserer uralten Nazionalität im Sturm der Ereignisse hin und her geworfen. Die Bajern haben im Vertrauen auf Gottes Hilfe tapfer gerudert und kein Sturm hat das Schiff verschlungen. Mag da kommen, was will; rudern

auch wir mit kräftiger Hand, vertrauen auch wir unserem Steuermanne, dem Könige, wie die Ahnen es so oft gethan haben: dann wird jeder Sturm erfolglos an uns vorüber ziehen und auch wir werden zufrieden in den Hafen der Ruhe einlaufen, in welchen unsere unvergeßlichen Ahnen schon eingelaufen sind.

Und nun ohne Furcht und Zagen zur Geschichte unserer Zeit!

König Ludwig I.,

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Des Volkes Würde ist in Deine Hand gegeben;
Bewahre sie!
Sie sinkt mit Dir! Mit Dir wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane;
Still lenke sie zum Ozeane
Der grossen Harmonie! Schiller.

§. 348.

Abstammung und Familie Königs Ludwig I.

Ludwig I., Karl August, König von Bajern wurde am 25. August 1786 in Straßburg geboren. Sein höchstseliger Vater war König Max I., früher Churfürst von Bayern und Herzog von Zweibrücken. Seine Mutter war Wilhelmine Auguste, eine geborne Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Die Regirung trat Ludwig I. an am 13. Oktober 1825. Der König vermählte sich am 12. Oktober 1810 mit

Therese Charlotte Louise Friedrike Amalie, herzoglichen Prinzessin von Sachsen-Altenburg, geboren am 8. Juli 1792. Aus dieser Ehe wurden bis Jezt folgende Kinder erzeugt:

1) Maximilian, Kronprinz von Bajern, geboren am 28. November 1811.

2) Mathilde Caroline Wilhelmine Charlotte, königliche Prinzessin von Bajern, geboren den 30. August 1813.

3) Otto Friedrich Ludwig, Königlicher Prinz von Bajern und als Otto I. König von Griechenland, geboren den 1. Juni 1815.

4) Theodelinde Charlotte Louise Maria Anna Therese, königliche Prinzessin von Bajern, geboren den 7. Oktober 1816, gestorben den 12. April 1817.

5) Luitpold Karl Joseph Wilhelm Ludwig, königlicher Prinz von Bajern, geboren den 12. März 1821.

6) Adelgunde Auguste Charlotte Karoline Elisabeth Amalie Sophie Marie Louise, königliche Prinzessin von Bajern, geboren den 19. März 1823.

7) Hildegarde Louise Charlotte Therese Friederike, Königliche Prinzessin von Bajern, geboren den 10. Juni 1825.

8) Alexandra Amalia, königliche Prinzessin von Bajern, geboren den 26. August 1826.

9) Adalbert Wilhelm Ludwig, königlicher Prinz von Bajern, geboren den 19. Juli 1828.

Als König Ludwig I. geboren wurde, war sein höchstseliger Vater französischer General und Regiments-Commandeur in französischen Diensten. Des Königs erhabene Mutter war Wilhelmine Auguste, Tochter des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt. Ein schweres Gewitter zog sich in jener Zeit über dem politischen Horizonte Frankreichs zusammen. Der Blitz zuckte nieder und die Bastille stürzte unter den Faustschlägen eines entfesselten Pöbels. Maximilian floh mit seiner Familie nach Mannheim. Gefährlich wäre die Nähe wüthender Jakobiner für die zu einstigem hohen Berufe bestimmten Wittelsbacher gewesen. Wer das Haupt seines Königs abzuschlagen vermag, der schont auch seiner Kinder und Verwandten nicht.

Ludwig mußte also schon in seiner frühesten Jugend den Blutdurst einer fanatischen Zeit kennen lernen. Solche Erfahrungen aber prägen sich tief auch in junge Herzen. Der ächt christliche Sambuga vergaß nicht, das Gemüth des fürstlichen Knaben durch die Trümmer einer profanen Zeit hindurch

und zur erhebenden Religion zu leiten. Fortan ist diese göttliche Tochter ein beseligendes Erbstück des Sambugai'schen Zöglings geblieben. Die fränkischen Heereshaufen kamen näher und der in Mannheim allerdings gefährdete Vater Max mußte einen neuen Zufluchtsort suchen, Rohrbach bey Heidelberg. Dort war es im Jahre 1795, als der Bruder unsers höchstseligen Königs, Karl II., Herzog von Zweybrücken, kinderlos starb, und dadurch Maximilian Joseph Erbe des erledigten Herzogthums wurde. Prinz Ludwig zählte damals 9 Jahre. Ein Jahr später verlor der neue Herzog seine Gemalin. Sie starb am 30. May 1796. Den wirklichen Besiz des Herzogthums Zweybrücken hatte sie nicht erlebt, denn es war immer in Feindes Hand; aber mit der tröstenden Ahnung konnte sie sterben, ihr geliebter Gemal Max und ihr theurer Ludwig würden einst größere Besizungen erhalten, als Zweybrücken war. Carl Theodor, Churfürst von Bajern und Pfalz, hatte damals noch keine Kinder und zählte bereits 71 Jahre. Prinz Ludwig erhielt eine neue Mutter am 9. März 1797 in der Prinzessin Karolina von Baden-Hochberg. Das getrübte Familienleben des Herzogs wurde freundlicher durch diese vielseitig gesegnete Ehe. Am 16. Februar stirbt Karl Theodor und am 20. desselben Monats Abends $6\frac{3}{4}$ Uhr zieht sein Chur- und Landeserbe Maximilian Joseph durch die Thore der Hauptstadt München. Der längst Ersehnte war gekommen, an seiner Seite der hoffnungsvolle Churprinz Ludwig. Er zählte zwölf Jahre. Mit ausharrendem Eifer sezte derselbe seine Studien in der neuen Hauptstadt fort. Der glänzende Erfolg des jugendlichen Eifers wird belohnt. Der liebende Vater beschenkt den Prinzen mit den großen Insignien des St. Georgsordens, und verleiht ihm zugleich das Großpriorat desselben am 25. August 1801. Bereits ist der Churprinz 15. Jahre alt. Der Friede von Lüneville war geschlossen; Bajern hatte die Rheinprovinzen verloren. Am 14. April war Maximilian Joseph wieder in seine Hauptstadt eingezogen. Ruhiger konnte jezt der blühende Churprinz seine Studien verfolgen. Er bezog die Universität Landshut. Mit Feuereifer widmet er sich hier unter der Aegide ausgezeichneter Männer den einem künftigen Fürsten aus

dem erlauchten Geschlechte der Wittelsbacher nothwendigen Wissenschaften. Auch Göttingens Wilhelminische Hochschule besuchte der unermüdliche Churerbe. Ausgezeichnete Talente bekundet er überall. Um nun die vielseitig erworbene Theorie auch in die Praxis einzuführen, macht der Churprinz Reisen. Italien, Frankreich, Spanien liegen vor seinen sehnsuchtsvollen Blicken. Er sieht Roms großartige Denkmäler alter und neuer Kunst und von nun an tauchen sich Schiller's erhabene Worte in sein ganzes Leben:

„Im Fleiß kann Dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest Du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast Du allein."

Tief in die Betrachtungen dieser Göttin des Lebens versenkt trat er in die politisch bewegten Strassen von Paris.

Eben damals war es, als Oesterreich, im Gefühle seiner politischen Kraft, mit Unmuth die Gewaltschritte Napoleons troz den Bestimmungen des Lünevillers Friedens geübt sah. Bajern wird zur Theilnahme an dem bevorstehenden Kriege aufgefordert, während Ludwig in Frankreich weilt. Gefahr kann selbst seinem Leben drohen, wenn Max sich auf östèrreichische Seite neigt. Oesterreich will demohngeachtet Hilfe der Waffen. Max schlägt die Hilfe aus, und ergreift Napoleons Partei; Ludwig geht nach Straßburg, hört mit innerem Mißmuthe von den Siegen des Weltenstürmers; aber er gehorcht den großartigen Bewegungen seiner Zeit. In Linz huldigt er mit seinem Vater dem grossen Kaiser. Ungerne sieht er Napoleons Gewaltthätigkeiten; aber knirschend muß er dem Gewaltigen huldigen. Der Thronenstürmer ist mächtiger, als je. Um seiner Seele einen freieren Spielraum zu lassen, seinen Neigungen weniger Gewalt anzuthun, geht er nach England; dort sucht er die verlorne Freiheit wieder. 1806 bricht der Krieg gegen Preussen aus. Kronprinz Ludwig geht mit einer Division nach Preussisch-Polen. Seiner Tapferkeit in den Treffen bey Pultusk und Poplawy läßt Marschall Massena die verdiente Ehre wiederfahren. Aber der teutsche Ludwig trägt unwillig die Waffen zum Vortheile eines übermüthigen

Corsen. Jenen Groll, den er nicht öffentlich äußern darf, vertraut er seiner gereizten Leyer. Er geht 1807 mit dem königlichen Vater nach Mailand, um zum Zweitenmale dem französischen Kaiser die erzwungene Huldigung darzulegen. 1808 macht er Reisen in die Schweiz. 1809 bricht der Krieg gegen Oesterreich aus. Mit der ruhmwürdigsten Tapferkeit kämpft Ludwig bey Abensberg nnd Eckmühl. Napoleon gibt ihm hierüber selbst das ehrenvollste Zeugniß. Nach Salzburg führt er seine Schaaren und geht mit dem Generallieutenant Wrede gegen Oberösterreich, um die linke Flanke des französischen Heeres zu decken. Manches Gefecht kämpft er mit ausdauernder Tapferkeit. Nach dem Frieden von Schönbrunn führt Krouprinz Ludwig seine Division gegen die Tiroler Insurgenten. Speckbacher wird bei Mellek am 17. Oktober 1809 gänzlich geschlagen. Am 25. ziehen die Bajern in Innsbruck ein. Am 1. November kämpft Ludwig gegen die Rebellen am Berg Isel. Die Tiroler werden nach und nach unterworfen. — Am 12. October 1810 feyert der Kronprinz seine Vermählung mit der Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, Therese Charlotte Luise, und wird Gouverneur vom Inn- und Salzachkreis. Salzburg hat den biedern und emsigen Regenten lange nicht vergessen. Den Kriegsereignissen auf eine Zeitlang fremd geworden, weiht er sein Leben inniger als je wieder der Kunst. Die äginetischen Schäze in der Glyptothek beweisen heute noch die Früchte jener Bemühungen. Der russische Krieg bricht aus. Der Brand von Moskau steckt dem unersättlichen Eroberer ein fürchterliches Ziel, 30,000 Bajern fallen in dem durch Schlachten und Elemente gleich denkwürdigen Kampf. Da erhebt sich das teutsche Volk gegen Napoleon. Die Völkerschlacht bei Leipzig drückt die französischen Massen zurück. Bajern wendet sich auf österreichische Seite. Ludwig wird Generalkommandant der vaterländischen Landwehr. Der erste Pariser Friede ist geschlossen und der Wiener-Congreß eröffnet. Ludwig geht nach Frankreich. Die Schlacht von Waterloo wirft den fürchterlichen Sieger zum Zweiten- und Leztenmale von seiner schwindelnden Höhe herab. Kronprinz Ludwig bleibt Generalkommandant der Landwehr. 1816 wird auch Salzburg troz den Bemühungen

des Kronprinzen an Oesterreich abgetreten. Ludwig geht nach Würzburg. Eine schwierige Krankheit fesselt ihn an das Bett. Ganz Bajern jubelt über seine Wiedergenesung im Februar 1817. Eine Reise nach Italien vollendet die dem hohen Rekonvalescenten nöthige Stärkung. Er beschwört am 30. Mai 1818 die Verfassungs-Urkunde. Mit dem Wahlspruche: „Gerecht und beharrlich" besteigt er den 13. Oktober 1825 den Thron seiner Väter.

§. 349.

Nächste Ereignisse nach Maximilian I. Tode.

Es war am 13. Oktober 1825, an dem Tage der Gedächtnißfeier für die verstorbenen Mitglieder des militärischen Max Josephs Ordens, als die Nachricht von des Königs Tode die Bewohner der Residenz wie ein Blizstrahl durchzuckte. Man sah an den tausend Thränen, was Maximilian seinem Volke gewesen war. An demselben Tage Nachmitags 2 Uhr verkündigte der Reichsherold jene Nachricht folgender massen: „Nachdem der allmächtige Gott nach seinem unerforschlichen Rath und Willen den allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten König und Herrn Maximilian Joseph diesen Morgen aus der Zeitlichkeit abgefordert hat, so wird dieser höchst traurige Fall öffentlich bekannt gemacht. Seiner Majestät dem gegenwärtig regierenden Könige Ludwig wurde hievon unverweilt die allerunterthänigste Anzeige gemacht, dessen allerhöchste Befehle gewärtiget werden." Es wurden sodann die Truppen der Residenz beeidigt, und der gleiche Befehl durch das ganze Königreich gesendet. Am 15. Oktober Nachmittags 4 Uhr wurde die entseelte Hülle des verstorbenen Königs von Nymphenburg nach der Königlichen Residenz unter einem höchst feierlichen Zuge gebracht. Dieser Zug war schaurig anzusehen. Die grosse Masse der in Spalier aufgestellten Truppen, und die zahllose Menschenmenge, die dem Zuge zusah, gab während desselben weder Laut noch Bewegung; nur ein tiefes wehmüthiges Schluchzen, das sich von Ort zu Ort vernehmen ließ, wo der Leichenwagen vorüber fuhr, verkündete den allgemeinen Schmerz. Um 6½ Uhr kam der Zug vor der königlichen Residenz an, der Sarg wurde herabgenommen und nach

den üblichen Ceremonien auf das Paradebett in die Hofkapelle gebracht. König Ludwig befand sich noch in Brückenau; doch reiste derselbe nach erhaltenem Kourier sogleich ab. Am 18. Okt. war der Begräbnißtag des unvergeßlichen Königs. Nachmittags 3 Uhr sezte sich unter dem Geläute der Glocken und unter Abfeurung von 101 Kanonenschüssen der feierliche Zug in Bewegung. Alle Stellen, Behörden, Korporationen und das ganze Militär begleiteten die geliebte Leiche. Der Zug gieng von der königlichen Hofkapelle durch die Königstrasse über den Maxplatz zum Karlsthore herein in die Karlsstrasse, Kaufingerstrasse an der Hauptwache vorüber in die Weinstrasse, Theatiner Schwabingerstrasse zur Hofkirche zum heiligen Kajetan. Dort empfieng die Hülle des hohen Verblichenen die gesammte Geistlichkeit. Der Leichnam wurde in der Kirche auf eine hohe Estrade gesezt, die Todesvesper abgebetet und von dem Herrn Erzbischofe die Einsegnung verrichtet, sodann der Sarg in die königliche Gruft gebracht, dieselbe mit zwei Schlössern verschlossen und doppelt versiegelt. An demselben Tage Nachts 10 Uhr traf Seine Majestät König Ludwig I. in München ein. Am 19. Oktober leistete der neue König in feierlicher Versammlung der königlichen Staatsminister und der Mitglieder des Staatsrathes den durch Titel 10 §. 1. der Staatsverfassung vorgeschriebenen Eid, über welchen Akt eine Urkunde verfaßt und in das Reichsarchiv hinterlegt worden ist. An demselben Tage Nachmittags wurde die Vigil für den verstorbenen König in der Kajetan Hofkirche, und der weitere Seelengottesdienst an den drei folgenden Tagen abgehalten. Der König ordnete eine Landestrauer von einem Jahre an. Wie in München, so wurden die Trauerfeierlichkeiten im ganzen Königreiche abgehalten. Nachdem Ludwig I. den obengenannten Eid abgelegt hatte, sprach derselbe:

„Ehe Ich euch den eben geschwornen Eid abgelegt, hielt „Ich Mich durch den bei Einführung der Verfassung von „Mir geleisteten schon für eben so verpflichtet. Dasjenige, „was der von Mir gesprochene Eid als König an der „Stelle Meines erlauchten Vaters, dessen Andenken Mir „ewig theuer und unvergeßlich seyn wird, Mir auferlegt

„zu erfüllen, habe Ich den beßten Willen und erwarte „von der Gnade Gottes, daß er Mir die Kraft dazu ver„leihen werde! Schwer ist es, nach einem Könige, wie „der uns Entrissene war, zu herrschen, ihn zu erreichen, „unmöglich.“

So bestieg denn König Ludwig I. den Thron seiner Väter. Schwierig war die Aufgabeder Regirung, aber dieser König nahm sich vor, mit aller Kraft dieselbe zu lösen.

§. 350.

Regirungs-Antritts-Verkündigungs-Patent Sr. Majestät des Königs Ludwig I. von Bayern.

„Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern. Entbiethen Männiglich Unsern Gruß und Königliche Gnade zuvor.

Nachdem der allmächtige Gott nach seinem unerforschlichen Rath und Willen den allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten König und Herrn Maximilian Joseph, König von Bayern, Unsers vielgeliebten und hochverehrtesten Herrn Vaters Königliche Majestät, aus dieser Zeitlichkeit abgefordert hat, und durch diesen hohen Todesfall das Königreich Bayern in der Gesammtvereinigung aller seiner älteren und neueren Gebietstheile nach den Bestimmungen der Verfassungsurkunde auf den Grund der Staats- und Haus-Verträge Uns als nächstem Stammfolger nach dem Rechte der Erstgeburt und der agnatisch-linealen Erbfolge angefallen ist, und Wir davon vollständigen Besiz ergriffen und die Regirung des Königreichs angetreten haben:

Als wollen Wir Uns zu sämmtlichen Ständen, Bürgern und Unterthanen in den Städten und auf dem Lande, auch allen Bediensteten und überhaupt allen Unserer Erblande Angehörigen, welchen Standes, Würde und Wesens sie immer sein mögen, gnädigst versehen, daß Sie Uns von nun an für ihren rechtmässig und einzigen Landesherrn so willig als pflichtmässig erkennen, Uns unverbrüchliche Treue und unweigerlichen Gehorsam leisten, so fort in allen Stücken sich, wie es pflichtbewuß-

ten Unterthanen gegen ihre von Gott verordnete Landesherrschaft und Obrigkeit gebührt, gegen Uns bezeigen werden.

Wir geben denselben dagegen zu erkennen, daß Wir den im Titel X. §. 1. der Verfassungsurkunde enthaltenen Eid bereits abgelegt haben.

Damit aber durch diesen Todesfall der Gang der Regirungs- und Justizgeschäfte nicht unterbrochen werde, oder zum Schaden des gemeinen Wesens einiger Aufenthalt entstehe, so ist Unser Befehl, daß sämmtliche Collegien und Behörden im ganzen Königreiche ihre Verrichtungen provisorisch und bis auf Unsere nähere Bestimmung gebührend und nach ihren aufhabenden Amtspflichten fortsezen, die amtlichen Ausfertigungen von nun an unter Unserem Namen und Titel, wo solches vorgeschrieben ist, erlassen, bei der Siegelung aber sich der bisherigen Siegel so lange, bis Ihnen die neu zu verfertigenden werden zugestellt werden, bedienen sollen.

Wir wollen alle Bediensteten an den von ihnen geleisteten Verfassungs- und Dienst Eid besonders erinnert haben, und versehen Uns gnädigst, Unsere gesammten Stände, Unterthanen und Diener werden dieser ersten von Uns als ihrem angebornen rechtmässigen Landesherrn an sie gerichteten Aufforderung sich treugehorsamst fügen, wogegen Wir ihnen mit Königlicher Huld und Gnade wohl beigethan verbleiben.

Gegeben in Unserer Haupt- und Residenz-Stadt München, den drei und zwanzigsten Oktober achtzehnhundert fünf und zwanzig.

Ludwig.

(L. S.)

Graf von Thürheim.

Somit ergriff denn König Ludwig I. die Zügel der Regirung. Er war zum Throne gebildet worden und hatte Gelegenheit genug gehabt, die krankhaften Zustände seiner Zeit kennen zu lernen und wohl auch die Mittel zu erforschen, sie zu heilen. Grosse Erwartungen hegte das In- und Ausland von seiner Regirung. Der gesunkene Staatshaushalt seufzte nach Erspar-

nissen und Kredit. Die Kunst gewann an ihm einen theilnehmenden und wirksamen Beschüzer. Die Wissenschaft konnte fortan schöner blühen; der Friede und das moralische Wohl des Volkes kräftigere Wurzeln schlagen. Die Stände konnten sich inniger an den Thron reihen und den redlichen Willen ihres Monarchen unterstüzen. Das Volk konnte einsehen lernen, daß wenn man Rechte verlangt, man auch Pflichten haben muß, und daß, wenn man nach Neuem begehrt, es nicht nothwendig ist, das Alte einzustürzen. Wie Alles geschah, ob zum Guten, ob zum Heile oder Wehe des Volkes, werden wir sehen.

§. 351.

Historischer Ueberblick aller Ereignisse Bajerns während der zweiten und dritten Finanzperiode.

Jedermann wird wissen, daß es dem Geschichtschreiber eine sehr schwierige Aufgabe sein muß, den Charakter, den innern Werth oder Unwerth seiner Zeit zu schildern. Jeder wird auch leicht einsehen, daß ein Geschichtschreiber seiner Tage, ein Erzähler jener Ereignisse, die er selbst mitgefühlt, kalt oder warm empfunden hat, kaum eine Charakteristik derselben liefern darf, ohne den mehr unpartheiischen Ohren der Nachwelt ungerecht zu klingen. Unsere Zeit ist, wie alle, ein Theil; aber auch ein sehr kleiner Theil in Beziehung auf ihre Folgen zur Zukunft. Der Strom der Begebenheiten hat weder im Kleinen, noch im Grossen sein Bett gefunden. Wohin er sich wälze, ob er durch diese oder jene Reakzionen noch einen hemmenden Damm erhalten könne, oder ob er die Zeit und ihre Völker, also auch uns, mit sich in ein unabsehbares Chaos oder in ein ruhiges Meer der Zukunft reisse, ist eine höchst wichtige Frage. Wir können dieselbe nicht beantworten, ohne dieser oder jener politischen Parthei zu nahe zu treten; und wenn wir uns auch vor einer solchen Collision nicht fürchten würden, so finden wir die Beantwortung jener ernsten Frage viel zu schwierig. Wir Bajern sind eine kleine Völkerfamilie in dem grossen Ganzen größerer und einflußreicherer Familien der Art. Sobald wir also unseren politischen

Standpunkt erfassen wollen, müssen wir auch die Einflüsse mächtigerer Kabinete, mächtigerer Zeitereignisse in's Auge fassen. Isolirt stehen wir in der Welt nicht da. Wir empfinden Alles mit, was wir von unseren Brüdern aus der alten oder neuen Welt vernehmen; also haben auch die fremdesten Ereignisse einen mehr oder minder grossen Einfluß auf uns.

Wir haben den thatkräftigsten Antheil an dem großartigen Treiben Napoleons genommen und unser Interesse ist durch alle Folgen jener Periode aufrecht erhalten worden. Wollen wir also nur einen kleinen pragmatischen Anhaltspunkt in unserer neuesten Geschichte finden; so dürfen wir die wichtigeren Ereignisse anderer Völker nicht vergessen, sollten sie auch in der entferntesten Combinazion mit den unsrigen stehen. In der grossen Kette der Völkerfamilien ist jedes Glied wichtig, jedes von Bedeutung, und seit Handel und Wandel, Industrie und Intelligenz in der kürzesten Zeit von einem Pole zum anderen getragen werden, seit die Berührung der Nazionen auf den Pfeilern der Aufklärung ruht, hat jede Isolirung aufgehört und das Interesse des Einzelnen ist kosmopolitischer Natur geworden. Gleichgestimmte Seelen nähern sich überall. Die Journalistik hat einen bedeutenden Einfluß in allen zivilisirten Staaten, besonders dort, wo die Preßfreiheit friedlich leuchtet oder im Gewühle der Partheien die Wahrheit mordet, gewonnen. Ihre amphitritischen Arme umfassen die halbe Welt. Aber die Journalistik ist selbst nur eine Geburt der Ereignisse, und die Mutter ist wohl noch wichtiger, als ihre Tochter. Nun ist es allerdings wahr, daß beide nicht sowohl ihren Einfluß auf Kabinete, als vielmehr auf Völker äussern. Seit dem westphälischen Frieden ist ein neues Moment in den europäischen Staaten erwacht, das Volk. Früher wußte man von diesem Momente nur die passive Seite; daß dasselbe auch eine aktive haben werde, ahnete man nicht und wenn man sie auch ahnete, so empfanden es die Machthaber doch übel, wenn man daran glaubte. Allein troz allen Einsprüchen alter Ordnungen und verjährter Rechte kam dieses Moment doch zum Vorschein und kündigte seine Anwesenheit in der Geschichte auf keine saufte Weise an. Die erste französische Revoluzion, die

napoleonischen Thatsachen nach ihr, die Restaurazionsperiode und die Ereignisse der Juliustage, der Sieg der Whigs in England und die schwankenden politischen Verhältnisse in allen Staaten von Europa und zum Theil auch in Amerika haben es zur Genüge bewiesen.

Allen Völkern steht noch frisch im Gedächtnisse der verzweiflungsvolle Freiheitskampf in Polen und in Griechenland, der leichtsinnige Revoluzionstaumel in Belgien, die unvorsichtige Empörung in Italien, die Usurpazion Miguels in Portugal, der grell wachsende Despotismus in Spanien, die Unruhen in Teutschland, kurz hundert in der früheren Geschichte in solcher Art nie vorgekommenen Ereignisse, welche das Erwachen und rüstige Auftreten der Völker beurkunden. Die Kabinete mußten ein mit solcher Gewalt erscheinendes und die Staatsgebäude der Vergangenheit tief erschütterndes Phänomen respektiren. Aber der Liberalismus, die Fahne dieses Phänomens hatte sich kaum entfaltet, als er zum Ultraliberalismus erwuchs und Reakzionen gegen sich waffnete. Von dieser Zeit an konnte man wohl sagen, die Ereignisse der Staaten gehen Extremen entgegen; aber in bewegten Tagen sind Extreme nicht zu vermeiden. Traurig ist ihre Erscheinung; sie war jedoch in der Geschichte schon oft da und wird wahrscheinlich noch so oft kommen, als die Menschen ihr bürgerliches und religiöses Heil nicht auf der mittleren Bahn der Vernunft suchen. Aber neben dem, ausser der Politik, ausser aller künstlichen Kabinetsberechnung auftretenden Volkselemente darf man denn doch auch die Staaten, als einzelne Nenner in der europäischen Völkerfamilie, nicht vergessen. Jeder Staat ruht noch immer auf den alten Pfeilern, die seinem Interesse dienen, seine Existenz fördern und erhalten müssen. England's Staatspolitik, wenn auch sein Volk noch so sehr mit den volksthümlichen Interessen anderer Staaten sympathisirt, wenn es auch die Empörungen mancher Nazionen gegen den alle Menschenrechte niedertretenden Despotismus nicht allein gebilligt, sondern auch indirekt unterstüzt und befördert hat, wird doch sein eigenes Interesse nie aus dem Auge verlieren. Dieses Interesse aber besteht für England nothwendig darin, daß es mit den eigenen wenigsten

Kosten den meisten Vortheil von Anderen gewinne. Unordnungen oder Ordnungen des Kontinents müssen ihm gleichgültig sein, wenn es nur seinen Vortheil dabei vermehrt.

Humaner ist die französische Politik. Die Franzosen haben bei sich das Element des Volkes zu einer gediegenen Höhe ausgebildet. Jedoch ist dieses Element noch bei weitem nicht im Besize der eigentlichen Nationalinteressen. Denn wäre dieses der Fall, so würden in Frankreich, selbst beim besten Willen der Regirung, nicht so viele Partheien das Interesse derselben theilen, ihre Schritte schwer machen, und damit einer revolutionären Zukunft Thür und Thor öffnen. Jedoch mußte der Sieg der Whigs in England und der Doktrinärs in Frankreich eine Verbindung zwischen beiden Ländern in so ferne erzeugen, als beide Ministerien sich eben nur auf das revolutionäre Element des Volkes, also auf die Folgen eines gegen die Prinzipien der alten Zeit anstrebenden Reaktionssystemes, stüzten. Um diese Reaktion aufrecht zu halten, also den alten Adel gewissermassen mit einem neuen zu verschmelzen, die alte Zeit mit der neuen Zeit zu versöhnen, entstand die Allianz. Vernünftiger Weise kann Niemand eine solche Allianz verurtheilen, als strebe sie nach Unordnungen in dem Staate; vielmehr muß man ihr alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, weil sie die Ordnung aufrecht erhalten will. Eine andere Frage ist freilich die, ob durch eine solche Allianz die Ordnung auch wirklich aufrecht erhalten werde; denn in unsern Tagen kommt es oft nicht mehr auf den guten Willen einer Regirung allein an, sondern auf den Drang der Ereignisse. Jedoch bemühen sich England und Frankreich, abgesehen von allen Vergrösserungsplanen, das Element des Volkes, also das eigentliche revolutionäre Element aus seinem barbarischen Zustande herauszureissen und zu zivilisiren; und das ist stets mit Dank anzunehmen. Beide bestreben sich daher, die pyrenäische Halbinsel für ein gemässigtes Regirungssystem zu gewinnen. Sie unterstüzen somit die Portugiesen und die Spanier, insofern beide eine konstitutionelle Regirung, wenn auch oft nur durch kleine Partheien, erzwecken wollen. Das müssen sie eigentlich thun; denn wenn im Osten von Europa

das Reaktionssystem sich auf den Despotismus der alten Zeit gründet; so muß diesem Reaktionssysteme ein anderes gegenüber gesezt werden, welches das Gleichgewicht in diesen Prinzipien herstellt.

Sehen wir nun auf Teutschland, so finden wir dasselbe von drei Großmächten umrungen, von Preussen, Rußland und Oesterreich. Teutschland selbst besizt nicht den Charakter eines großen, gediegenen, in Beziehung auf seine innern Theile harmonirenden Reiches. Die Ursache dieser Disharmonie wird so lange da sein müssen, als zwischen den einzelnen teutschen Staaten kein politisches Gleichgewicht existirt. Das ist nun gegenwärtig nicht der Fall; und soviel Mühe man sich auch geben mag, eine teutsche Einheit in den einzelnen Bundesstaaten zu erzielen, so wird es doch so lange vergeblich sein, als jenes politische Gleichgewicht nicht hergestellt ist. Bajern, unter der vorigen Regirung vielleicht etwas zu weit gegangen, von dem napoleonischen, und nicht selten auch von dem französischen Reformgeiste allzu sehr bewegt, mußte nach und nach wieder in die Periode eines Reaktionssystems treten. König Ludwig gab sich zwar beim besten Willen in der ersten Zeit seiner Regirung alle Mühe, auf die Forderungeu der Zeit Acht zu haben und der bürgerlichen Freiheit manches Gute zu gewähren. Allein es ist nun einmal in unsern Tagen nicht anders. Wer ein Geschenk, wer eine Conzession der ultraliberalen Parthei in ihren unbegränzten Forderungen gewährt, läuft gewöhnlich Gefahr, mit Undank belohnt zu werden. Wir haben in Bajern die Ständeversammlung von 1831 von den revoluzionären Doktrinen unserer Zeit nicht selten tief bewegt gesehn.

Eine alle Schranken der Ordnung überschreitende ultraliberale Journalistik reizte die Regirung auf eine Art, die zulezt eine Reaktion hervorbringen mußte. Denn es kann weder dem Vater in der Familie, noch auch dem Fürsten eines Kernvolkes gleichgültig sein, alle Maaßregeln, seien sie auch nicht immer die besten, nicht allein verhöhnt, sondern sogar in den Schmuz gemeiner Angriffe herabgezerrt zu sehen. Menschen sind wir alle, und namentlich wir Bajern können doch wahrhaftig nicht sagen, daß es

uns je, so lange wir in den Schranken der Ehrfurcht und ruhiger Untersuchungen geblieben sind, an wahrer Freiheit gemangelt hat. Wenn nun aber ein Wirth ohne viele Umstände dem Volke vordeklamirt, es könne der Fehler der Vergangenheit nur durch einen offenen Republikanismus, also durch den unmittelbaren Einsturz bestehender Rechtsverhältnisse im Staate gesühnt werden, so kann doch unmöglich die Regirung gegen solche revoluzionäre Tendenz gleichgültig bleiben. Sie muß also zu Mitteln schreiten, um diesen blutigen Geist der Anarchie wieder in das Schattenreich, in das Reich der Schwindeleien, des Nichts zurückzuweisen.

Auch Könige sind Menschen, und in ihrer Brust immer nur die Ruhe der Vernunft zu suchen, ist eine unbillige Forderung. König Ludwig bestieg den Thron seiner Väter mit der redlichsten Absicht, mit dem edelsten Wohlwollen für sein Volk. Er hatte Gelegenheit genug gehabt, die Fehler der vorigen Regirung, aber auch ihr Gutes kennen zu lernen. Nicht allein im Vaterlande aber, sondern auch unter anderen Völkern, nicht allein im Frieden, sondern auch in der herben Zeit des Krieges hatte er sich Kenntnisse und Erfahrungen für seinen hohen Beruf sammeln können. Er hat sie gesammelt und sein fester Wille bestand darin, diese Erfahrungen, diese in der Zeit gut gereiften Grundsäze, zum Besten seines Volkes anzuwenden. Bajern sollte ein glückliches Land werden, ein Land, welches sich von den traurigen Folgen des Krieges erholen konnte. Die Bajern sollten das Geschenk ihres Max, die Konstitution, fortan geniessen, fortan sie üben; aber König Ludwig wünschte nicht, daß diese Freiheit mißbraucht werde. Eine mißbrauchte Freiheit ist Frechheit. Kein unumschränkter Herrscher wollte er sein, kein Despot; aber auch kein Diener der Partheien, kein Sklave revolutionärer Tendenzen. Mit einem Worte: Ludwig wollte ein konstitutioneller König, ein König, wie ihn die Verfassung wünschte, werden und bleiben. Da rauschte der Geist der Propaganda über die Bühne der Welt und riß auch manche bajerische Seele von der gewohnten Bahn politischer Ruhe hinweg, die Presse wurde fre-

cher, als je, ja oft trieb sie es ungescheut vor den Augen des Gesezes und des Monarchen bis zum Verbrechen der Majestät und fand leider hie und da nur zu willige Ohren. Sogar bis zu unseren Volksrepräsentanten drang hie und da ihr Einfluß und mancher Journalist getraute sich in seiner jakobinischen Wuth sogar bis an die Stufen des durch Religion und Gesez geheiligten Thrones zu treten und die Krone seines Monarchen zu betasten. Regirungsmitglieder, Männer, welche dem Staate ihr ganzes Leben weihten, besonders aber solche, welche ihren König liebten und verehrten, wurden nicht selten vor den Pranger der Oeffentlichkeit gestellt und mit Koth geworfen.

Diese Tendenz der Presse vergiftete so manche sonst sehr gesunde Seele. Mancher sonst harmlose Bajer wurde in den Strudel politischer Unordnungen hineingerissen, an die Stelle des politischen Friedens trat bald in allen Gauen die politische Partheiwuth, das unseligste Uebel der Menschen. Auf allen Strassen, in allen Schenken, bei allen Gesellschaften wurde politisirt, und mancher sonst ruhige Geschäftsmann glaubte seinen Tagesberuf nicht vollkommen erfüllt zu haben, wenn er sich am Abende gestehen mußte, er habe während des Tages die Zeitung zu lesen versäumt. Die Opposition in der Deputirtenkammer, besonders während der Ständeversammluug von 1831, wuchs gleichen Schrittes mit der Frechheit der Presse an Kraft und die Regirung sah sich gänzlich von einem Meere von Verlegenheiten umgeben. Alles, was sie in der redlichsten Absicht gethan hatte oder noch that, Gutes und Schlimmes, wurde in den Koth der Verläumdung gezerrt. Wenn König Ludwig sich alle Mühe gab, die Unordnung der Finanzen in eine Ordnung zu kehren, den Staatshaushalt auf eine weise Sparsamkeit zu basiren, so hieß es, der Hof ist geizig. Was der König Gutes wirkte, welche Thränen er im Stillen troknete, das übersah man; kurz bald wurden die Menschen schlimm und weil sie es waren, glaubten sie eben auch andere müßten es sein. Eine traurige und für den Geist unserer Geschichte nicht sehr würdige Periode. Und in der That die Regirung mußte während dieser politisch unruhigen Zeit selbst manches besonneuen Haltes ermangeln; denn auch

die Regirung bestand ja aus Menschen und eben diese Menschen, lebten ihre Zeit mit, auch sie wurden nicht selten von ihren glänzenden Meteoren angezogen. Die Folge war daher auch manches Schwanken in den Maaßregeln der Regirung gegen die übermüthige Presse. Man getraute sich oft nicht, ihre Erzeugnisse ganz zu unterdrücken und eine halbe Maaßregel ermunterte nur zu neuen und weit heftigeren Angriffen. Die Gutgesinnten sahen nun diese Halbheit auch und mancher von ihnen stimmte nach und nach in das Geschrei der ohne viele Verlegenheit offen auftretenden Koriphäen des französischen Jakobinismus auf bajerischem Boden. Trat nun hie und da ein Patriot schüchtern oder muthig auf den Kampfplaz und ergriff das Panier für die Regirung, so ließ ihn diese nicht selten im Stiche und die schreibende und redende Opposizion, welche in den aufgeregten Gemüthern ohnehin schon mehr Boden gewonnen hatte, als sich mit der öffentlichen Ordnung vertrug, stürzte über den einzelnen Gegner und schmetterte ihn durch, dem modernen Patriotismus schmeichelnde, Exklamazionen zu Boden. Wer daher für seine Regirung Parthei ergriff, wurde lächerlich gemacht oder in den Augen des befangenen Volkstheiles gar als niederträchtig, als ein Feind des Vaterlandes und der Freiheit, geschildert. Die Folge war, daß sich auch nur wenige Stimmen aus dem Volke gegen die Opposizion erhoben, diese dagegen immer mehr um sich griff und die öffentliche Ruhe wahrlich nicht ohne trübe Folgen störte. Bald hörte man von einem Hambacher Feste, von Tausenden, die demselben beigewohnt hatten, von einem republikanischen Teutschland, also von Aufhebung bajerischer Nazionalität, und jezt erst begann ein kräftigeres Ministerium ernstere Maaßregeln zur Herstellung der gestörten öffentlichen Ruhe zu ergreifen. Hätte man jedoch solche Maaßregeln früher ergriffen, so wäre die Ruhe nicht gestört worden. Man mußte mit militärischer Gewalt einschreiten und des Königs Herz mochte nicht selten bluten, wenn er sich gezwungen sah, verirrte Gemüther des Volkes mit Gewalt auf die Bahn der Ordnung zurück bringen zu müssen. Im Rheinkreise befand sich nun der eigentliche Heerd der Auflehnung gegen Gesez und Ordnung.

Im Rheinkreise erschienen vorzugsweise die revolutionären Blätter und Schriften. Die Regirung konnte nun ein solches Treiben nicht mit Gleichgültigkeit ansehen. Schon der polizeiliche Zweck des Staates forderte Einschreitungen. Diese erfolgten und damit die Reaktion. Treue Gemeinden schickten Adressen an den Monarchen, während militärische Hilfe nach dem Rheinkreise zog. Ernster gestalteten sich dort die Dinge, gespannter wurden die Gemüther; da hob der teutsche Bund die Preßfreiheit auf und dämpfte das nicht unkräftig auflodernde Feuer der Revoluzion. Mit Unwillen vernahm man einige blutige Vorgänge in Neustadt, kurz der ruhige Bürger des Staates schloß sich enger an die Regirung und diese huldigte gerne der Gewalt insoferne sie mit derselben das gestörte Gleichgewicht wieder herstellen konnte, oder es herzustellen hoffte. Es wurde den vorzüglichsten demokratischen Journalisten der Prozeß gemacht; die Assisen sprachen ihr „Unschuldig" über sie aus, Europa staunte darüber und Siebenpfeiffer entkam aus seinem Gefängnisse. Wie sehr alle diese für die moralische und politische Ruhe eines Staates gefährlichen Ereignisse das Herz des Königs betrüben mußten, läßt sich denken. Doch in den sieben älteren Kreisen des Reiches gab man sich alle Mühe, die trüben Wolken von der königlichen Stirne zu verscheuchen. Die Bamberger und Nürnberger feierten prächtige Nazionalfeste und huldigten so mit altgewohnter Biederkeit dem königlichen Wittelsbacher ihre Treue entgegen. Jedoch konnte man doch nicht immer ganz friedlich auf die Zukunft und ihre Geburten blicken, denn die Zeit ist schwanger und ob nicht etwa Frankreich wiederholt die Hebamme sein werde: wer kann es wissen? Aber die Regirung war ruhigen Schrittes weiter gegangen und an uns ist es, ihre Handlungen summarisch zu verzeichnen, um ein tröstendes und beruhigendes Bild zu entwerfen.

Seine Majestät, König Ludwig I., hatten also nach Ihrem Regirungsantritte feierliche Trauergottesdienste für Vater Max halten lassen und nun ergriff der neue König mit eisernem Fleiße und hoher Zuversicht auf das Vertrauen seines Volkes die Zügel der Regirung. Die Finanzverhältnisse zunächst auf

das System einer weisen Sparsamkeit zu bauen, erschien eine Verordnung vom 25. Okt. 1825, gemäß welcher ein Minister als solcher nur 6000 fl. Zulage zu seiner früheren Standesbesoldung erhalten und bei Abgabe des Portefeuilles auch jene 6000 fl. cessiren sollten. Jedoch blieben dem Justizminister seine Rechte als Großrichter vorbehalten. Dabei wurde auch der Präsident des Staatsrathes, Graf von Törring-Guttenzell, pensionirt und somit die Präsidentur jener höchst wichtigen Stelle dem Könige reservirt. Es wurden zunächst für das Militär Ersparungskommissionen und dann solche auch für den ganzen Staatshaushalt unter dem Vorsize des Königs eingesezt. Dabei wurden auch Wechselgerichte für einzelne Kreise des Königreiches eingerichtet und der würdige Hofrath Martin zum Kabinetssekretär ernannt. Endlich traf auch am 31. Oktober 1825 die allgeliebte Königin Therese in der Hauptstadt ein. Allmählig folgten dann die einzelnen Deputazionen der Städte und Märkte Bajerns, um die Glükswünsche ihrem neuen Könige darzubringen, und als der Magistrat von München bethenerte, daß er 26 Jahre lang dem höchstseligen Könige seine Treue und Anhänglichkeit bethätiget habe, antwortete König Ludwig: „es sei nicht blos seit 26, sondern schon seit 600 Jahren, daß der Magistrat und die Bürgerschaft von München ihre Gesinnungen von Treue und Anhänglichkeit ihrem angebornen Regentenstamme an den Tag zu legen bemüht gewesen.“ Unter dem 28. Okt. wurde denn auch der bisherige Finanzminister, Graf von Lerchenfeld, seiner Stelle enthoben und zum Gesandten am Bundestage ernannt; Graf von Thürheim aber trat an die Stelle des in den Ruhestand gesezten Staatsministers des Hauses und des Aeussern, Grafen von Rechberg. Der Stadt Würzburg wurde durch ein allerhöchstes Rescript eröffnet, daß der Verlust ihres bisherigen Hofes durch den der verwittweten Königin Karoline ersezt werden solle, wogegen die Würzburger eine eigene Deputazion und an ihrer Spize den Hofrath und ersten Bürgermeister abschickten und allerunterthänigst dankten. Doch die Königin Karoline blieb lieber in München. König Ludwig sezte hieranf eine neue Gesezgebungskommission ein und stellte an deren Spize den Justizminister,

Freiherrn von Zentner, während die Sizungen für eine bessere Staatshaushaltungsersparniß ihren ununterbrochenen Fortgang hatten, und sich bereits in mehreren Zweigen der Regirung zu äussern begannen. Es wurde die theologische Sekzion des Lyzeums in Amberg wieder hergestellt und die Wachtposten des Militärs in München und anderen Orten verringert, um mehr Soldaten auf Urlaub senden zu können.

Eine Verordnung vom 18. November 1825 organisirte und instruirte auch den Staatsrath. Sie umfaßte die Bildung, den Geschäftskreis, den Geschäftsgang und den vorläufigen Personalstatus dieser Stelle. König Ludwig hatte, wie wir behaupteten, mit lojalem Vertrauen die Zügel der Regirung ergriffen. Dieses Vertrauen äusserte er besonders darin, daß er die seit 1823 bestehende Censur für nicht politische Blätter aufhob in der Voraussezung, die Herausgeber würden sich fortan in einer anständigen Freimüthigkeit bewegen. Ob er sich getäuscht habe, wissen wir noch. Unter dem 25. Nov. 1825 erfolgte auch ein Kabinetsrescript in Betreff der Eingabe von Bittschriften an das Kabinet, und d. d. 27. d. M. eine Verordnung über die Auflösung des Generalfiskalates. Zweck dieser Maaßregel war eine Erzielung besserer Rechtspflege und Ersparung im Staatshaushalte. Aufgehoben wurde ferner das Obermedizinalkollegium und das Reichsheroldenamt, endlich auch das geheime Taxamt, Alles, um den Geschäftsgang der Regirung zu vereinfachen und dem Staatsärar Ersparnisse zu machen. Die vaterländische Armee wurde neu formirt und am 10. Dezember 1825 maschirte das Jägerbataillon von München nach Landau, das 2. Linieninfanterie Regiment von Würzburg nach München. Endlich erschien auch unter dem 9. Dezember die Formation der königlichen Ministerien. Der Zweck dieser allerhöchsten Verordnung war Ersparniß und Erzielung eines einfacheren Regirungsorganismus. Dieselbe verbreitete sich daher über die Formazion der fünf Ministerien, über ihren Gesammt- und speziellen Wirkungskreis, endlich enthält sie einzelne vorübergehende Bestimmungen. Bald erschien auch zur Förderung größerer Reli-

giosität die Verordnung, daß die sogenannte Weihnachtsmette künftig um Mitternacht gefeiert werden solle.

Am 19. Dezember erschien auch eine allerhöchste Verordnung in Betreff der für die Angelegenheiten der Kirche und des Unterrichtes errichteten Ministerialsektion, oder des obersten Kirchen- und Schulrathes, ferner das allerhöchste Verbot über Bittschreiben für Orden, von denen der König selbst Großmeister ist, und endlich wurden auch die Sizungen zum Zwecke der Ersparniß für das Militär und den Staat unter dem Vorsize Sr. Maj. des Königs mit angestrengtestem Eifer und zuverlässigen Erfolgen fortgesezt. Sodann erschien am 24. Dezember 1825 eine allerhöchste Verordnung, die Formazion, den Wirkungskreis und Geschäftsgang der obersten Verwaltungsstellen in den Kreisen betreffend, die die ganze Verwaltung vereinfachen und Ersparnisse bei derselben machen sollte. Nebenbei richtete der ohne Unterlaß höchst thätige Monarch sein sorgendes Auge auch auf eine zweckmässigere Einrichtung der Hofhaltung. Das ganze Volk mit Ausnahme derer, welche von den Folgen eines geregelten Ersparungssystems getroffen wurden, freute sich über alle diese redlichen Absichten seines Königs und vertraute seinem kräftigen Willen, so manche tief geschlagene Wunde der Zeit zu heilen. Ganz Teutschland blickte mit Wohlgefallen und inniger Bewunderung auf die kräftigen Schritte eines solchen Monarchen, und nicht selten wurde Bajern um seinen König vom Auslande beneidet. Ludwig I. vergaß auch nebenbei nicht, den religiösen Sinn des Volkes zu wecken und durch eigene Andacht anzufeuern. Man sah den Monarchen selbst im Tempel der Gottheit während der mitternächtlichen Feier des Weihnachtsfestes. Am 27. Dezember 1825 wurde endlich die für das Beste des Staates zweckmässige Ersparungen erzielende Commission vom Könige geschlossen und ihr für ihre Verdienste mit königlicher Huld gedankt. Ein grosses Vorwärts war gethan; man hatte den eigentlichen Nerv des Staates mehr ins Auge gefaßt. Und so war denn das Jahr 1825 verflossen und König Ludwig I. war dritthalb Monate an der Spize des Staates gestanden und hatte mehr geleistet, als man je erwarten konnte

und als früher nicht in so viel Jahren geschehen war. Der ganze Regirungsgang war vereinfacht und so manche höchst nöthigen Ersparnisse theils gemacht, theils vorbereitet. Das ganze Vaterland sah sich in seinen Erwartungen für die Regirung nicht allein nicht betrogen; sondern seine Wünsche noch übertroffen.

Unter solchen günstigen Auspizien begann man ein neues Jahr. Am ersten Tage desselben wurde F. Ludwig Graf von Armansperg Minister des Innern und der Finanzen, ein würdiger und vom Vaterlande hochverehrter Patriot, ausgezeichnet an Talent, Fleiß und Erfahrungen und beehrt mit dem Vertrauen seines Königs. Eduard von Schenk, berühmt in Teutschland durch seine aus hoher Phantasie geflossenen Dichtungen und ein treuer Verehrer seines Monarchen, erhielt die Vorstandsstelle an der neu errichteten Ministeralsekzion für das Kirchen- und Schulwesen des Königsreichs, und der Kreismedizinalrath, Dr. Ringseis wurde Obermedizinalrath und Referent des bajerischen Medicinalwesens bei'm Ministerium des Innern, ein in seiner Kunst ausgezeichneter und in seinem Leben untadelhafter Bajer; Max Freiherr von Freiberg wurde wegen seiner vielseitigen historischen Kenntnisse Vorstand des Reichsarchivs; und so hatte denn der König gebildete und ihrem neuen Berufe gänzlich gewachsene Männer um sich her gestellt. Bajern konnte zufrieden sein und Bajern war es. Wurde auch manche Stimme des Neides und der Schmähung laut, so verhallte sie vor den Ohren Vernünftiger. Die That antwortete den Einwürfen der Bosheit. König Ludwig trug in seinem Busen den redlichsten Willen und die Kraft, ihn zu erfüllen. Er hatte Vertrauen zu seinem Volke und Vertrauen verdient wieder Vertrauen. Daß er von solchem aufs Innigste beseelt war, bewies die Reduzirung der Armee. Manchen nüzlichen und kräftigen Arm wollte er durch Urlaub seiner Heimat schenken und dem Lande dadurch ersparen. Demgemäß durften sich von jeder Compagnie, die im Friedensfusse 188 Mann zählte, 62 unmontirt in ständigem Urlaube befinden, von jeder Eskadron aber im Frieden zu 192 Köpfen 40 Mann. Die ganze Armee bestand demnach, die Beurlaubten abgerechnet, aus 27,216 Mann Infanterie und 7,296

Mann Kavallerie. Die Summe der Beurlaubten aber erstreckte sich auf 13,392 Mann Infanterie und 1920 Mann Kavallerie. Die Artillerie mußte die Bedienung für 24 Batterien geben, die Batterie aber bestand aus acht Stücken, worunter zwei Haubizen sich befanden. Durch diese Reduktion wurde jährlich mehr als eine Million erspart. Dabei wurde die Anzahl der Pferde bei der Kavallerie um 480 vermindert, das ganze Kleidungssystem vereinfacht, die Vielschreiberei aber bei den obersten Stellen vermindert. Ferner wurden durch Vereinfachung der militärischen Uniformen die Equipirungskosten vermindert, kurz, was Jedermann in unbefangener Weise anerkennen muß, viel Zweckmässiges und Gutes erreicht. Wie sehr König Ludwig für das wahre Wohl seines Volkes besorgt ist, bewies er auch durch die Verleihung von 6000 fl. an den landwirthschaftlichen Verein zur Beförderung der Seidenzucht im Vaterlande. Auch wurde das Bauwesen durch eine Verordnung vom 7. Jäner 1826 neu organisirt und dem damals kranken Direktor von Reichenbach, dessen Name in ganz Europa heimisch ist, von Sr. Majestät die ehrenvollste und würdigste Anerkennung seines hohen Talentes und seiner Verdienste zu Theil, indem das Kommandeurkreuz des Civilverdienstordens ihm versprochen wurde. Unter dem 12. Jäner wurden auch die Lehenverfalle ausgeschrieben.

Am 18. Jäner 1826 aber erschien die allerhöchste Verordnung, den Vollzug der gesezlichen Grundbestimmungen für das Gewerbswesen in den sieben ältern Kreisen des Königreichs betreffend. Freiheit der Gewerbe wurde durch dieselben verkündet. Diejenigen guten Folgen, die sich noch die vorige Regirung davon versprach, sind nicht eingetreten.

Die am 21. Jäner 1826 erschienene Verordnung für das Finanzrechnungswesen bezweckte auf ähnliche Weise eine bessere Gestaltung, eine grössere Einfachheit und Regelmässigkeit dieses Regirungszweiges, und um solche Verordnungen mit aller Genauigkeit ausgeführt und andern vorbereitet zu sehen, führte der König im Ministerrathe oft den Vorsiz. Wie sich aber in der Verwaltung ein kräftigerer Geist beurkundete, so war es selbst bei den Wissenschaften der Fall. Alles bemühte sich, auch

hier einen vestern Boden zu begründen. Die höchst schäzbare Ausbeute der beiden amerikanischen Reisenden, Spix und Martius, erhöhten den naturwissenschaftlichen Ruf des Vaterlandes auf eine glänzende Art. Maximilian hatte die Früchte gesäet, unter dem hohen Kunstalter Königs Ludwig I. wurden sie geärntet. Die öffentliche Sizung der Akademie der Wissenschaften vom 14. Jäner 1826 bewies jenen Saz schon vorläufig auf's Treffendste. Mit vieler Theilnahme besonders der historischen Welt wurde daher auch der Tod des Akademikers v. Yelin, welcher am 19. Jäner d. J. in Edinburg erfolgte, aufgenommen. Am 24. Dezember 1825 hatte Kaiser Nikolaus den russischen Thron bestiegen und nun schickten Se. Majestät der König den Feldmarschall, Fürsten von Wrede, als einen der tüchtigsten Männer Bajerns nach Petersburg, um den neuem Czaar zur Thronbesteigung alles Glück zu wünschen und ihm seine fortdauernde Ergebenheit zu versichern. Der berühmte Marschall vollzog seinen Auftrag auf's Glänzendste. Wie zwischen Bajern und Rußland, so wurden auch zwischen dem Könige und anderen Souveränen die freundschaftlichsten Verhältnisse bevestiget. Nach Innen war Friede und frohe Hoffnung, nach Aussen Freundschaft und Offenheit. Daß man während jenes inneren Friedens aber auch Alles aufbieten würde, um Bajerns Gaue, schöner und freundlicher das Leben selbst der Dorfbewohner zu gestalten, war vom landwirthschaftlichen Vereine zu erwarten. An dessen Spize standen der durch seine Kulturgeseze und sonstige ökonomische und andere Werke rühmlichst bekannte Staatsrath von Hazzi, und der durch seine patriotischen Bestrebungen in Beziehung auf die Gründung einer Baugewerkschule und auf Landesverschönerung ausgezeichnete Kreisbaurath Dr. Vorherr. Der landwirthschaftliche Verein unter solchen Männern konnte nur segenbringend für das Vaterland sein.

Um also mit der Nüzlichkeit von Anlagen auch zugleich ihre Schönheit zu verbinden, wurde eine Prämie von 300 fl. für dasjenige Dorf ausgesezt, welches sich bis zum Schlusse des Jahres 1826 plannässig, besonders durch Anlage der meisten Häuser an eine gut geebnete Strasse und gegen die Mit-

tagssonne winkelrecht gestellt, geschmückt durch freundliche Vorgärten und Rasenpläze sich verschönert haben würde. Und nicht umsonst. Durch die redlichen Bemühungen jener als Schriftsteller zur Genüge bekannten Patrioten und ihre Aneiferungen für's Schöne und Nüzliche wurde so manches Zweckmässige geleistet. Freundlicher lacht manches bajerische Dorf dem Wanderer entgegen und gesünder weht die Luft aus mancher wenn auch einfachen Hütte des Landes. Alle diese Bemühungen erschienen als schöne Zeichen einer besseren Zeit. Ein solches Zeichen gab sich auch in der königlichen Verordnung kund, vermöge welcher jeder nach der Residenz reisende Inländer eines Passes entbehren konnte. Ordnung und wahre Freiheit wollte der Monarch. Er vertraute seinen Bajern; aber auch sie sollten ihm vertrauen. Unter einem mit so warmen Gefühlen ächter Volksfreiheit ausgerüsteten Könige erfrischte sich aber auch gerne das Leben der Kunst innerhalb den Gränzen einer zweckmässigen und zugleich weisen Uebung. Es war ein schöner Abend im Nazionaltheater der Hauptstadt, als des ausgezeichneten vaterländischen Dichters Belisar gegeben wurde am 23. Febr. 1826. Bald wanderte das unübertreffliche Drama über alle Bühnen des Vaterlandes; es war eine schöne Zeit, als Platens Ode an Ludwig I. in allen patriotischen Herzen Anklang fand. Wie hätte da der hochgefeierte König so manche spätere Täuschung vermuthen sollen? Er vermuthete sie nicht; denn wer recht thut, welcher König seinem Volke wohl will, und dem biedern Charakter dieses Volkes ganz vertraut, fürchtet selbst die Mißgeburten einer von fremden Einflüssen aus ihrer wohlthätigen Ruhe aufgeschreckten Zeit nicht. Doch der Kern der bajerischen Nazion fällt noch lange nicht aus der erschütterten Schaale. König Ludwig fuhr also fort, für die wahre Freiheit seines Volkes zu wirken. Die Verordnung vom 25. Febr. 1826 über die Ablösung der zu den Staatskassen fliessenden Dominikalgefälle hat neue Beweise darüber geliefert. Durch dieselbe sollte die Freiheit des Grundeigenthums befördert, die Grundholden erleichtert und die Geschäfte vereinfacht werden. —

Ein trauriger Tag war der 27. Februar, denn an diesem

wurde Vater Max, des Ersten, Herz, von seinem hochgefeierten Nachfolger „das Beste" genannt, nach Altötting gemäß altem Gebrauche gebracht, und dort feierlichst bestattet. Wenn man auch dieses beste Herz eines trefflichen Fürsten nicht vergaß; so verband sich mit dieser Erinnerung an einen theuern Todten doch auch die innigste Ehrfurcht und nicht selten aufrichtigste Liebe zu seinem, nur mit schöpferischem Geiste regirenden, Nachfolger. Was König Ludwig zu bauen begann, dazu schuf er einen tüchtigen den Stürmen der Zeit durchaus trozenden Grund. Darum konnte er auch mit gutem Gewissen jene Befangenen reden lassen, welche den Schlendrian des Mißbrauchs für ihre selbstsüchtigen Interessen zurückwünschten. Ludwig I. hatte das Ganze im Auge, nicht den Theil allein; aber er fügte auch den widerstrebenden Theil gerne zum systematischen Ganzen. Ein Beweis, wie sehr die Realisirung dieses höchst weise durchdachten und dem Vaterlande im Grossen, wie im Kleinen, nüzlichen Systems ihm an dem Herzen lag, war die Gründung eines Militärunterstüzungsfonds in dringenden Fällen.

Ein solcher Fond konnte um so leichter errichtet werden und um so segensreicher gedeihen, als der König durch Vereinfachung der Uniformen und Verminderung der Beiträge zu den Musikkassen ohnehin schon nicht unbedeutende Erleichterungen den Offizieren verschafft und einen jährlichen Ministerialdispozionsfond von 7000 fl. zum neuen Wohlthätigkeitsinstitute angewiesen hatte. Wer kann hier einen richtigen Takt und zugleich ein warmes königliches Gefühl übersehen? Jeder Militär nahm aber auch mit innigem Danke die segensreiche Absicht seines Königs auf, und so steht denn jenes Institut glänzend vor uns. Ludwig I. wollte aber Zweckmässigkeit und weise Sparsamkeit, Ordnung und militärischen Takt nicht allein über seine Armee verbreitet wissen; sondern er erließ auch am 16. März 1826 eine allerhöchste Verordnung über die Landwehr. Die Verordnung bezweckte eine verfassungsmässige Begründung und Erleichterung jenes in trüberen Zeiten für die Interessen des Vaterlandes schon einigemale höchst wohlthätigen und energischen Institutes. Am 18. März 1826 erschien auch eine Verordnung, vermöge

welcher die vom 17. April 1824, das Standes- und Dienstesverhältniß der Staatsdiener betreffend, aufgehoben wurde; ferner wurden an demselben Tage nähere allerhöchste Bestimmungen über die Competenz in Streitigkeiten der Stiftungen untereinander proklamirt. Unter allen diesen Regirungssorgen, denen sich der unermüdliche Monarch selbst zunächst unterzog, vergaß er auch nicht die Uebung religiöser Feierlichkeiten, besonders jene in der heiligen Charwoche. Rührend wurde gewöhnlich die Fußwaschung am grünen Donnerstage vorgenommen, und mancher der ehrwürdigen Apostelgreise empfand darin die höchste Freude, daß sein brechender Blick den König noch gesehen habe. Man bemerkte aber auch die höchste Begeisterung des Publikums, als „Kaiser Ludwigs Traum" auf der Hoftheater-Bühne, ein schönes Werk unseres zweiten vaterländischen Dichters, gegeben wurde. Würde aber auch Kaiser Ludwig geahnet haben, daß seine Enkel einst Könige des von ihm so sehr geliebten Vaterlandes werden würden, er hätte vielleicht manchem Sturm seiner heftiger, als je, aufgeregten Zeit kühner entgegen geschaut. Doch so ernst, als Kaiser Ludwig über seine Hindernisse hinweg schritt, schreitet auch sein zum Throne geborner und erzogener Enkel hinweg. Beider Blicke konnten von den schwebenden Wolken ihrer Zeitperioden wohl umdüstert, aber nicht verschlossen werden. König Ludwig fuhr also zum Besten des Landes in seinen Bestrebungen fort.

Am 26. März 1826 erschien eine neue Verordnung über die specielle Formation und den Wirkungskreis des Kriegsministeriums, gleichsam ergänzend für die Verordnung vom 9. Dezember 1825. Durch dieselbe wurde der ganze Geschäftsgang jenes Verwaltungszweiges vereinfacht, den Divisionskommandanten grössere Befugnisse und dem Kriegsminister mehr Zeit für eine zweckmässigere Uebersicht im Grossen seines Ministeriums eingeräumt, und, was die Hauptsache war, viele überflüssige Ausgaben und Zeit raubende Schreibereien erspart. Mochte auch mancher Unberufene den hohen Zweck nicht erkennen; so konnte ihn die Zeit eines Besseren belehren. Zu diesem Ziele strebte die allerhöchste Verordnung vom 29. März über das Hauptcon-

servatorium der Armee, dessen den Offizieren möglich gemachte Benüzung und das Fortschreiten desselben mit dem Geiste der Zeit; und an demselben Tage erschienen Verordnungen über das Revisionsgericht. Wohlthätig wirkte auch die Verordnung vom 31. März 1826 in Beziehung auf das Einstehen der Unteroffiziere mit Beibehaltung ihrer Stellen. Die königliche Sorge lenkte sich aber nicht allein auf eine bessere, zweckmässigere und sparsamere Gestaltung der Armee, sondern sie entfaltete noch andere glänzende Seiten, welche die Nachwelt gewiß mit edler Bewunderung erfüllen wird. Wer den Königsbau in seiner äussern Majestät und großartigen inneren Eleganz, Würde und höchsten Kunst gesehen hat, wessen Auge an der massiven Haltung der Glyptothek ruhte und voll Staunen die kostbarsten Schäze im Innern dieses Baues bewunderte, wer die Morgensonne je in den geräumigen Prachtbau der Pinakothek glänzen sah, wer mit einem Worte die Palläste und Tempel in der bajerischen Hauptstadt erblickt und weiß, daß der Schöpfer all dieses Herrlichen König Ludwig I. von Bajern gewesen ist, der wird dem hohen, man darf wohl sagen, majestätischen Kunstsinne dieses Monarchen alle Bewunderung und Ehrfurcht zollen, und jeder Bajer darf sich schmeicheln, der Unterthan eines solchen Königs zu sein, der troz allen engherzigen Anforderungen seiner befangenen Zeit der Perikles eines zweiten Athens geworden ist. Oder ist es vielleicht gar Unrecht, das Großartige bei seinem ächten Namen zu nennen? Ist es uns gleichgültig, ob der Fremde noch sich zu sagen getraue, Bajern sei ein Paradies von Thieren bewohnt? So wenig sollten wir auf den Glanz unserer Nationalität halten, daß wir aus pedantischer Partheisucht das Erhabene und Hehre in den Kreis gemeinen Neides und kleinlicher Verläumdung herabziehen? Was werden unsere Enkel dazu sagen, wenn sie in manchem schmähsüchtigen Blatte oder mancher Schrift finden, es hat unter König Ludwig I. Menschen gegeben, welche darüber unwillig waren, daß dieser Monarch aus wohl verstandenem Interesse für die Ehre, den Glanz, die Würde, kurz für die innere Hoheit und den Kunstruhm seines Volkes prächtige Bauten errichtete, um dem arm. Theile des Volkes

Nahrung zu geben, den Geist der Kunst auf bajerischem Boden zu wecken, die ächte Aufklärung dadurch zu fördern und dem Schönen, dadurch aber auch dem Guten und Wahren segenvolles Gedeihen zu schenken? Das wäre doch wahrlich ein trauriges Geschlecht, welches das Grosse klein, und das Kleine groß nennt! Glaubt man denn, unsere Enkel werden anders mit uns verfahren, als wir es mit unseren Ahnen gehalten haben? Wenn wir heute noch gerne die Schöpfungen unserer Ahnen mit Bewunderung betrachten; so dürften wir kaum wünschen, daß unsere Enkel mit den Werken unserer Periode es anders gehalten wissen wollen. Oder ist es vielleicht gar unsere Pflicht, nur für uns zu denken, zu schaffen und zu bauen; die Zukunft aber sich selbst zu überlassen?

Wenn unsere Ahnen so engherzig gewesen wären; so dürften die obigen Worte Friedrichs des Grossen vielleicht auch sogar noch von unserer Zeit gelten. Doch sagt man: geh' hinaus in die Ebenen und auf die Berge des Vaterlandes! Schau den Schweiß des Landmannes, und du wirst aufhören, dich nach glänzenden Bauten und herrlichen Tempeln zu sehnen; besuche die Armuth in der gebrechlichen Hütte oder sieh die durch Hunger abgehärmten Gestalten in den finsteren Stuben der engen Stadt, und du wirst anders urtheilen, du wirst wehmüthige Empfindungen hegen, sobald dein Blick auf den allerdings großartigen Meisterwerken deiner Gegenwart ruht! Es ist nun allerdings wahr: Armuth in unseren Tagen hat ein langes und breites Terrain, nicht allein in Bajern, sondern überall gewonnen. Aber haben denn wir diese Armuth geschaffen und werden wir im Stande sein, ihre zahllosen Thränen zu trocknen? Hat uns nicht auch die Vergangenheit tausend Uebel hinterlassen und werden wir dies etwa weniger in Beziehung auf unsere Zukunft thun? Oder kann man den Armen dadurch reich machen, daß man ihm weniger Arbeit gibt? Hebt die Steuern auf und seht, ob ihr damit auch die verlornen Schäze des sonst frugalen Landlebens gehoben habt. Wir alle wissen, daß König Ludwig I. eine weise Sparsamkeit in die ganze Haushaltungskunst des Staatslebens einführte; wir Alle wissen, daß das nicht seltene Vergeudungs-

system früherer Zeiten aufhörte, daß in alle Zweige der Verwaltung eine grössere Ordnung, Einfachheit und Regelmäßigkeit gedrungen ist; wir Alle wissen, daß das Budget der vorigen Verwaltung um mehrere Millionen herabgesezt wurde, daß der Credit des Vaterlandes sich auf glänzende Weise hob; wir alle wissen also, daß König Ludwig I. zunächst sich alle Mühe gab, den Druck seiner Unterthanen, welchen Zeit und Umstände gebracht hatten, zu lindern, ohne auf der andern Seite den Organismus der Regirung zu hemmen, und nun glauben wir, eben diese Weisheit des Monarchen habe sich in seinen Meisterwerken der Baukunst, der Malerei und anderen schönen Künsten weniger ausgesprochen? Glaubt man denn, dem gesunkenen Wohlstande der Landbewohner werde dadurch aufgeholfen, daß man die Arbeiten für den Handwerksmann suspendirt? Der Bauer hat doch ein Feld und eine Wiese, wenn er auch wenig Geld hat; aber was besizt denn der Handwerker, wenn er seine Hände müssig in den Schooß legen soll? Und was wird der Bauer auf dem Lande haben, wenn kurzsichtige Blicke dem Bürger der Stadt seine Nahrung entziehen. Nicht dadurch wird der arme Bauer reich, daß er wenig Steuern bezahlt; sondern dadurch, daß er seine Produkte zweckmässig verwerthen kann, und dieses ist er nur dann im Stande, wenn der Städter Geld hat, um ihm abzukaufen. Ohne Arbeit aber hat der Städter kein Geld, und Arbeit gab ihm der sorgende König, als er den Entschluß faßte, durch prächtige Werke seinen Namen bei der Nachwelt zu verewigen und der Kunst eine ehrenvolle Zukunft im Vaterlande zu bereiten. Wer die Hände nicht müssig lassen will, dem wollte der weise Monarch einen Verdienst verschaffen und durch dasselbe die Kunst und Industrie seines Volkes nähren und reifen lassen. Die Wunden einer kriegerischen Vergangenheit lassen sich nicht durch einseitige Ideen, sondern durch nüzliche Thaten heilen, und wenn auch das Mittel nur langsam wirkt; so ist die Heilung nur um so dauernder. Der unpartheiische Geschichtschreiber darf nicht nach Tagen, sondern nach Jahren, nicht nach Theilen, sondern aus dem Ganzen urtheilen; und als ruhmvolles Ganze steht die bisherige Regirungsperiode unseres Kö-

nigs vor uns. Ludwig I. erreichte aber auch durch seine groß-artigen Kunstdenkmäler seinen für die Gewerbszweige des Landes höchst wohlthätigen Zweck. Viele und bedeutende Summen flossen in die Hände der gewerbtreibenden Bürger, und keinem von diesen fiel es ein, diese Finanzoperazion seines Königs zu tadeln. Ruhmvoll aber stehen jene Männer in der vaterländischen Geschichte vor uns, welche zum Gedeihen der Kunst ihrem Könige Geist und Arme geliehen haben. Und Ludwig I. wußte immer eine gute Auswahl unter ihnen zu treffen und dieselben an ihren gehörigen Posten zu stellen.

Am 14. März 1826 wurde demgemäß Leopold von Klenze zum Hofbauintendanten und geheimen Oberbaurathe ernannt. Der Kunstsinn dieses ausgezeichneten Mannes verdient in der Geschichte eines dankbaren Volkes gewiß immer die ehrendste Anerkennung, wenn auch neidsüchtige Befangenheit an seinen Lorbern gerne rütteln mochte. So ging denn Alles seinen ruhigen Gang fort. Der Monarch führte seine Ideen über Volksglück und Volksruhm immer tüchtiger ins Leben und der Patriot lieh ihm seine Unterstüzung. Ein solcher Freund des Vaterlandes war denn auch der würdige Wittelsbacher, Herzog Wilhelm von Bajern. Derselbe beschloß, zu dem von seinem Monarchen gegründeten Militärunterstüzungsverein jährlich 600 fl. während seines Lebens beizufügen, gewiß eine edle und hochherzige Gabe. Wie sehr der Monarch aber auch die Toleranz der Religionen seiner Unterthanen zu ehren wußte, bewies er durch das Wohlgefallen wegen Einweihung der Synagoge der Israeliten von München am 21. April. Gerne begleitete er auch die erste Jubiläumsprozession am 23. April. Mit allerhöchster Anerkennung trefflichen Verdienstes besichtigte der König am 18. April die von Herrn von Baader neu construirten Eisenbahnen in Nymphenburg; kurz der königlichen Sorgfalt entging auch nicht der geringste ernste Gegenstand des Vaterlandes. So wurde denn auch der königliche Beschluß gefaßt, die Universität von Landshut nach München zu versezen, um den Studirenden durch die wissenschaftlichen Sammlungen des Staates Gelegenheit zur tüchtigeren Ausbildung des Geistes zu verschaffen, und überhaupt

der Universität einen größeren und gediegeneren Flor zu geben, gewiß eine edle, gemeinnüzige und höchst zweckmässige Absicht. Eine allerhöchste Verordnung vom 15. April 1826 verfügte auch die Einrichtung von Hofkammerjunkerstellen, und eine vom 25. April die Einführung der Creditvereine im Vaterlande, Institute, die nur höchst zweckmässig sein konnten. Um nun von den vielen Anstrengungen sich zu erholen, machte König Ludwig am 8. Mai 1826 eine Reise nach Italien. Die Regirung des Staates aber war troz der Abwesenheit des Monarchen ohne Unterlaß bemüht, die königlichen Prinzipien thatkräftig ins Leben einzuführen. In dieser Beziehung waren dem Ministerium die gehörigen Aufträge gegeben worden. Glücklich ging die Reise von Statten.

Am 13. Mai 1826 starb der schon oben genannte höchst verdienstvolle Akademiker Ritter von Spix, ein bedeutender Verlust nicht allein für Bajern, sondern auch für das Ausland. Gleich groß war der am 22. Mai dieses Jahres erfolgte Verlust des Ritters von Reichenbach, den seine Werke ohnehin schon historisch machen. Die über solche Verluste allerdings tief empfundene Trauer des Volkes wurde jedoch einigermassen verscheucht durch den innigsten Antheil, welchen dasselbe an der Vermählung der leuchtenbergischen Prinzessin Eugenie mit dem Erbprinzen von Hohenzollern Hechingen am 22. Mai nahm. Das Andenken an den patriotischen Eugen erwachte dadurch auf's Neue. Aber es erfolgte bald wieder ein für das bajerische Volk fast unersezlicher Verlust, nämlich der Tod des unübertrefflichen Ritters Joseph von Fraunhofer am 6. Juni, und das Herz der erhabenen Königin Mutter Karoline wurde auch durch die Nachricht des am 16. Mai in Bieljeff erfolgten Todes ihrer kaiserlichen Schwester Elisabeth von Rußland auf's Neue schmerzlich gerührt. Doch befand sich unser König in Italien immer wohl, und diese Ueberzeugung linderte manche andere Trauer. Schon am 17. Juni traf derselbe wieder in der Residenz ein und am 18. d. M. wurde auf die feierlichste Weise der Grundstein zu dem prächtigen Königsbaue gelegt. Am Schlusse dieser imposanten Handlung hielt Graf von Armansperg, der damals

königl. Staatsminister der Finanzen und des Innern war, eine Rede an den König, worin er unter Anderem am Eingange sagte:

„Als Eure Majestät vor wenigen Monaten den erhabenen „Thron Ihrer Väter bestiegen, ergriffen Allerhöchst dieselben die Zügel der Regirung mit vester Hand und ordneten den Staatshaushalt nach einem wohlberechneten „Plane, damit des Vaterlandes reiche Quellen überall dem „Wohle und der Ehre des Volkes zufliessen mögen, und „so gelang es dem starken Willen und der tiefen Weisheit „Euerer Majestät in kurzer Zeit — der schwierigen Verhältnisse unserer Tage ungeachtet — den Kredit des „Staates noch mehr zu bevestigen, der Industrie neuen „Schwung zu geben, der Kirche eine kraftvolle Stüze zu „werden, für die Pflege der Wissenschaften fruchtbringende „Anordnungen zu treffen, der Kunst neue Tempel zu „bauen, — so gelang es Euerer Majestät, ohne Belastung Ihrer Unterthanen, auch die Mittel zu finden, um „die schöne Fürstenburg, welche vor zwei Jahrhunderten „der kunstreiche Sinn des grossen Churfürsten Maximilian „erbaute, aber später durch unglückliche Ereignisse der „schönsten Zierden beraubt wurde, nunmehr zu einem groß„artigen Königssize erheben zu lassen 2c.

Se. Majestät antworteten:

„An meinem Eifer für des Volkes Wohl, an „meinen redlichen Absichten, an meiner Liebe „zu den Unterthanen fehlt es nicht; Gott hat „mir den Willen und die Kraft verliehen; ich „werde mit unermüdeter Sorgfalt für das Heil „des Vaterlandes wachen, und ich bin froh, solche Männer in meinem Dienste zu haben, die „in meinem Sinne wirksam sind. Sollte ich „hierin mißkannt werden; so hoffe ich doch dereinst von der Geschichte gerecht beurtheilt zu „werden.“

Gewiß wichtige und treffende Worte, deren Wahrheit die Geschichte stets anerkennen wird, so lange Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe aus ihren Spalten weht.

Der Königsbau wurde ganz aus den Privateinkünften des Königs errichtet, ein bedeutendes und der Kunst wie den Gewerben höchst ersprießliches Opfer, welches troz manchen Einsprüchen demagogischer Leidenschaften immer ein solches bleiben wird.

Am 21. Juni begab sich der König nach Laibach, um seinen hochverehrten Schwager, den Kaiser von Oesterreich, zu besuchen. Während dieser Zeit erschien am 24. Juni die allerhöchste Verordnung über die Veredlung und Erweiterung der Obstbaumzucht in allen Theilen Bajerns, ein würdiges Seitenstück zu den Bemühungen des landwirthschaftlichen Vereins für Landesverschönerung. So sah denn jeder Unbefangene hochherzige Bestrebungen von der Regirung ausgehen und den reinen Patriotismus wecken. Aber ernst waltete der Todesengel in diesem Jahre unter den vorzüglichsten Männern des Vaterlandes. Am 23. Juni 1826 riß er den in der Philosophie wie in der Pädagogik ausgezeichneten freimüthigen und an lauterer Moral trefflichen von Weiller von unserer Seite. Manch Bitteres hatte er in seinen lezten Jahren zu leiden gehabt, mancher Feind war seinen freimüthigen Lehren erwachsen; aber wer den Edlen ganz kannte, wer sich rühmen kann, sein Schüler gewesen zu sein, der wird ihm die gebührende Verehrung auch über das Grab hinaus zollen. Es war auch einem Weiller schwer, allen Leidenschaften zu genügen; denn wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle. Weiller fiel nicht, wenn er auch manchmal über grobe Hindernisse strauchelte. Seine Werke sagen den Mann, wer er war. — Se. Majestät der König trafen am 30. Juni wieder in München ein, nachdem seine Reise, man darf wohl sagen, einem ungeheuchelten Triumphzuge geglichen hatte. Besonders die Passauer hatten sich viele Mühe gegeben, auf die liebvollste Weise dem königlichen Paare zu huldigen. Auch die Landshuter hatten mit altgewohnter Herzlichkeit ihren Wittelsbacher aufgenommen. Kurz war die Anwesenheit des

Monarchen in der Hauptstadt; denn schon am 4. Juli reiste die ganze königliche Familie nach Brückenau ab, und auch diese Reise war ein wahrer Triumphzug. Nürnberg und Würzburg wetteiferten an ehrfurchtsvollen Beweisen von Liebe und Anhänglichkeit an das königliche Paar. Wer hätte damals geahnet, daß einst jene Beweise erschüttert werden könnten? Doch ein Gebäude, welches durch Stürme der Zeit nur erschüttert wurde und nicht stürzte, wird nur um so vester in der Zukunft dastehen. Die Zeit hat ja ihren Zahn an die bajerische Nationalität schon oft gelegt, und der Kern ist immer noch frisch. Gott gebe, daß er ewig frisch bleibe! Wohl uns, daß wir Bajern sind! Um nun das frohe Leben dieser Nazion von manchen hemmenden Banden weiter zu befreien, erlaubte der König, der sich unter einem freudigen Volke auch freudig fühlte, die Feier der Nachkirchweihfeste in der Hoffnung, es werde dabei jeder Mißbrauch verhütet werden, und um die Industrie des bajerischen Volkes zu heben, wurden sehr viele ermunternde Privilegien an tüchtige Männer ertheilt und in den meisten Fällen nicht umsonst. Würdige Staats- und Kirchendiener wurden auch auf sonstige Weise ehrenvoll belohnt. So erhielt der durch Schrift und Leben gleich ausgezeichnete Bischof Sailer, eine höchst würdige und tüchtige, bis zum lezten Athemzuge thatkräftige Stüze der katholischen Kirche, vom dankbaren Monarchen das Schloß Barbling auf Lebensdauer zum Landsize. Der König aber dankte von Brückenau aus allen jenen Bajern, die ihm während seiner lezten Reise so viele und offene Beweise von Ehrfurcht und Liebe gezollt hatten. Einen schönen Zug hatten besonders die Bürger von Würzburg bei Gelegenheit jener Feierlichkeiten dadurch entwickelt, daß sie öffentliche Sammlungen für ihre Stadtarmen und für die Griechen, deren Interesse damals in ganz Europa freudigen Anklang fand, veranstalteten. Wer hätte da geahnet, daß der königliche Otto die Reihe der Wittelsbacher auf hellenischem Boden beginnen werde, wie einst Otto major sie auf bajerischem Boden begann! Ein für die ganze bajerische Geschichte höchst denkwürdiges und frohes Ereigniß, dessen Einführung in die Geschichte kommender Zeiten zwar sehr viele Mühe kostet,

aber auch von den glänzendsten Erfolgen belohnt werden kann. Nur ein Otto, dessen Liebenswürdigkeit und früh gereiften Verstand, dessen Herzensgüte und wahrhaft königlichen Ernst wir so oft in der Nähe geschaut und bewundert haben, nur ein solcher zweiter Otto major an geistigen Vorzügen ist auch im Stande, die abgerissene Säule des Perikles neu zu errichten und dem Volke, welches noch an so vielen Barbarismen osmannischer und mittelalterlicher Jahrhunderte kränkelt, ein zivilisirtes Leben einzuhauchen, um einer neuen hellenisch-bajerischen Aera ein neuer Heros, ein neuer Kekrops zu werden. Es wird dann wohl auch der Homer nicht fehlen, so lange ein feindliches Troja auf den hellenischen Raub lauert.

Einer der vorzüglichsten und wirksamsten Freunde jenes um seine Freiheit mit dem Herzblute kämpfenden Volkes war denn auch der königliche Vater Ludwig. Die Würzburger wußten dies, wie alle Bajern, und darum flochten sie in den Kranz ihrer Freuden auch eine wohlwollende Gabe für die Hellenen. Aber neben dem Interesse für die Hellenen, vergaß Bajern auch nicht, anderen Männern vom Auslande seine Dankbarkeit zu zollen. Dies war der Fall am 28. Juli 1826, als zum Vortheile der unglücklichen Familie des allzu früh verstorbenen Karl Maria von Weber der Freischüz auf der königlichen Hofbühne gegeben wurde. Jener unübertreffliche Componist hatte ja den Grund zu seinem künftigen Kunstruhm auch in der bajerischen Hauptstadt gelegt. Valesi und Kalcher sind seine Lehrer im Gesange und der Composizion gewesen. — Die königliche Familie kam am 4. August d. J. nach Aschaffenburg und der Empfang dieser treuen Stadt war entzückend. Die Bürger von Aschaffenburg gehörten aber, so lange sie bajerisch sind, ohne alle Unterbrechung ihrem Könige, wie Kinder ihrem Vater. Was kümmert sich solche Treue und solche Liebe um das neidische Wort der Propaganda? Der Patriot kennt Gott, König und Vaterland. Ihren Interessen zu dienen ist der Stolz des ächten Bürgers, und solche sind die Aschaffenburger von Jeher gewesen und werden es zur Freude ihres Königs und zum Ruhme der unpartheiischen Geschichte auch fortan sein. Der schönste und ehrendste Beweis der Liebe

jener Bürger zu ihrem Könige ist wohl der, daß eben der König mit väterlicher Freude auch unter ihnen fast jährlich weilt.

Das war aber auch ein unbegränzter Jubel jener Stadt wie des ganzen Landes, als die Nachricht vom Schlosse kam, die allgeliebte Landesmutter Therese sei am 26. August glücklich von einer Prinzessin entbunden worden. Die feierliche Taufe derselben wurde am 27. August vorgenommen und das königliche Kind erhielt den Namen Alexandra. Die fortdauernde Gesundheit der königlichen Mutter, wie der Prinzessin erhöhte den Jubel noch auf hohe Weise. Kaum war also in ganz Bajern das Namens- und Geburtsfest des Königs auf's Glänzendste begangen worden; so hatte das biedere Volk schnell eine neue Gelegenheit, seine Liebe und Verehrung für das königliche Haus an den Tag zu legen. Die Nürnberger zeichneten sich nun bei jener Gelegenheit ganz vorzüglich aus. Sie feierten am 25., 26. und 27. August 1826 ihr erstes Volksfest mit einer Pracht und Zweckmässigkeit, daß selbst das seit 1810 in München feierlichst begangene Oktoberfest nicht schöner begangen werden konnte. Schon damals zeichnete sich Major von Spraul als eifriger und in jeder Beziehung tüchtiger Festordner aus, ein warmer Freund des Volkes, und ein trefflicher Ermunterer des Patriotismus. Der Monarch aber erkannte auch öffentlich die ungeheuchelt ihm dargebotene Verehrung und Liebe seines Volkes an. Wie sehr König Ludwig zur ächten Aufklärung seiner Bajern ohne Unterschied des Glaubens beitragen wollte, bewies er durch die Verordnung vom 27. August in Betreff der Einführung von geläuterten Religionsbüchern für die Israeliten, eine allerdings auch frohe Aussicht für diese seit Jahrhunderten unbillig und hart gedrückte Menschenklasse zur künftigen freieren Gestaltung ihres staatsbürgerlichen Lebens. Unter den Beförderern eines helleren Judenthums zeichnete sich später besonders der Rabiner Löwi von Fürth aus, der keinen Kampf scheute, sondern muthig dem zeitgemässen Ziele entgegenschritt.

Während nun König Ludwig I. im besten Wohlsein und in den glücklichsten Verhältnissen fast zwei Monate sich bei seinen treuen Aschaffenburgern aufgehalten hatte, traf er am 29.

Sept. wieder in der Hauptstadt ein. Der Magistrat hatte sich bereits alle Mühe gegeben, das erste Oktoberfest unter der Regirung Ludwigs I. so glänzend, als möglich, vorzubereiten, um seinem Monarchen die Liebe und freudige Verehrung der Münchener auf's Glänzendste zu beweisen und hierin andern bajerischen Städten nicht nachzustehen. Wie sehr aber auch der Monarch diese Huldigungen von altbiederer Treue zu würdigen wußte, hat er jenem Magistrate schon oft bewiesen. Ueberraschend wirkte daher manche Nachricht von den geheimen Unterstüzungen des Königs für wahrhaft Nothleidende. Ludwig I. machte wenig Pomp bei dem, was er gab. Er wollte gerecht geben und zweckmässig. Das bewies er durch die im ersten Jahre bis zur Summe von 300,000 fl. belaufenen Unterstüzungen aus der Kabinetskasse, dann durch die Begründung einer Erziehungsanstalt für blindgeborne Kinder in Freising, deren Dotazion sich auf 50,000 fl. belief. Dieses Kapital aber sollte nicht unter 100 und nicht über 300 fl. an geringere Gutsbesizer verzinslich angelegt werden, und auf solche Weise erreichte der edelmüthige und weise Monarch einen doppelt schönen Zweck *).

Endlich erschien am 4. Okt. 1826 auch die königliche Verordnung in Beziehung auf die Versezung der Universität von Landshut nach München. Ausgezeichnete Lehrer wurden vom Könige an diese nun mit einem vielseitigen Rufe geschmückte Anstalt berufen und transferirt. Wir nennen vorzugsweise den in der Kirchengeschichte rühmlichst bekannten Dr. Hortig, ein

---

*) Der aufmerksame Leser sieht wohl, daß der königlichen Handlungen zu viele werden, um dieselben in den mir noch übrigen Raum drängen zu können. Da aber besonders die neueste Geschichte vollständig sein soll und ihrer intensiven Bedeutsamkeit wegen vollständig sein muß; so bin ich gezwungen, diesen Paragraphen versprochenermassen am nothwendigen Schlusse dieses Bandes abzubrechen und die Fortsezung in einem neuen Hefte, in spätern Jahren einmal zu liefern. Das Allgemeine dieses Werkes reicht also wohl bis 1832; die einzelnen Fakta häufen sich aber zu sehr und sind zu wichtig, als daß dieser kurze Raum für sie ausreichen könnte.

D. V.

warmer Freund freimüthiger Wahrheit und ächter Religiosität; Dr. Allioli, ausgezeichnet durch seinen orientalischen Sprachreichthum und seine gemeinnüzigen Bibelüberseзungen; Dr. Döllinger, eine talentvolle, umsichtige und im Kirchenrechte wie in der Kirchengeschichte gleich veste Stüze des Katholizismus. An diese Männer reihten sich würdig der treffliche Menschenfreund Dr. Mall, ein vorzüglicher Lehrer der hebräischen Sprache, und Dr. Wiedemann, ein ächt christlicher Vorstand des Georgianums und längst bekannt durch seine mit vieler Popularität verfaßte allgemeine Geschichte, endlich Dr. Amann, nicht unberühmt im Vortrage der Moral und Dogmatik. Die theologische Fakultät konnte durch solche Männer nur gute Früchte tragen. An der Spize der juridischen aber standen Dr. von Wening-Ingenheim und Dr. Bayer. Des Ersteren an neun teutschen Universitäten eingeführtes Lehrbuch der Pandekten hat den Ruf jenes viel zu früh verblichenen als Lehrer wie als Mensch gleich ausgezeichneten Mannes längst zur Unsterblichkeit erhoben. Gleich ausgezeichnet durch Rede und Schrift erhöhte Dr. Bayer, der Unermüdliche, den Ruf der Anstalt und erwarb sich durch ernste Gewissenhaftigkeit die Ehrfurcht und durch menschenfreundliches Benehmen die Liebe aller seiner Schüler. Bayer's processualische Werke sind längst bekannt als Meisterstücke juridischen Fleißes und Scharfsinnes. Diesen Männern zur Seite standen Dr. v. Dresch, ein ausgezeichneter Redner in der Kammer und vortrefflicher Repräsentant des bajerischen Staatsrechtes; Dr. von Maurer, berühmt durch seine Kenntnisse in der napoleonischen Gesezgebung, wie durch seine Werke auf dem Boden des germanischen Rechtes und Dr. Schmidtlein, ein würdiger Lehrer des bajerischen Kriminalrechtes. Die beiden Professoren, Dr. Obernborfer und Dr. Medikus repräsentirten die staatswirthschaftliche Fakultät. Die vielseitige Praxis des Ersteren konnte der Finanzverwaltung der Universität eben so gute Dienste leisten, als er durch lichtvollen Vortrag seinen Schülern ein höchst nüzlicher Lehrer war, und durch seine Edelmüthigkeit und religiöse Haltung ein väterlicher Freund. Mit ausgezeichneten Männern wurde die medizinische Fakultät geziert und dadurch der Ruf des ba-

jerischen Medizinalwesens, welches an dem königlichen Leibarzte Dr. von Hartz einen unübertrefflichen praktischen Anhaltspunkt hatte, nur erhöht. Mit Ehrfurcht nennen wir zuerst den moralisch trefflichen und in den Wissenschaften allseitig gebildeten Dr. v. Grossi. In der Schule und Freundschaft Häberls groß gewachsen, wurde er eine wahre vaterländische Zierde. Und wenn wir neben ihm Namen, wie Dr. Breslau, Dr. Ringseis, Dr. Döllinger, Dr. v. Loe, Dr. Wilhelm, Dr. Weißbrod, Dr. Buchner und Dr. Schneider nennen; so werden wir wohl behaupten müssen, daß der Ruf der neuen Universität in medizinischer Beziehung mit den ersten Hochschulen Teutschlands wetteifern konnte. Gleich ehrenvoll und glänzend wurde auch die philosophische Fakultät vom Könige bedacht. An ihrer Spize stand Dr. Fried. W. Jos. von Schelling, dessen Name nicht allein eine Zierde Bajerns, sondern ein literarischer Glanzpunkt für alle zivilisirte Welt ist. Neben ihm schmückten die genannte Fakultät noch Männer, deren Ruf längst über die engen Schranken des südlichen Teutschlandes gebrochen ist, wie Dr. Thiersch, der Repräsentant des hellenischen Alterthums und der Philologie, Dr. Mannert, der kräftige, schmucklose und aufrichtige Historiker, dessen Geist so manches geschichtliche Quellenlabyrinth gefunden, geöffnet und gangbar gemacht hat, Dr. Schubert, der Vater populärer Naturgeschichte und der fromm-gemüthliche Menschenfreund, Dr. Späth, ausgezeichnet durch seine kräftig geschaffene und dargestellte niedere und hohe Mathematik, Dr. Sieber, längst berühmt durch sein gründliches, kurzes und doch zugleich umfassendes Lehrbuch der Physik, Dr. Meilinger, der treffende Logiker und wahre Vater für seine Schüler, Dr. Gruithuisen, ein würdiger, unermüdlicher und bis in die fernsten Räume der Weltkörperfamilien mit gewaffnetem Auge oder mit künstlichen Schlüssen dringender Nacheiferer Kepplers, ein Astronom, dessen Scharfblicke die Oberfläche des Mondes ein nicht schwer zu lösender Kalkul ist, Dr. v. Martius, der berühmte literarische Genosse und Freund von Spix, zur Genüge berühmt unter den zu wissenschaftlichen Zwecken Reisenden, Dr. Zuccarini, der unermüdliche und zu hohen Erwartungen berech-

tigende Botaniker; Dr. Ast, als gründlicher Philolog und Dr. Buchner, der ausgezeichnete Quellenforscher und Sammler in der vaterländischen Geschichte längst auf's Vortheilhafteste bekannt. Mit solchen Männern schmückte der weise Monarch seine neue Hochschule, und um ihren Ruf auf alle Art zu steigern, wurde selbst v. Gönner vermocht, seine glänzenden juridischen Kenntnisse vom Lehrstuhle aus mitzutheilen. Ein Semester hat er's gethan, dann rief den grossen Juristen der Tod aus unserer Mitte. Neben ihm wirkte als trefflicher Lehrer des bajerischen Civilprozesses v. Stürzer, dessen vielseitig gereifte Erfahrung und Praxis stets ein Schaz für seine Schüler war. So sorgte denn der edelmüthige und der wahren, der gründlichen Aufklärung stets huldreiche und günstige Monarch auf's Trefflichste für eine glanzvolle Begründung seiner Hochschule, und die überraschende Menge der Studenten aus allen Ländern bewies bald, wie sich jener Ruf verbreitete und anerkannt wurde. Traurig war's, daß so mancher spätere Schwindel der Zeit auch unter den Studirenden Plaz griff, und die redlichsten Absichten des weisen Königs nicht immer mit gebührender Ehrfurcht und Dankbarkeit belohnte.

Doch den Verirrten wußte die Kraft des Gesezes wieder auf die Bahn der Ordnung zu leiten. Möge diese Bahn nie mehr überschritten werden!

Bajern sind wir! Als Bajern wollen wir uns, wie aufrichtige und gehorsame Kinder um ihren Vater, so um den Thron unseres Monarchen sammeln! Unser Vater ist der König. Seine Weisheit, seinen redlichen Willen, seinen unermüdlichen Eifer für das wahre Beste des Volkes mit altgewohnter Treue, Ergebenheit und Liebe anzuerkennen, ist unsere Pflicht. Erfüllen wir diese und es wird Alles gut gehen. Wir können dann stets mit glühender Begeisterung, wie es unsere Ahnen so oft gethan haben, rufen: „Gott erhalte Wittelsbach! Gott erhalte den König!“

Ende.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

§ 351

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolf, Joseph Heinrich

Bajerische Geschichte für alle Stände des Vaterlandes ohne Unterschied ; von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1832

Bd.: 4

München 1833

Bavar. 2965 m-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10381051-9